



Gérard de Sède

Die
Templer
sind
unter
uns

oder
das Rätsel
von Gisors

Ullstein

Roger Lhomoy, der Kastellan der Burg von Gisors – zwischen Paris und Rouen gelegen – kann die alten Sagen nicht vergessen, nach denen sich der märchenhafte Schatz der Templer seit Jahrhunderten in einer geheimen Gruft unter der Burg von Gisors befinden soll. Ganz auf sich gestellt, macht er sich an die gefährliche Arbeit, Gänge und Schächte zu graben, und entdeckt schließlich eine unterirdische wunderbare romanische Kapelle, in der sich Statuen, Sarkophage und dreißig riesige Kisten befinden. Aber niemand will etwas davon wissen, und sein Schacht wird zugeschüttet.

Der Journalist Gérard de Sède hat den unwahrscheinlichen Bericht des alten Mannes nachgeprüft, und jede Seite des spannenden Buches läßt den Leser an der Überraschung teilhaben, die sich einstellt, als sich die Hirngespinnste durch Tatsachen und Dokumente nachweisen lassen. Der Autor geht von dem romantischen Abenteuer dieses hellseherischen Einsiedlers aus – und stößt, indem er seine Forschungen über die Templer hinaus ausdehnt, auf die Geschichte von vierzig Jahrhunderten esoterischer Tradition. Hat also Roger Lhomoy mit seiner Hacke den Schlüssel zu einem der größten Rätsel in der Geschichte freigelegt? Das ist die Frage, die das Buch DIE TEMPLER SIND UNTER UNS aufwirft; es verbindet die strengen Richtlinien historischer Forschung mit einem wahrhaft kriminalistischen Scharfsinn.



SÈDE . DIE TEMPLER SIND UNTER UNS

GÉRARD DE SÈDE

*Die Templer sind
unter uns*

ODER

DAS RÄTSEL VON GISORS

MIT 13 ABBILDUNGEN IM TEXT
UND 16 TAFELN



ULLSTEIN

Die französische Ausgabe dieses Buches erschien unter dem Titel
»LES TEMPLIERS SONT PARMi NOUS OU L'ÉNIGME DE GISORS«
im Verlag René Julliard, Paris. Deutsch von Liselotte Julius
Photos von Daniel Lefebvre. Zeichnungen von Pierre Plantard
Dokumentation von Margit Rowell und Sophie de Sède

PGM 45



1988.1447

(L 1619)

VERLAG ULLSTEIN GMBH · BERLIN · FRANKFURT/M · WIEN

Umschlag und Einbandentwurf von Wolfgang Dohmen

© 1962 by René Julliard, Paris

Alle deutschen Rechte bei Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/M – Berlin

Printed in Germany, Berlin West 1963 · Gesamtherstellung Druckhaus Tempelhof

»Der Herr, dem das Orakel zu Delphi gehört,
sagt nichts – und birgt nichts, sondern er bedeutet.«

HERAKLIT

Erster Teil

DER ALTE MANN UND DIE ERDE

»Laßt uns suchen wie jene, die finden
müssen, und laßt uns finden wie jene,
die noch suchen müssen.«

AUGUSTINUS

Wenn ich nicht nach zehn Jahren journalistischer Tätigkeit beschlossen hätte, mich eine Zeitlang mit Landwirtschaft zu beschäftigen, wäre ich nie auf die Spur des Templerschatzes gestoßen.

Diese Feststellung mag seltsam klingen. Ich werde sie erklären müssen. Zum Glück beginnt mit dieser Erklärung aber bereits die weitaus seltsamere Geschichte, für die ich den Leser gewinnen möchte.

Im Jahre 1959 züchtete ich also Schweine. Eines Morgens stellte sich ein Knecht vor, der Arbeit suchte. Er kam zu Fuß aus der Normandie. Ein Rucksack enthielt seine kümmerlichen Habseligkeiten. Sein Alter sprach gegen ihn, seine offensichtliche Notlage und jenes gewisse Etwas, das Vertrauen einflößt, jedoch für ihn.

Ich will nicht heucheln. Über seine Einstellung entschied weniger mein Mitleid oder mein gutes Herz, sondern meine Neugier. Ich sollte es nicht bereuen.

EIN EXORZIST IM STALL

Ich sehe Roger Lhomoy noch vor mir, wie er sich am Morgen seiner Ankunft mit den Ellbogen auf den weißen Zaun stützte. Der Tabak, den er mit den großen Händen zerkrümelte, dürfte schon seit Tagen sein Hauptnahrungsmittel gewesen sein. Doch er war wortkarg. Die Selbstachtung verbot es ihm, als lästiger Bettler zu erscheinen.

Er war einundfünfzig, wirkte aber wie ein guter Sechziger. Das weiße Haar, die hohe Stirn, das zerfurchte Gesicht, die spärlichen Zähne, die durch ein fortgeschrittenes Emphysem hervorgerufene Kurzatmigkeit – all das zeugte von einem selbst für seine robuste Natur allzu harten Leben. Seine stahlgrauen Augen allerdings blickten hart und offen: die Augen eines Mannes, der seine Aufgabe zu Ende führt. Auf dem Land fehlt es nie an Arbeit. Roger saß also noch am selben Tag an unserem gemeinsamen Tisch. In der ersten Zeit brachte er die Zähne nicht auseinander.

Ich erkannte bald, daß der alte Mann seine Angst vor Schweinen mühsam beherrschte. Eines Tages machte ich darüber eine scherzhafte Bemerkung.

»Man kann nie wissen«, erwiderte Lhomoy ebenfalls lachend. »Vielleicht sind es die Dämonen aus dem Evangelium, die Jesus in Schweine verwandelt hat. Wissen Sie«, fuhr er fort, »in dem Fall würde ich mir nichts daraus machen, sie wegzujagen.«

Und er begann zu meiner größten Verblüffung das Exorzistat (1a) auf lateinisch zu zitieren.

»Woher haben Sie denn das, Roger?«

»Das ist ganz einfach«, erklärte er gelassen. »Heute bin ich Stallknecht bei Ihnen, aber früher war ich Seminarist. Ich habe sogar die niederen Weihen empfangen. Sie wissen doch sicher, daß dazu das Exorzistat gehört.«

An jenem Tag wollte ich nicht näher darauf eingehen. Doch das war der Beginn einer ungewöhnlichen Geschichte, die ich ihm zunächst Stück für Stück entreißen mußte. Und selbst als Roger Lhomoy sie beendet hatte, ahnte ich nicht im entferntesten, wohin sie mich führen würde.

Nun kann niemand ein außergewöhnliches Abenteuer besser erzählen als derjenige, der es erlebt hat. Und so hatte ich vor, Lhomoy selber die ersten Seiten dieses Buches schreiben zu lassen. Wenn er es nicht getan hat, so deshalb, weil er es nicht konnte. Roger Lhomoy ist nämlich kein gescheiterter Intellektueller, sondern im Gegenteil ein rauher, ungeschliffener Bauer. Es gelang ihm zunächst, sich emporzuarbeiten. Dann aber stürzte er viel tiefer hinab als zuvor. Er hat die positive Einstellung des ländlichen Menschen und zeigt zumindest keinerlei Neigung für Abstraktionen. Das Latein, das er zitiert, ohne es wirklich zu können, gehört zu den vielfältigen unzusammenhängenden Kenntnissen, die er dank seines wachen, jedoch völlig durchschnittlichen Verstandes im Laufe seines bewegten Lebens aufzulesen vermochte. Übrigens bedauert er selber seine mangelhafte Bildung. Dieser knappe Umriss seiner Persönlichkeit wird später das Verständnis dafür erleichtern, daß man ihm gewisse Motive und Kenntnisse nicht unterschieben kann.

Damals, als er sich auf das friedliche Dasein eines bescheidenen Landpfarrers vorbereitet, setzt sich in Roger Lhomoy ein Gedanke fest, der den Verlauf seines Lebens von Grund auf verändern soll: unter der mittelalterlichen Burg, die hoch über seiner Geburtsstadt Gisors liegt, ist ein sagenumwobener Schatz vergraben. Und den will er finden.

Ein verrückter Gedanke. Tatsächlich hat nur der Volksglaube die Burg mit einem geheimnisvollen Nimbus umrankt. Eine uralte Sage berichtet, daß Königin Blanka in Gisors belagert wurde, die feindlichen Reihen durchbrach und sich in die benachbarte

Burg von Neaufles flüchtete. Diese wurde nun die ganze Nacht hindurch umzingelt. Als man sie jedoch am Morgen stürmte, war die Königin verschwunden. Bald darauf tauchte sie wieder in Gisors auf und schlug die Angreifer in die Flucht. Es gab also eine unterirdische Verbindung zwischen den Burgen von Neaufles und Gisors. Die Sage berichtet ferner, daß in diesem längst verschütteten unterirdischen Gang ein Schatz verborgen ist, der durch hermetisch verschlossene Eisengitter geschützt wird. Nur einmal im Jahr könne man an diesen Schatz gelangen: am Heiligen Abend während der Mitternachtsmesse, und zwar, wenn der Priester den Stammbaum Jesu vorliest. Dann öffnen sich die Eisengitter, schließen sich aber sofort danach wieder.

Ein verrückter Gedanke also, und dennoch ist Lhomoy nicht verrückt. Was hat nun den Fünfundzwanzigjährigen, der bereits über die Hälfte seiner Vorbereitung auf den Priesterstand hinter sich hatte, dazu veranlaßt, auf eine sorgenfreie Zukunft zu verzichten und sich völlig einer Aufgabe zu widmen, die jeder nur für das Hirngespinnst eines Geisteskranken halten kann?

Es ist nicht leicht, diese Frage zu beantworten. Um so schwieriger, als Lhomoy in diesem Punkt stets äußerste Zurückhaltung gewahrt hat, auch nachdem ich sein volles Vertrauen gewonnen hatte. Setzt man ihm mit diesem Thema zu, so antwortet er aus Höflichkeit. Doch seine Erklärungen sind ausweichend und wechseln ständig.

Wie dem auch sei, Lhomoy läßt niemandem gegenüber etwas von seinem phantastischen Vorhaben verlauten. Er bereitet einen reiflich durchdachten Plan vor, dessen Durchführung Zeit kosten wird. Systematisch macht er sich daran, ihn etappenweise zu verwirklichen.

Er entsagt dem Priesterstand, ohne Skandal zu verursachen oder sich die Sympathien des Klerus zu verscherzen, und läßt eine angemessene Frist verstreichen, ehe er sich verheiratet. Die Liebe zu seinen zwei Kindern überdauert alle späteren Belastungen. Geduldig reicht er wiederholt Gesuche ein, um die einzige Anstellung zu erhalten, die ihn völlig legal und sozusagen als Herrscher an den Ort seiner Sehnsucht bringen kann. 1929 stellt

die Gemeinde von Gisors Roger Lhomoy, geboren am 17. April 1904, als Kastellan, Führer und Gärtner für die Burg ein, die Eigentum der Stadt ist.

EIN RUHIGER GÄRTNER

Lhomoy liebt Gärten und weiß, was ihnen guttut. Für einen Bauern, der schwere Arbeit gewohnt ist, bedeutet die Gärtnerei ein Vergnügen. Man kann dabei nachdenken, der Körper ermüdet nicht. Das kleine Beamtengehalt wird durch die Trinkgelder der Fremden aufge bessert, so daß der Haushalt gut geführt werden kann. Frau Lhomoy hat sogar eine Aufwartefrau. Die Wohnung ist hübsch. Sie liegt in einem alten runden Turm. Lhomoy ist beinahe zum Bürger geworden und führt die Besucher voller Besitzerstolz herum.

Kurz, er hat einen festen Beruf und ein glückliches Familienleben. Siebzehn Jahre geht alles geruhsam und unauffällig so weiter. Und doch ist das nur Fassade. Wenn er zögert, seinen Plan in die Tat umzusetzen, so deshalb, weil er sich noch im unklaren darüber ist, wo er beginnen soll.

Erst Anfang 1944 nimmt Roger Lhomoy seinen großen Kampf auf.

Für die Einwohner von Gisors ist die Burg ein angenehmer Aufenthalt. Die Ringmauer umgibt die Gartenanlage mit ihren Bänken, Rasenflächen, großen Bäumen. Tagsüber stricken hier Frauen und spielen Kinder. In der Dämmerung kommen dann die Liebespaare. Am Sonntag kann man den Wehrturm besteigen, von dem aus man an klaren Tagen mit dem Fernglas Montmartre sieht, denn Paris ist nur siebenzig Kilometer entfernt. Aber bei Kriegsbeginn wurde der Zutritt zur Burg für das Publikum verboten.

»Dieser Umstand begünstigte meine Pläne sehr«, erzählt Lhomoy heute. »Ich konnte sicher sein, daß meine Arbeit nicht durch

vorzeitige Neugier zunichte gemacht wurde. Und Mut brauchte ich! Hundertmal war ich soweit, aufzugeben. Das gewaltige Ausmaß meines Vorhabens erdrückte mich. Zum Glück glaubte ich bedingungslos an den Erfolg.«

Der Glaube versetzt Berge, heißt es im Evangelium. Für den ehemaligen Seminaristen war das nicht nur eine rhetorische Floskel. Er war vielmehr dadurch imstande, tatsächlich Berge von Erdreich zu versetzen. Roger vollbrachte im Innern der Erde eine Heldentat, die jedes Fassungsvermögen übersteigt.

Von nun an kann ein gut verborgener Neugieriger den matten Schein einer Laterne wie ein Irrlicht durch die Gänge der verschlafenen Burg flattern sehen. Es ist Lhomoy, der sich nach dem letzten hastig verschlungenen Löffel Suppe und nach einem immer flüchtigeren Kuß auf die Stirn seiner Frau an die Arbeit begibt. Drei Jahre lang geht er Nacht um Nacht zum Wehrturm und gräbt dort. Seine ganze Ausrüstung besteht aus einem Spaten, einer Spitzhacke, einer Kabellampe, einer alten Winde und einem Korb, mit dem er Erde und Schutt wegschafft.

Auf dem Hügel hinter der Ringmauer des Wehrturms ist links von der Tür ein uralter Brunnen. Von dort aus wird er die Wahrheit ergründen, meint Lhomoy. Der Brunnen ist seit langem bis zum Rand verschüttet. Er legt ihn frei, dringt zehn Meter tief hinunter, dann zwanzig, dann dreißig. Jeden Abend gelangt er mit dem geknoteten Seil etwas tiefer in den engen Schacht, der ohne Grund zu sein scheint. Ein Schlag mit der Spitzhacke, eine Schaufel voll Erdreich, der gefüllte Korb wird mit der verrosteten Winde hochgezogen, Lhomoy klettert hinterher, leert den Korb aus, steigt wieder hinunter. Abermals ein Schlag mit der Spitzhacke... Das Loch ist jetzt so tief wie ein sechsstöckiges Haus. Eines Abends wäre beinahe ein Unglück geschehen.

Ganz unten sind die Steine abgebröckelt und legen eine Art Ausbuchtung frei. Ob wohl ein Vorgänger, vielleicht vor Jahrhunderten, den Weg zu dem Schatz gefunden und ihn womöglich geraubt hat? Voller Sorge tastet sich Roger weiter: die Ausbuchtung endet in einer Sackgasse. Beruhigt will er umkehren. Da stürzt das überhängende Erdreich über ihm zusammen. Um

Haaresbreite entgeht er dem Schicksal, hier begraben zu werden. Aber es ist immer noch schlimm genug – er hat sich ein Bein gebrochen. Wenn er um Hilfe ruft, würde man ihn nicht hören. Außerdem will er sich nicht bemerkbar machen, denn das hieße, sein Geheimnis verraten. Doch in diesem Loch langsam dahinzusterben, diesem Symbol seiner jahrelangen, nunmehr sinnlos gewordenen Arbeit, der bloße Gedanke daran hilft ihm, seine letzten Kräfte zu sammeln. Zentimeter um Zentimeter arbeitet er sich mit zusammengebissenen Zähnen an seinem geknoteten Seil empor.

Kaum genesen, hat er alle Mühsal vergessen und macht sich eilig wieder an sein Werk. Er hat zuviel gesunden Menschenverstand, um gegenüber dieser Warnung des Schicksals taub zu bleiben. Deshalb läßt er den Brunnen, wo ihm beim ersten falschen Hackenschlag der sichere Tod droht, in Ruhe und beginnt jetzt fünfzehn Meter vom Brunnenrand entfernt zu graben. Sein Handwerkszeug ist dasselbe geblieben. Nach wie vor arbeitet er nachts, denn bei Tag muß er weiterhin den pflichttreuen Kastellan und Gärtner spielen.

Nach der bitteren Erfahrung wird Lhomoy vorsichtiger. Er gräbt jetzt ein größeres, sich nach unten trichterförmig verengendes Loch. Aber ohne Wetterschacht, sogar ohne Stützbalken, vor allem aber ohne Wache und Hilfe im Notfall, bleibt ihm auch so nur das Gefühl einer trügerischen Sicherheit. Doch er gibt sich damit zufrieden, so sehr hat ihn der Ehrgeiz gepackt. Im Juni 1944 ist er sechzehn Meter unter der Erde. Hierher dringt der Lärm der alliierten Invasion kaum. Der Abzug der Deutschen, die so sehr hinter Buntmetallen her waren, veranlaßt ihn jedoch, sein selbstaufgelegtes Schweigen zu brechen. Er zieht einen Jugendfreund ins Vertrauen, Lesenne, der später sein Nachfolger als Kastellan wird. Einige Wochen lang hilft ihm Lesenne. Er wird Zeuge von Lhomoy's erster Entdeckung: einem kleinen unterirdischen Raum von ungefähr vier mal vier Meter Größe. Ein Archäologe wäre auf einen solchen Erfolg bereits stolz gewesen. Aber für Roger, der einen Schatz sucht, ist das nur eine Kleinigkeit. Der Raum ist völlig leer und führt auch nirgendwohin.

Nachdem er ihn seinem Freund unter dem Siegel der Verschwiegenheit gezeigt hat, schüttet er ihn wieder zu und nimmt seine Suche von neuem auf.

Roger beginnt nun aus wer weiß welchen Gründen, einen waagerechten Stollen zu graben. Dieser führt vom Grund des neuen Loches aus in Richtung auf den Brunnen, wo er zuvor schon beinahe den Tod gefunden hätte. Es ist ein enger Gang von fünfzig Zentimeter Durchmesser, den er nur flach auf dem Bauch liegend weiter ausheben kann. Eimer um Eimer kratzt er die Erde zusammen, schafft sie dann rückwärts kriechend bis zum Grund des vertikalen Trichters und hißt sie mit Hilfe eines einfachen Seilzuges sechzehn Meter empor. In diesem wahren Rettengang kann er sich nur ganz langsam und vorsichtig bewegen, weil kaum Luft hereinkommt. Außerdem droht bei der geringsten falschen Bewegung die Gefahr eines elektrischen Schlages. Denn das Kabel seiner Behelfsbeleuchtung ist von der Feuchtigkeit angefressen, so daß der Draht größtenteils frei liegt, der leichtsinnigerweise an die Starkstromleitung im Schloß angeschlossen ist. Die geringste Ungeschicklichkeit bedeutet unausweichlich den Einsturz. Dennoch erreicht der Stollen bald eine Länge von neun Metern.

Zweimal habe ich diesen unwahrscheinlichen Teil von Roger Lhomoy's abenteuerlichem Unternehmen mit angehört. Zuerst aus dem Mund des Helden selber, der sich die Füße an einem hell flackernden Holzfeuer wärmte. Doch seine Worte besaßen nicht die Kraft, seine Erlebnisse wirklich plastisch darzustellen. Mein skeptisches Naturell vermutete, daß sich bei ihm in der Erinnerung die Proportionen des Ganzen gewaltig verschoben hatten. Das zweite Mal hörte ich einen Augenzeugen: Emile Beyne, ehemaliger Pionieroffizier, war in bezug auf unterirdische Stollen immerhin Fachmann und trug im Artilleriefeuer erworbene Orden. Er verhehlte durchaus nicht, mit welcher Angst er den Spuren Lhomoy's in diesem Labyrinth gefolgt war.

Seit jenem Tag glaubte ich ihm aufs Wort. Denn ich kam selber müde und erschöpft aus einem Teil der furchteinflößenden Unterwelt, die Roger Lhomoy mit bloßen Händen geschaffen hatte.

DIE SAGENHAFTE KRYPTA

Hinter dem scheinbaren Wahnsinn trägt das Unternehmen Roger Lhomoy immer die Merkmale eines durchaus vernünftigen Planes. Zunächst verwischt er stets alle Spuren, die seine Arbeit vorzeitig verraten könnten. Wenn als Preis eines solchen Kampfes ein Schatz winkt und das ruchbar wird, kann man sich leicht ausmalen, daß man nicht lange allein bleiben wird. Mit viel Mühe tarnt er nach jeder Arbeitsnacht die Öffnung des Trichters. Die ausgehobene Erde verteilt er sorgfältig. Das wird allmählich schwierig, da er bisher bereits fünfzig Tonnen Erdreich gefördert hat.

Allerdings treibt er die notwendige Geheimhaltung nie so weit, daß er die rechtliche Seite außer acht läßt. Er hat bei der zuständigen Behörde, dem Staatssekretariat der Schönen Künste, eine schriftliche Genehmigung beantragt und erhalten, im Bereich einer als historisches Denkmal klassifizierten Burg Ausgrabungen zu machen. Doch diese Genehmigung allein genügt nicht. Er braucht auch noch die der Stadt Gisors, der das Terrain gehört. Bevor er also Höhlenforscher auf eigene Faust spielt, geht er zum Bürgermeister, einem Bekannten. Dieser macht aus seiner Skepsis kein Hehl, gibt Lhomoy aber trotzdem »grünes Licht« und verspricht ihm, alles Nötige zu veranlassen, wenn seine Arbeit doch zufällig eine Entdeckung bringen sollte.

Man muß zugeben, daß all das für einen einfachen Gärtner nicht schlecht eingefädelt ist. Wohlverstanden hat Lhomoy weder dem Staatssekretariat der Schönen Künste noch dem Bürgermeister gegenüber auch nur das geringste von einem Schatz verlauten lassen, sondern nur von archäologischen Ausgrabungen gesprochen.

Es ist mittlerweile März 1946 geworden. Der Stollen, an dem er wie ein Galeerensträfling gearbeitet hat, enttäuscht Rogers Hoffnungen: er führt nirgendwohin. Doch seine Hartnäckigkeit ist nicht gebrochen. Er beginnt, diesen Stollen durch einen neuen vertikalen Schacht zu verlängern. Er arbeitet jetzt mit nacktem Oberkörper. Natürlich weiß er, daß er sich damit seine Gesund-

heit ruinieren wird, und bei dem Sauerstoffmangel hat er das unerträgliche Gefühl, zu ersticken. Innerhalb einer Stunde muß er mehrfach hinauf an die frische Luft. Entweder weil er beinahe ohnmächtig wird, oder er muß seine Kabellampe reparieren. Er kann sie keinen Augenblick entbehren, denn in dieser Tiefe brennen die Kerzen, mit denen er ausgerüstet ist, nicht mehr. Seit langem hat er Spaten und Spitzhacke weggetan. Der Schacht ist zu eng, als daß sie ihm noch helfen könnten. Er gräbt mit bloßen Händen und benutzt eine Brechstange. Sie ist handlicher, und er kann damit Gesteinsbrocken lösen, die weiter unten immer zahlreicher werden.

Dieser letzte Schacht wird nie mehr als vier Meter tief. Es fehlen noch einundzwanzig Zentimeter daran, als eines Abends . . .

Doch hier müssen wir Roger selbst das Wort erteilen, weil niemand außer ihm das erblicken sollte, was er nun sah:

»Meine Brechstange stößt auf Stein. Ich achte nicht darauf, denn ich arbeite bereits über zehn Stunden in einer Kieselschicht und bewege mich nur mehr wie ein Automat. Mechanisch beiseite ich den Lehm mit den Händen, um diesen großen Felsbrocken freizulegen. Aber bei der Berührung zeigt sich, daß er glatt ist: kein Zweifel, es handelt sich um einen behauenen Stein. Daneben ist noch einer und dann ein weiterer. Ich bin auf eine Mauer gestoßen. Wenn es mir gelingt, auch nur zwei dieser Steine herauszubringen, habe ich gewonnen. Das Loch wäre dann zum Hindurchkriechen groß genug. Die Fugen sind nicht zementiert. Das ist ganz normal, da es sich um eine alte Mauer handelt. Es genügt, die Steine mit der Stange zu lockern und sie dann herauszustemmen. Das kostet Zeit, aber ich spüre keinerlei Müdigkeit mehr. Ich lege den ersten Stein frei wie einen großen Zahn und kann jetzt den danebenliegenden mit der Hand wegnehmen. Mein Kopf geht durch, die Schultern ebenfalls – die Lücke reicht. Doch ich sehe überhaupt nichts. Das Kabel meiner Lampe liegt aufgerollt zwei Meter hinter mir. Ich habe nicht die Geduld, zurückzukriechen. Also stoße ich einen lauten Schrei aus, um mir Gewißheit zu verschaffen. Das Echo, das ihn zurückwirft, ist so stark, daß ich vor Schreck zusammenfahre. Dann erfaßt mich

Freude – hier ist ein Raum, ein sehr großer Raum. Man kann sich vorstellen, daß ich meine Kabellampe im Handumdrehen holte und schleunigst über die Mauer kletterte.

Nie werde ich vergessen, was ich dann gesehen habe. Es war ein phantastischer Anblick. Ich bin in einer romanischen Kapelle aus Louveciennes-Steinen. Sie ist dreißig Meter lang, neun Meter breit und etwa viereinhalb Meter hoch bis zum Schlußstein des Gewölbes. Gleich links vor mir neben dem Loch, durch das ich gekommen bin, ist der Altar. Zu meiner Rechten liegt der übrige Teil des Baues. In halber Höhe der Wände sind lebensgroße Statuen von Christus und den zwölf Aposteln auf Steinkonsolen. Auf dem Boden an den Wänden stehen Steinsarkophage von zwei Meter Länge und sechzig Zentimeter Breite: neunzehn im ganzen. Und im Schiff fällt der Schein meiner Lampe auf etwas Unglaubliches: dreißig Truhen aus kostbarem Metall, die in Zehnerreihen aufgestellt sind. Das Wort Truhen genügt nicht – man müßte vielmehr von liegenden Schränken sprechen. Jeder dieser Schränke ist zweieinhalb Meter lang, einen Meter achtzig hoch und einen Meter sechzig breit.« (Tafel VI, oben.)

Lhomoy ist zweifellos ein vorsorglicher Mensch. Aber wenn er hundert Fuß unter der Erde durch enge Gänge, die einer Katze Angst einflößen würden, kriecht, belastet er sich nicht mit Vermessungsgeräten. Deshalb mißt er jetzt die märchenhafte Krypta mit großen Schritten aus. Doch ein Mensch vom Lande, der noch dazu Gärtner ist, hat ein untrügliches Augenmaß. Für ihn sind fünfundzwanzig Zentimeter mehr oder weniger keine Kleinigkeit. Roger läuft nicht Gefahr, daß ihn sein Gedächtnis im Stich läßt. Was er einmal mit eigenen Augen gesehen hat, vergißt er auch nicht. Außerdem kann er sich auf sein Augenmaß verlassen. Jetzt kann er ruhig wieder hinauf an die frische Luft. Heute ist die Nacht noch nicht zu Ende. Zum erstenmal seit langem kann er schlafen.

WEHE DEN SIEGERN!

Am nächsten Morgen erwacht Roger als neuer Mensch. Ohne Übergang ist er aus einem Alptraum in eine Märchenwelt versetzt worden. Er glaubt fest daran, daß die Truhen in der unterirdischen Kapelle mit Gold vollgefropft sind. Und da er nicht zu denen gehört, die von großen Autos, Kasinos und Kreuzfahrten träumen, sieht er sich bereits als Besitzer eines schönen Hofes in der Normandie mit gut hundert Hektar Land, vollen Scheunen und Ställen. Vor allem kann er jetzt seinen beiden Kindern eine Ausbildung und Mitgift geben, die seinem Ehrgeiz entspricht.

Das alles ist durchaus nicht abwegig. Seiner Meinung nach hat er ja sämtliche Vorsichtsmaßnahmen ergriffen und sich restlos gedeckt. Er besitzt Genehmigungen und hat zu keinem Menschen von dem Schatz gesprochen. Über diesen Punkt hat er sich bereits seit langem bei einem Rechtsanwalt informiert. Er weiß, daß der Finder eines Schatzes auf einem Gebiet, das einem anderen gehört, seinen Anteil daran nur beanspruchen kann, wenn er ihn durch reinen Zufall entdeckt hat. Das erklärt auch das Mißtrauen, mit dem er heute noch Fragen begegnet, wieso er zu seinen Ausgrabungsarbeiten gekommen ist. Er ist der festen Überzeugung, daß sein gesetzmäßiger Anteil an dem Fund ein Drittel beträgt.

In erster Linie aber fühlt er sich befreit. Seit Jahren hat er unter einer Erstickungspsychose gelitten. Sein Körper war in die beklemmenden unterirdischen Gänge eingezwängt, auf seiner Seele lastet sein Geheimnis. Und so entgeht ihm selbst die einfache Freude, die auch der ärmste Vagabund genießt: im hellen Tageslicht zu leben. Doch von jetzt an hat dieser Zustand ein Ende. Roger verläßt sein Haus leichten Herzens und von Gewißheit erfüllt. Er geht die ersten Schritte eines Weges, der ihn bis zu den Markthallen von Paris führen wird, als einsamen, elenden Clochard.

Sein erster Besuch gilt der Bürgermeisterei. Mit falscher Bescheidenheit, deren Wirkung er wohl berechnet, erstattet er den Gemeindevätern Bericht über seinen Fund. Er ist im richtigen

Augenblick gekommen, am großen Sitzungstag. Sogar ein Departementsrat ist anwesend. Alle hören Roger mit einer Aufmerksamkeit zu, in der er keinerlei Bosheit entdeckt.

»Sie machen keine Witze?« fragt man ihn. »Bestimmt nicht? Dann wollen wir gleich zum Wehrturm gehen.«

Gesagt, getan. Roger frohlockt. Vor dem Erdloch erläutert er den Herren, die ernst die Köpfe schütteln, sein Vorgehen. Er spricht von seinen behelfsmäßigen Mitteln, von den überstandenen Gefahren, den schlaflosen Nächten und schließlich von seinem Erfolg. Bis in die kleinsten Einzelheiten beschreibt er die phantastische Krypta, die jahrhundertlang verborgen lag, und die er mit einem Schlag aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt hat.

Ein Stadtrat löst sich von der Gruppe, weist mit ernster Miene auf den gähnenden Abgrund und sagt zu den anderen:

»Ich stelle Ihnen hiermit das Werk eines Narren vor.«

»In diesem Augenblick habe ich den Kopf abgewandt und die Zähne zusammengebissen, damit sie mich nicht weinen sehen«, erzählt Roger.

Doch er fängt sich rasch wieder. Sie werden schon sehen, ob er verrückt ist! Vor allem muß er sich die Wahrheit seiner Behauptungen bestätigen lassen. Das ist wichtig für die Wahrung seiner Rechte. Er geht also in Gisors herum und erzählt jedem, der es hören will, von seinem Abenteuer. Aber die Normannen sind von Natur aus mißtrauisch. Was ist denn in den sonst so verschlossenen, schweigsamen Kastellan gefahren? Woher nimmt er nur diese unglaubliche Ausgrabungsgeschichte, ausgerechnet er, der in den ganzen siebzehn Jahren noch nie zu jemand über dergleichen gesprochen hat? Er ist amüsan, und man möchte ihm gern ein Glas anbieten, aber wenn er mit seiner Erzählung zu Ende ist, kommt meist dieselbe Frage:

»Du bist nicht zufällig Blaiseau begegnet?«

Blaiseau d'Ardent ist eine Sagengestalt der Gegend: der Mann ohne Kopf, der in den keltischen Steindenkmälern wohnt und sich bei Nacht damit vergnügt, Reisende irrezuführen. Im Scherz gibt man ihm die Schuld, wenn Männer wegen eines Mädchens oder eines Kruges Calvados die Nacht außer Haus verbringen.

Lhomoy ist keineswegs um Antwort verlegen. Was er gesehen hat, kann jeder andere auch sehen, wenn er nur will. Die Ungläubigen brauchen nur in sein Erdloch hinunterzusteigen, und zwar am liebsten sofort. Er begleitet sie gern.

Als sie vor dem schwindelerregenden Krater, den Roger gegraben hat, stehen, vergeht ihnen die Lust zu lachen. Doch haben sie ebensowenig Lust zum Selbstmord. Wer will sich schon in einem Korb an einem morschen Seil in diesen gefährlich tiefen Schacht hinunterlassen, wo man nicht weiß, ob man lebend wieder herauskommt?

Trotzdem finden sich zwei Freiwillige. Der eine ist Marcel, der Bruder Rogers. Ein bedächtiger Mann, der seinen Weg im Leben gemacht hat. Er ist Gemeinderat in einer großen Ortschaft an der Bannmeile von Paris, Hausbesitzer und Geschäftsmann. Nicht ohne Schwierigkeiten zwingt er sich in den senkrechten Schacht. Doch als er dreizehn Seilknoten vor dem Grund ankommt, muß er aufgeben. Die Einsturzgefahr ist zu groß. Als er mir später von seinem Versuch berichtet, betont er nachdrücklich, daß er Rogers Entdeckung keinen Augenblick angezweifelt hat.

Der zweite Freiwillige ist Emile Beyne. Der ehemalige Pionieroffizier, von dem bereits die Rede war, ist jetzt Kommandant der Feuerwehr von Gisors. Ein turnerisch gewandter Mann und zudem ein gewissenhafter Zeuge. Er gelangt bis auf den Grund des senkrechten Schachtes und riskiert bei jeder Bewegung sein Leben, als er die neun endlosen Meter des Querstollens hindurchkriecht. Es verbleiben noch die letzten vier Meter des zweiten Schachtes. Aber er kommt nicht bis zum Ende, sondern muß sich damit zufriedengeben, Steine dorthin zu werfen. Er stellt fest, daß ein Echo erschallt. Er erklärt Lhomoy's Behauptung zwar nicht für falsch, aber er kann auch nicht sagen: »Ich habe es ebenfalls gesehen«; denn die Luft wird zu knapp, und es wäre zu gefährlich, um jeden Preis weiterzumachen.

Innerhalb weniger Stunden ist Lhomoy merklich im Kurs gestiegen. Eines braucht er bestimmt nicht zu befürchten: totgeschwiegen zu werden. Die ganze Stadt erörtert bald das Für und Wider der Angelegenheit.

Er macht sich das zunutze, geht abermals in die Bürgermeisterei, zeigt die Genehmigung vom Staatssekretariat der Schönen Künste vor und erinnert an die früheren Versprechungen. Dabei vergißt er, daß sich in den letzten drei Jahren einiges ereignet hat. Gisors hat einen neuen Magistrat, der sich keineswegs an die Zusicherungen seiner Vorgänger gebunden fühlt. Lhomoy erhält die einigermaßen überraschende Antwort:

»Wer hat Ihnen überhaupt erlaubt zu graben? Sie hatten keine schriftliche Genehmigung der Stadt. Sie haben sich einer Denkmalsbeschädigung schuldig gemacht. Das bedeutet Ihre sofortige Entlassung. Das Erdloch wird umgehend wieder zugeschüttet, mag ein Schatz unten sein oder nicht. Doch Sie sollen sehen, daß wir gute Stadtväter sind. Wir erlassen Ihnen die Kosten.«

Nun sitzt Roger Lhomoy auf der Straße. Aber es geschieht noch Schlimmeres: seine Frau, die Nacht für Nacht wegen des Schatzes vernachlässigt worden ist, hat genug von ihm. Sie verläßt ihn und nimmt die beiden Kinder mit.

Und am selben Tag schüttet eine Gruppe von deutschen Kriegsgefangenen auf Befehl der Gemeinde das in tausendundeiner Nacht gegrabene Erdloch in ein paar Stunden wieder zu.

Von jetzt an teilt Roger das Schicksal von Hemingways altem Fischer, der sein ganzes Leben lang einem großen Fisch nachjagt, am Schluß nur ein Skelett fängt und langsam darüber stirbt.

ZWEI MAZENE UND EIN MAULWURF

Eine Zeitlang beugt sich Lhomoy unter den wiederholten Schicksalsschlägen, doch nach einem weiteren richtet er sich wieder auf.

Was er einmal aufs Geratewohl getan hat, kann er ohne weiteres wiederholen. Er weiß ja jetzt, wo dieser dunkle Weg mündet. Was fehlt ihm eigentlich? Die formelle Genehmigung der Stadt. Also reicht er schriftlich darum ein.

Der Sekretär des Bürgermeisters läßt ihn nicht lange warten. Seine Antwort ist in einem Ton abgefaßt, wie man ihn selten in behördlichen Mitteilungen findet:

»Ich verbiete Ihnen ausdrücklich, Ihre verrückte Nacharbeit fortzusetzen. Sie können sich glücklich schätzen, daß noch keine Maßnahmen für Ihre Unterbringung in einer geschlossenen Anstalt ergriffen worden sind. Dies könnte Ihnen jedoch in Zukunft sehr wohl geschehen.«

Die Prophezeiung trifft nicht ein. Lhomoy ist geistig völlig gesund und bleibt in Freiheit. Aber er verläßt nach dieser Demütigung bedrückt seine Geburtsstadt.

Mit seiner »verrückten Nacharbeit« jedoch befaßt sich der Stadtrat eigenartigerweise zur gleichen Zeit in zahlreichen Sitzungen, deren Protokolle sich noch in den Archiven befinden.

Davon kann Roger nicht leben. Er ergreift hundert Berufe und lernt tausendfältiges Elend kennen. In seinem mittlerweile so wildbewegten Leben bleibt nur ein fester Punkt: der unerschütterliche Glaube an seinen Enderfolg.

Ohne Geld, ohne Hilfsmittel, ohne alles vermag der Umherirrende immer noch zu überzeugen. Er gewinnt zwei Geschäftsleute in Versailles dafür, einen Hotelbesitzer und einen reichen Industriellen. Mit Hilfe des Kredits, den sie ihm gewähren, wird 1952 eine Forschungsgesellschaft gegründet. Roger fungiert darin sozusagen als Erfinder, der Hotelier als technischer Berater und der Industrielle als geschäftsführender Unternehmer.

Es werden Aktenstücke mit Gesuchen und den dazugehörigen Dokumenten angelegt. Ein technischer Zeichner wird beauftragt, einen genauen Plan der unterirdischen Kapelle anzufertigen. Da er nie den Fuß dorthin gesetzt hat, hat er nur die mündlichen Angaben von Lhomoy zur Verfügung. Diese sind allerdings sehr genau. Während er mit dem Zeigefinger auf unsichtbare Truhen weist, mit den Augen die imaginären Sarkophage und mit großen Schritten die Wände ausmißt, erlebt Roger vor seinen faszinierten Mitarbeitern noch einmal jene phantastische Nacht.

Nach Erhalt der Unterlagen schickt das Staatssekretariat der Schönen Künste unverzüglich eine neue Ausgrabungsgenehmigung.

Diesmal tut die Stadt Gisors dasselbe, knüpft jedoch mehrere Bedingungen daran.

Die meisten sind durchaus berechtigt. In Gisors denkt man mit Schrecken an die Maulwurfsgräben Lhomoy's, denen die elementarsten Sicherheitsvorkehrungen fehlten. Man fordert also, daß die Risiken künftiger Arbeiten durch eine Versicherung gedeckt werden und daß ferner eine Kautions von einer Million Francs gestellt wird. Außerdem verlangt die Stadt vier Fünftel von jedem eventuellen Fund. Langwierige Verhandlungen werden geführt, die an der Frage der Teilung scheitern. Die beiden Mäzene Lhomoy's rechnen sich aus, daß unter diesen Bedingungen für sie keinerlei Gewinn herauspringen würde, ja, daß sie dabei sogar zusetzen müßten, da die vorgesehenen Arbeiten aus ihrer Tasche bezahlt werden sollen. »Wenn man uns absichtlich entmutigen wollte, hätte man nicht anders handeln können«, erklären sie.

Wird diese Entmutigung etwa nur vorgetäuscht, um Lhomoy auszuschalten, nachdem er jetzt seine ganzen Angaben gemacht hat? Das läßt sich nicht mit Sicherheit beantworten. Tatsache ist jedoch, daß sich in dem Augenblick, da die Stadt Gisors ihre Forderungen senkt, eine ziemlich unklare Episode abspielt, die mit dem Weggang von Roger endet.

»Ich erwarte nicht, daß man mir aufs Wort glaubt«, sagt Lhomoy eines Tages zu mir. »Sie sind durchaus imstande, selber zu urteilen. Sie sollen nur wissen, daß ich nichts zu verbergen habe. Nicht einmal die Adresse, wo Sie zehn handschriftliche Zeilen von mir finden werden, für die Sie mich hängen lassen können. Ich könnte Ihnen alles erklären. Aber es wäre mir lieber, wenn Sie alles von anderer Seite hören würden, und nicht von mir.«

Später fuhr ich zu der angegebenen Adresse in Begleitung eines Bildreporters, dem es die Geheimnisse von Gisors ebenso angetan hatten wie mir. Unser Gastgeber zog, ohne sich bitten zu lassen, ein altes Stück Papier aus der Schublade. Es war ein von Lhomoy unterzeichneter Brief, in dem er »freiwillig und ohne jeden Zwang« bekannte, er habe das Vorhandensein der Kapelle in allen Einzelheiten zu betrügerischen Zwecken erfunden. Unser Gastgeber erklärte unbeirrt:

»Ich habe nach wie vor volles Vertrauen zu Lhomoy. Das wundert Sie? Dieser Brief wurde in doppelter Ausfertigung geschrieben. Das zweite Exemplar befindet sich noch immer in den Händen desjenigen, der es von Roger erpreßt hat, nachdem er ihn mit Hilfe eines Komplizen in einen Keller eingesperrt und geschlagen hat. Ich kann Ihnen die Namen der beiden geben.«

Wir statteten nun dem Mann, den man so schwer beschuldigt hatte, einen Besuch ab. Was hielt er von dem Fall Gisors? Vielleicht würde er uns als Journalisten, die nach der Wahrheit suchen, die Geständnisse des besessenen Schwindlers zeigen. Er erwähnte den Brief mit keinem Wort, sondern versicherte uns im Gegenteil, zu angemessenen Bedingungen würde er gern die Ausgrabungsarbeiten übernehmen. Und das stimmte völlig. Denn lange nach dem Datum, das Lhomoy's »Geständnis« trug, reichte er mehrfach Gesuche ein, um die Genehmigung zur Wiederauffindung der »imaginären« Kapelle zu bekommen...

Wir wollen aus dieser Episode zumindest im Augenblick keine Schlußfolgerungen ziehen, sondern sie zu den Akten nehmen.

Lhomoy glaubt sich also dem Ziel nahe, und wiederum schwan- den seine Hoffnungen dahin. Sein materielles Dasein gleicht einem langsamen Ertrinken. Manchmal erreicht er den Grund: er schnit- zelt Kartoffeln auf Jahrmärkten und schläft auf den Bänken der Markthallen neben den Clochards.

Doch dieser Mann weiß zu kämpfen, wenn er ganz am Boden liegt. Er findet wieder Arbeit, zieht von Bauernhof zu Bauernhof und nähert sich dabei allmählich Gisors.

Weit davon entfernt, sich geschlagen zu geben, hat er einen neuen Plan entworfen, um den ersehnten Erfolg zu erringen. Der senkrechte Zugang zu der Kapelle ist zugeschüttet worden, doch was macht das! Jetzt wird er den Wehrturm seitwärts angehen. Er wird schräge Stollen graben, die ihn ebenso sicher ans Ziel führen werden. Da er keinen Pfennig für eine Kautions besitzt, kann er auch nicht mehr auf die Zustimmung der Stadt rechnen. Also kehrt er regelmäßig nach jeder Arbeitswoche heimlich zu dem alten Wehrturm zurück.

Die paar Scheine, die er verdient, gehen für den Kauf arm-

seliger Werkzeuge drauf. Eine einfache Kerze ersetzt jetzt die einstige Kabelbirne. Nachts klettert er – ohne daß es jemand weiß – über die Ringmauer und schleicht zu dem Erdwall, wo er jeden Strauch, jeden Stein kennt. Wie ein unermüdlicher Maulwurf fördert er Bruchstücke von unterirdischen Gängen zutage, die den Archäologen unbekannt sind. Wenn sie verschüttet sind, legt er sie frei. Wieder ergreift ihn das Schatzfieber. Er gräbt und gräbt, und diese neuerliche Arbeit ist noch gewaltiger als die vorige.

Im Oktober kommen die ersten Ringeltauben. Drei werden bereits am ersten Abend geschossen und brutzeln am Rost. Die Flammen lassen das Gesicht des alten Roger noch brauner erscheinen. Mit offenen Mündern lauschen die Kinder der Geschichte, die hundertmal unterbrochen und hundertmal wiederholt wird. Der Mann, der sie erzählt, ist ihr Freund geworden. Doch heute ist die Geschichte zu Ende. Roger hebt sein Glas und sagt zu mir:

»Das alles ist wahr. Sie können hingehen und sich überzeugen.«

EINE »ARIADNE«, EIN LABYRINTH... UND EIN ARIADNEFADEN

Es mir anzusehen, war wirklich das mindeste, was ich tun konnte. Der Mann, der seit einem Jahr bei mir lebte, war maßvoll in seinen Bewegungen und Urteilen, diskret, fleißig und pünktlich bei der Arbeit und in keiner Weise außergewöhnlich. Derselbe Mann aber gab mir auf die geringste Ermunterung hin Stoff für ein neues aufregendes Feuilleton. Wenn seine Geschichte von Anfang bis Ende nur seiner Phantasie entsprang, war Roger Lhomoy ein psychologischer Fall, wie man ihn nicht zweimal im Leben trifft, und dieser Fall verdiente es, geschildert zu werden. Falls er aus dem Nichts heraus den Mythos von der Krypta mit dem Schatz erfunden und tatsächlich die Arbeit, deren er sich rühmte, ganz oder teilweise vollbracht hatte, so war sein Leben

ein gewaltiges Epos des Wahnsinns. Wie sollte man da der Versuchung widerstehen, den Dingen auf den Grund zu gehen?

Pierre Branche und Daniel Lefebvre waren genau die Männer, die ich brauchte. Der Große und der Kleine, der Impulsive und der Vernünftige, der Dichter und der ehemalige Ingenieur im Straßenbau, und beide hervorragende Bildreporter. Überdies begeisterte sie der Fall.

So kamen wir an einem schönen Junimorgen 1960 in Gisors an. Unterwegs hatten wir, trotz allem leicht amüsiert, das Für und Wider erörtert. Und der Name dieser unbekanntenen Stadt klang in unseren Ohren beinahe lyrisch.

Der erste Eindruck war fraglos enttäuschend. Die Hauptstadt des normannischen Vexin wurde 1940 durch Phosphorbomben zerstört. Die Burg blieb verschont, aber die Stiftskirche brannte bis auf die Grundmauern nieder. Sie wurde mit Liebe wiederaufgebaut. Zunächst schien sie uns hinter ihrer neuen Fassade keineswegs die Geheimnisse zu bergen, die wir später erlebten.

»Es ist nicht mehr wie früher«, hatte uns Lhomoy gesagt. »Der Zugang zum Wehrturm ist durch einen Zaun versperrt. Der neue Kastellan hat den Schlüssel zu dem Vorhängeschloß. Aber wenn Sie Ihr Glück unbedingt in meinen Gängen versuchen wollen, sage ich Ihnen, wo Sie anfangen müssen. Vor allem müssen Sie bei Tagesanbruch da sein. Sonst wird man gleich auf Sie aufmerksam. Um neun Uhr ist der Garten bereits voll.«

Sobald sie keine Nylonseile, keine Taschenlampen, keine Verbandskästen, keine Kameras – und die unseren waren gut getarnt – haben, sind Soldaten auf Urlaub vor einer alten Burg nichts Ungewöhnliches. Und als Soldaten auf Urlaub hatten wir uns angezogen. Unsere Aufmachung bewies im übrigen, daß wir doch etwas Vertrauen zu Lhomoy hatten. Mit unseren Overalls und Stiefeln waren wir nicht für einen Marsch auf der Landstraße eingerichtet. Was wir jedoch zu sehen bekamen, übertraf alle unsere Erwartungen.

Der Anfang war vielversprechend: ein unterirdischer Gang, in dem man sich bequem aufrecht bewegen konnte. Die Stufen, die wir dann herabklettern mußten, waren zwar kaum ausgehauen,

ließen sich aber auch noch bewältigen. Doch nach dreißig Metern war es kein Spaß mehr. Die erste Schwierigkeit bestand darin, zwischen den zahllosen engen Stollen zu wählen, von denen einer abschreckender als der andere wirkte. Die zweite war, sich hineinzuzwängen. Dem Himmel sei Dank, daß uns dieser Versuch keine Zeit ließ, an die dritte zu denken, nämlich wieder herauszukommen, was wir ja hofften.

Heimliche Höhlenforschung hat ihre Reize, aber auch ihre Nachteile. Vor allem kann man sich nicht für mehrere Tage verproviantieren. Nach dieser materialistischen Feststellung beschlossen wir, es bei dem Besuch von drei Stollen bewenden zu lassen. Dank unserer verhältnismäßig guten körperlichen Verfassung kostete uns das nur den ganzen Tag. Danach war uns klar: Roger Lhomoy schnitt nicht auf, wenn er von seiner Arbeit erzählte. Er blieb sogar hinter der Wirklichkeit zurück.

Wir suchten die Zeugen seiner Demütigung, die Honoratioren von Gisors, auf und freundeten uns schnell mit ihnen an. Dann forschten wir in Versailles nach, und damit war unsere Untersuchung beendet.

Sie kann wohlgerne nur mit einem großen Fragezeichen abschließen. Niemand außer Lhomoy hat die unterirdische Kapelle gesehen, so daß man mit Recht skeptisch bleibt. Dennoch hat ein Mann die Arbeit, die Hoffnungen eines ganzen Lebens auf eben dieses Fragezeichen konzentriert.

Das war schon eine Reportage wert. Eine Wochenzeitschrift mit großer Auflage veröffentlichte sie, illustriert mit einem Plan der Kapelle, den der Zeichner nach der Beschreibung Rogers angefertigt hatte.

So weit standen die Dinge, als eines Morgens mein Telefon läutete.

»Ihre Reportage hat viel Erfolg gehabt«, sagte eine etwas ironische Stimme. »Ich kann verstehen, daß Sie sich von einem solchen Thema bestechen ließen. Doch ich fürchte, Sie haben ungewollt Ihre Nase in eine Angelegenheit gesteckt, die nicht an die Öffentlichkeit gehört. Sie wissen ja, es gibt manchmal merkwürdige Zufälle. Wenn Sie Interesse daran haben, mehr

zu erfahren, besuchen Sie mich. Ich gebe Ihnen jedenfalls Namen und Adresse.«

Der geheimnisvolle Anrufer wohnte in einer hinter Bäumen versteckten Villa eine Viertelstunde von Paris entfernt. Er entsprach dem Bild, das ich mir von ihm gemacht hatte: ein großer, interessanter Mann. Sein Arbeitszimmer glich einer Benediktinerzelle – wenig Möbel und viel Bücher. Er kam sofort zur Sache.

»Etwas in Ihrer Reportage macht mich stutzig«, sagte er. »Und zwar der Plan, den Sie veröffentlicht haben. Niemand hat die Kapelle gesehen. Sie zweifeln ja sogar ihre Existenz an. Wie konnte dann dieser Plan entstehen?«

Ich erzählte es ihm.

»Das ist mehr als seltsam«, meinte er und entrollte ein altes Papier, das er aus einer Schublade gezogen hatte. »Dieser Plan hier ist seit mehreren Jahren in meinem Besitz. Seitdem bemühe ich mich vergebens, festzustellen, wohin er wohl gehören könnte. Das möchte ich zu gern erfahren. Die zu dem Plan gehörenden Dokumente bezeugen nämlich, daß er einen Ort angibt, an dem im 14. Jahrhundert die wichtigsten Geheimnisse des Templerordens in Sicherheit gebracht wurden. Ich kann Ihnen die Dokumente nicht zeigen, weil ich dazu nicht befugt bin. Aber sehen Sie sich den Plan an. Ich glaube, er wird Sie interessieren.«

Der Plan entsprach so genau demjenigen, der nach den Angaben Lhomoy von der unterirdischen Kapelle gemacht worden war, daß mir zunächst der Gedanke an eine geschickte Mystifikation durch den Kopf schoß. Mein Gastgeber konnte ja sehr wohl den Plan nach der Veröffentlichung kopiert haben.

Bei näherer Überlegung mußte ich jedoch einsehen, daß diese Erklärung zu einfach war. Die Reportage war gerade erschienen. Ein Fälscher hatte demnach keine Zeit, eine auf den ersten Blick derart gelungene Kopie herzustellen. Überdies war dieser Plan ohne Zweifel alt. Und schließlich erhob sich die Frage, weshalb der Urheber einer möglichen Fälschung in manchen Punkten vom Original abgewichen war. Denn eine aufmerksame Prüfung ergab unterschiedliche Einzelheiten: auf dem nach Lhomoy Angaben gefertigten Plan maß die Kapelle dreißig auf neun Meter;

auf diesem hier aber waren es einunddreißig Meter achtzig auf zehn Meter sechzig. Lhomoys Plan verzeichnete ein Kuppelgewölbe, das auf dem anderen fehlte.

Vor allem eines fesselte meine Aufmerksamkeit: unten auf dem Plan entdeckte ich eine eigenartige Zeichnung – ein schraffiertes Kreuz in einem Kreis, der wiederum in ein Viereck eingezeichnet war. Das berühmte Templerkreuz? Vielleicht, doch das bewies nicht viel. Weit erstaunlicher war, daß ich dieses unverwechselbare Emblem bereits irgendwo gesehen hatte. Aber wo und wann?

Es fiel mir rasch wieder ein. Das seltsame Steinkreuz, das seit 1188 vergessen inmitten eines Feldes steht, war mir erst vor acht Tagen aufgefallen, und zwar auf der Straße von Neaufles nach Gisors. Die Generalstabskarte verzeichnet sie als »Straße der Königin Blanca«.

»Kennen Sie die Schweiz?« fragte mich mein Gastgeber auf dem Weg zum Bahnhof. »Ich auch. Ich bin von Beruf Archäologe. Die schweizerische Regierung hatte mich mit der Suche nach verlorengegangenen mittelalterlichen Urkunden beauftragt, und ich habe Glück dabei gehabt. In Genf können Sie Näheres darüber erfahren.«

Doch ich hörte nicht mehr zu. Die Geschichte, die damit begonnen hatte, daß ein abgerissener Vagabund auftauchte und sich als Stallknecht verdingte, wurde immer ungewöhnlicher. Ich wußte genau – wenn ich das Geheimnis ergründen wollte, mußte ich jetzt in Archiven und Bibliotheken herumstöbern. Das erwies sich in diesem Fall als ebenso schwierig wie Lhomoys Grabungsarbeiten. Zu meiner Verblüffung mußte ich nämlich bei meinen Nachforschungen in öffentlichen Bibliotheken und Archiven feststellen, daß die Gisors betreffenden Unterlagen entweder größtenteils verschwunden waren oder daß gerade die Seiten fehlten, auf denen sich ein Hinweis finden könnte. (Eine komplette Liste findet sich im Anhang.)

Es bleibt nun dem Leser überlassen, sich in den Fall zu vertiefen, den verschlungenen Fäden zu folgen und seine Rückschlüsse zu ziehen.



Tafel 1: Der achteckige Wehrturm. Die Templer hatten auf die oktagonale Bauweise besonderen Wert gelegt



Tafel II: Neaufles; der Turm der Königin Blanka

Später werden wir die außergewöhnliche Geschichte von Roger Lhomoy fortsetzen. Als Abschluß dieses ersten Abschnittes möge eine Bibelstelle dienen:

*Er hat meinen Weg verzäunt,
daß ich nicht kann hinübergehen,
und hat Finsternis auf meinen
Steig gestellt.*

Er hat meine Ehre mir ausgezogen . . .

*Er hat mich zerbrochen um und um
und läßt mich gehen*

und hat ausgerissen meine Hoffnungen wie einen Baum . . .

Meine Nächsten haben sich entzogen,

und meine Freunde haben mein vergessen . . .

Mein Odem ist zuwider meinem Weibe,

und ich bin ein Ekel den Kindern meines Leibes.

Auch die jungen Kinder geben nichts auf mich,

wenn ich ihnen widerstehe, so geben sie mir böse Worte . . .

Ach, daß meine Reden geschrieben würden!

Ach, daß sie in ein Buch gestellt würden! . . .

Wenn ihr sprecht: Wie wollen wir ihn verfolgen? . . .

so fürchtet euch vor dem Schwert; denn das Schwert

ist der Zorn über die Missetaten, auf daß ihr wisset,

daß ein Gericht sei.

(Buch Hiob, 19, 8–29)

Zweiter Teil

DAS DOPPELLEBEN DER TEMPLER

*Von unserem Leben seht ihr nur die Borke,
die draußen ist, doch ihr seht nicht die mächtigen
Gebote im Innern.*

REGEL DES TEMPLERORDENS

Mitten im Herzen von Paris erwacht jeden Morgen ein male-
rischer Platz zum Leben. Es ist zwar nur ein Markt wie viele
andere, aber hier herrscht von Tagesanbruch an ein Gewimmel
wie in einem Ameisenhaufen. Eine bunte Menge von Trödlern
schreit und schwatzt in allen Sprachen durcheinander. Mit langen
Hakenstangen werden die eisernen Rolläden heraufgeschoben und
enthüllen ein seltsames Bild: eine große Balltoilette hängt neben
einem Konfektionskleid, ein Maskenkostüm neben einer Soutane,
alte deutsche Uniformen neben neuen blauen Arbeitsanzügen, die
noch den faden Geruch nach Appretur ausströmen.

Dieses Hauptquartier der Trödler heißt »Carreau du Temple«.
Doch kaum ein Besucher wüßte noch den Grund dafür zu nennen.

Im 12. Jahrhundert war hier eine Stadt innerhalb der Stadt.
König Philipp II. August von Frankreich machte den Platz dem
mächtigsten geistlichen und militärischen Orden Europas und des
Heiligen Landes zum Geschenk: den Tempelrittern. In der ge-
waltigen Festung, die sie sofort errichten ließen, befand sich das
geistige Zentrum des gesamten Ordens. Der Hauptturm war
von kleinen Türmen und steinernen Schilderhäuschen flankiert.
Er überragte die Stadt. Der kunstvolle Rundbau der Kapelle gab
den Bauherren Rätsel auf. Der weite Innenhof war ganz mit
Marmorfliesen mit allegorischen Figuren ausgelegt und wirkte
dadurch wie ein riesiges Schachbrett. Das war der Temple von
Paris, von dem nichts als ein alter Stich erhalten geblieben ist,
eine Erinnerung an die Französische Revolution, als der letzte
König im Turm des Temple gefangengehalten wurde. Außerdem

erinnert noch ein Straßename an die Templer: die »rue des Blancs-Manteaux« (Straße der Weißen Mäntel).

Wenn man lange auf ein Fliesenmuster blickt, zeigt sich ein eigentümliches optisches Phänomen: man entdeckt plötzlich andere Figuren als diejenigen, die man eben noch gesehen hat. Das betrachtende Auge hat unmerklich die Perspektive geändert.

Die Geschichte der Templer gleicht dem mit Symbolen verzierten Fliesenboden in ihren Wohnstätten. Das Gesamtbild aller Tatsachen kann jeweils unter zwei Gesichtspunkten betrachtet werden, die zwar voneinander abweichen, jedoch erst den eigentlichen Zusammenhang ausmachen. Diese Geschichte fasziniert, weil sie so doppelbödig ist. Deshalb hat sie auch in sechs Jahrhunderten nichts von ihrer Anziehungskraft verloren.

Ein Güterwagen würde nicht für die Bücher ausreichen, die sich mit ihr befassen. Vor etwa dreißig Jahren hat ein Gelehrter namens Dessubré in einem dicken Band nur deren sämtliche Titel aufgeführt und dabei noch viele vergessen.

Die positiven Werke dieser Liste kann man an fünf Fingern abzählen, die unendliche Menge der übrigen ist durch Haß oder übertriebene Verehrung entstellt. Das Ganze wird noch dadurch kompliziert, daß bei den einen wie bei den anderen zu der maßlosen Parteilichkeit häufig ein Übermaß an Phantasie kommt. Die mythische Gewalt des Themas ist unvorstellbar. Erst kürzlich hat ein französischer Großindustrieller behauptet, eine Serie von gewaltsamen Todesfällen in seiner Familie sei auf den Fluch der Templer zurückzuführen.

Es ist merkwürdig, daß eine über sechshundert Jahre alte historische Frage, den Gesetzen der Vergänglichkeit zum Trotz, heute noch dieselbe leidenschaftliche Anteilnahme wie bei den Zeitgenossen erweckt. Und was für Leidenschaften! Zur selben Zeit, als Wolfram von Eschenbach im »Parzival« die Tempelritter zu den Hütern des Grals machte, gaben seine Landsleute den Freudenhäusern den Spitznamen »Templerhäuser«. So wurden die Templer schon zu ihren Lebzeiten entweder ganz weiß oder ganz schwarz gesehen.

Auch wenn man sich nur flüchtig mit dem Schicksal der Templer

beschäftigt, erscheint es zugleich profan und fromm, kurz und dauerhaft, tragisch und siegreich. Schwarz und weiß wie ihre Fahne leuchtet es einmal grell auf und wird dann wieder in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Es hat zwei Gesichter. Und eines verdeckt das andere. Man muß die beiden Gesichter Zug um Zug heraufbeschwören, um festzustellen, was ihnen gemeinsam ist. Ihr Geschick scheint durch das Siegel der Ordensgroßmeister geprägt zu sein: zwei Templer, die hintereinander ein Pferd besteigen. Ob gewollt oder ungewollt – eine tiefe Symbolik.

NEUN RITTER BEWACHTEN EIN FELD...

Es waren einmal zwei Brüder, die gemeinsam ihr Kornfeld bestellten. Der ältere hatte für eine zahlreiche Familie zu sorgen, der jüngere war unverheiratet. Nach der Ernte teilten sie diese in zwei gleiche Teile. Doch zu Hause begannen beide nachzudenken. Es wäre ungerecht, überlegte der Junggeselle, wenn mein Bruder, der seine Familie ernähren muß, nicht mehr bekäme als ich. Und er ging bei Nacht wieder aufs Feld und legte einen Teil seiner Korngarben auf die seines Bruders. Doch dieser hatte sich gesagt: es wäre nur gerecht, wenn mein Bruder mehr bekäme als ich, da er allein ebensoviel Arbeit geleistet hat wie ich mit Hilfe der Meinen. Und so kehrte auch er auf das Feld zurück, um den Anteil des Jüngeren zu vermehren. Bei Tag wollten sie ihre Ernte einbringen — und beide Teile waren gleich, wie am Abend zuvor.

Dieses Feld liegt auf dem Gipfel des Berges Morija. Nach der Bibel wählte ihn der Baumeister Hiram aus dem Libanon aus, um dort auf Wunsch König Salomos den Tempel von Jerusalem zu erbauen.

Als die ersten Kreuzfahrer 1099 in Palästina landeten, um das Heilige Grab zu befreien, ist von dem Tempel nur noch ein Rest der Klagemauer und ein herrlicher, fast intakter Fliesenboden vorhanden. Innerhalb von zwanzig Jahrhunderten wurde er von Sisak, König von Ägypten, geplündert, von Ahas, König von Juda, geschlossen, von dem Götzendiener Manasse entweiht, von Nebukadnezar zerstört, unter Cyrus wiederaufgebaut, abermals von Antiochus und Crassus geplündert und zerstört, von Herodes wiederaufgebaut und endgültig von Titus im Jahre 70 n. Chr.

eingeschert. An seiner Stelle erhebt sich die herrliche Moschee El Aksa, die Kalif Omar I., ein Vetter und Stellvertreter Mohammeds, 637 erbauen ließ. Denn Omar war nicht nur ein Vandal, der sechs Monate lang die öffentlichen Bäder von Alexandrien, den Aufenthaltsort der Dirnen, mit den Originalhandschriften der Bibel, einer Abhandlung des Euklid und tonnenweise aus der alten Bibliothek geraubten ähnlich wertvollen Schätzen heizen ließ. Das geschah unter dem töricht anmutenden Vorwand, sie stünden entweder im Gegensatz zum Koran und seien daher schädlich, oder sie stimmten mit ihm überein und seien daher überflüssig. Später übten die Christen ihre traurige Rache: im 12. Jahrhundert ließ Kardinal Ximenez die achttausend arabischen Handschriften der Bibliothek von Granada verbrennen.

In jener Epoche ist nichts mehr von dem selbstlosen Denken der beiden erntenden Brüder erhalten. Jede der heiligen Stätten, ob sie nun von den Juden oder den Christen des Orients oder von den Muselmanen verehrt wird, ist ein Zentrum des religiösen Tourismus, ein Ort einträglicher Pilgerfahrten. Die Kuppeln von El Aksa und dem Heiligen Grab wölben sich hoch über Jerusalem. Das alles stellt eine Einkommensquelle dar, die ganz Palästina reich gemacht hat. Die Schirmherrschaft darüber bringt reichen Gewinn. Nach den Ungläubigen scheuen sich später auch die Kreuzfahrer nicht, davon zu profitieren. Doch noch ist es nicht soweit. Sie sind zunächst entsetzt über die Geschäftemacherei und glauben, durch die Besetzung der heiligen Stätten ihrem Glauben zum Sieg verholfen zu haben.

Der Berg Morija fällt französischen Rittern zu. Im Jahre 1118 bildet sich zu seiner Bewachung eine Gruppe von neun Mann. Diese Zahl und die Namen muß man sich gut merken. Befehlshaber ist Hugues de Payen, sein Stellvertreter Bisol de Saint-Omer. Die anderen sind Hugues I., Graf der Champagne, André de Montbard, Archambaud de Saint-Aignan, Nivard de Montdidier, Gondemar und Rossal. Damit sind die Templer geboren, die »armen Ritter Christi«. Selbst ihre Kleider stammen von Almosen. Wenn einer von ihnen stirbt, bleibt der Tisch vierzig Tage für ihn gedeckt, und ein Bettler darf den Platz einnehmen.

Ein mit militärischen Mitteln durchgeführtes religiöses Unternehmen oder, wenn man so will, eine militärische Expedition unter religiösen Vorzeichen muß eine vielschichtige, widersprüchliche Lebens- und Denkweise zeitigen. Fröhliches Garnisonleben und fromme Meditation prallen aufeinander und verschmelzen alsbald. Um diese noch nie dagewesene Situation zu meistern und die ursprüngliche Reinheit der Ziele den gegebenen Tatsachen anzugleichen, kommt Hugues de Payen auf eine erstaunliche neue Idee: seine Ritter sollen Soldaten und Mönche in einem sein.

Der ideale Schirmherr für eine solche seltsame Synthese war Sankt Johannes. Der Verfasser der Apokalypse, deren mystische Visionen von Posaunenklängen begleitet werden, der Künder der bewaffneten Engel und der apokalyptischen Reiter schmeichelte dem Selbstgefühl der Templer. Übrigens wurde Payen von dem siebenundsechzigsten Nachfolger des Johannes, dem Patriarchen Theoklet, in sein Amt eingesetzt.

Die Verehrung des Evangelisten unterschied die Templer auf ihren Wunsch von dem rivalisierenden Orden der Hospitaliter, der seinerseits unter dem Patronat von Johannes dem Täufer stand. Alles wurde jedoch von dem Marienkult der Templer weit übertroffen. »Die Mutter Gottes war zu Beginn unserer Religion, und mit ihr und zu ihren Ehren wird unsere Religion enden, wenn es Gott gefällt«, besagt die Ordensregel.

Zehn Jahre später gibt es dreihundert Tempelritter. Sie befehligen dreitausend Mann. Jetzt ist der Augenblick für die offizielle Anerkennung durch die katholische Kirche gekommen. Sankt Bernhard ist sehr angetan von den Mönchsoldaten. Auf ihre Bitte verfaßt er eine Propagandaschrift, in der er einigermaßen naiv ihre einfachen Sitten mit dem dekadenten Luxus der anderen Ritter vergleicht: »Man sieht sie niemals gekämmt, selten gewaschen, ihr Bart ist struppig, sie riechen nach Schmutz und Staub.« Der Heilige findet das »nicht nur wunderbar, sondern auch all unseres Lobes würdig«. Dieses Bild entspricht nicht mehr ganz der Wahrheit. Zu jener Zeit haben die Templer bereits eine Geldwechselstelle für Pilger gegründet und unter dem Tempel Salomos unterirdische Ställe für zweitausend Pferde bauen las-

sen, die alle Besucher erstaunen. Doch Sankt Bernhard kann den Templern diesen Dienst ruhig erweisen: ist er nicht der Neffe von André de Montbard, und verdankt er nicht Hugues de Champagne die Erlaubnis, das Kloster Clairvaux zu erbauen? Hugues de Payen kann nun nach Rom ziehen und dann nach Frankreich. Im Jahre 1128 verleiht das Konzil von Troyes den Templern ihre offiziellen Statuten.

Diese Statuten enthalten zwar das dreifache Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. In manchen Punkten aber werden bereits Widersprüche deutlich. Als Mönche versagen sie sich die Jagd. Doch als große Herren, die vornehm leben wollen, nehmen sie die Löwenjagd aus. Vom religiösen Standpunkt aus müssen sie sich jeder Schlemmerei enthalten, als Soldaten jedoch ist ihnen »übertriebene Abstinenz« untersagt. Ein Verbot, das manche offenbar mehr als genau befolgen, denn der Ausdruck »saufen wie ein Templer« wird bald sprichwörtlich. Und ebenso rasch heißt es »fluchen wie ein Templer«. Daraus kann man folgern, daß sie auch nach der Bestätigung als Ordensritter die rauhe Kriegersprache nicht verleugnen.

Vor allem aber sind dem Templerorden nun eine Reihe von außergewöhnlichen Privilegien gesichert. Er ist von Steuern, Abgaben und Zöllen befreit und darf seinerseits sogar welche erheben. Er ist weder der weltlichen noch der kirchlichen Justiz unterstellt, sondern nur dem Papst. Dagegen übt er in seinem Herrschaftsbereich sämtliche Rechte der Lehnsjustiz aus. Seine Geheimnisse bleiben gewahrt, da er Kaplane und Beichtväter aus den eigenen Reihen rekrutiert. Schließlich bedarf er für die Wahl des Großmeisters keinerlei Genehmigung. Desgleichen existiert seine Abhängigkeit vom Heiligen Stuhl vorwiegend auf dem Papier. Der Keim für die Souveränität des Templerordens liegt bereits in seinen Statuten.

Mehrfach haben sich Anhänger des Ordens bemüht, die Templer als Pioniere demokratischer Institutionen hinzustellen. Aber ein knappes halbes Jahrhundert nach der Gründung bietet sich bereits das Bild einer straff organisierten Republik von Standesherrn.

Ihre schlichte Demut mag in ihrem Wahlspruch weiterleben: *Non nobis, Domine, non nobis sed nomine tuo da gloriam* — Nicht uns, Herr, nicht uns den Ruhm, sondern Deinem Namen. Das Siegel des Großmeisters mit den beiden Reitern auf einem Pferd wirkt auf den ersten Blick wie ein Sinnbild der Armut. Es hindert jedoch nicht, daß ebenderselbe Großmeister mit dem schwarzweißen Banner und dem Befehlsstab ein großes Zelt, zahlreiche Pferde, Diener und Ehrenbezeugungen erhält. Man muß den Adelsnachweis erbringen, wenn man den weißen Mantel mit dem Kreuz tragen will. Wer nicht als Ritter geboren ist, kann nur die schwarze oder braune Kutte der dienenden Brüder beanspruchen. Sie sind den Rittern zahlenmäßig um das Zehnfache überlegen und bilden den Großteil der Truppe.

DAS SCHWERT UND DER SCHILD

In weniger als einem Jahrhundert erstreckt sich die Machtfülle der Templer über zwei Kontinente. Kein geistlicher Orden nach ihnen hat dasselbe jemals erreicht, und auch die heutigen internationalen Gesellschaften könnten sie darum mit Recht beneiden.

Diese Macht, die auch ihren Untergang herbeiführt, entsteht in Kleinasien und breitet sich dann in Europa aus. Sie geht bald vom militärischen Gebiet auf Politik und Finanzwesen über. Denn die Mönchsoldaten sind vor des Begriffes wörtlicher Bedeutung zu Jesuiten geworden und entwickeln rasch eine Vorliebe für Diplomatie und Geschäfte.

Es ist verlockend, die Kreuzzüge als Generalprobe für die kolonialisatorischen Unternehmungen des 19. Jahrhunderts zu betrachten. In vieler Hinsicht stellten sie das Abendland tatsächlich vor Probleme, die sich später wiederholen sollten: militärische Eroberung, Ansiedlung von Menschen, wirtschaftliche Niederlassungen, Koexistenz mit den Eingeborenen, Wahrung der Machtinteressen, Belastung und Verantwortung. Doch hinter dieser Analogie ver-

birgt sich ein Gegensatz, der nicht weniger frappierend ist. Die Kolonialmächte des vorigen Jahrhunderts hatten eine hohe Entwicklungsstufe erreicht und eigneten sich für eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne, die heute zu Ende geht, Länder ohne oder mit einer nur noch aus Trümmern bestehenden Zivilisation an. Die abendländischen Eroberer des Mittelalters dagegen sahen sich einer Zivilisation gegenüber, die der ihren fraglos überlegen war. Jeder Kreuzfahrer hatte vor dem Aufbruch in den Orient eine höchst naive Vorstellung von dem Gegner und mußte diese an Ort und Stelle revidieren.

Denn diese Ungläubigen, diese Götzendiener, diese Barbaren, die man erwartete, repräsentierten in Wahrheit den Islam auf dem Höhepunkt seiner Macht und Kultur. Die europäischen Ritter schwitzten unter ihren schweren eisernen Rüstungen. Sie saßen auf klobigen Pferden, waren leicht aus dem Sattel zu heben und konnten sich zu Fuß nur unbeholfen bewegen. Der gewaltige Schwarm von orientalischen Reitern dagegen war dem Klima entsprechend leicht ausgerüstet und handhabte den Krummsäbel so geschickt, daß er Seidentücher mit einem Schnitt durchtrennte. Und dann waren da Al Chwarasmi, der die arabischen Ziffern einführte, Averroes, der Aristoteles kommentierte, Avicenna, dem die Medizin enorme Fortschritte verdankte, und die Abhandlung »Khitab Al Firist«, in der die gesamten Erkenntnisse der zeitgenössischen Chemie zusammengefaßt waren. Angesichts der Gedichte von Omar Chaijam wirkte das Rolandslied plump und ungefüge. Und verglichen mit dem glanzvollen Hof Saladins hatten die Versammlungen der christlichen Barone etwas bäuerlich Schwerfälliges. Den muselmanischen Chronisten machten die im Morgenland landenden Kreuzfahrer offensichtlich denselben Eindruck wie einst den Römern die Gallier, als sie in die Ewige Stadt kamen und die alten Senatoren am Bart zogen, weil sie sie für Statuen hielten.

Der hohe Zivilisationsstand des Islams erklärt, warum die Kreuzzüge zwar mit einer militärischen Schlappe, jedoch mit einem erfolgreichen Austausch auf allen übrigen Gebieten enden mußten. Die beiden Welten waren einander bisher nur in Spanien

begegnet, und natürlich zeigte sich die weniger fortgeschrittene europäische für die islamische sehr aufnahmebereit. Über den Umfang dieses Verschmelzungsprozesses sagt das Werk eines Dichters weit mehr aus als die kurzsichtige Akribie eines Chronisten. »Das befreite Jerusalem« Torquato Tassos steht hoch über dem Gesamtopus von Jean de Joinville.

Die Stärke der Templer bestand darin, daß sie rascher und tiefergehend als die anderen die ungeahnt komplexe Situation begriffen und meisterten.

Zu Anfang, als nur die Waffen sprechen, kämpfen sie in den vordersten Reihen. Ihre Hierarchie ist streng und ihre Disziplin sehr straff. Auf militärischem Gebiet spielt das eine erhebliche Rolle, zumal die Schlachten zu jener Zeit häufig in ein wildes Durcheinander ausarteten. Die Burgen, die sie an den ihrem Schutz unterstellten Straßen des Orients errichten, tragen poetische Namen: Kerak, Bohnenburg, Furt Jakobs, Stein der Wüste, Rote Erde, Weiße Garde, Pilgerburg, Burg zum Ei, Salzburg. Die meisten sind noch erhalten.

Überall kämpfen die Templer leidenschaftlich, manchmal mit schweren Verlusten. Die Großmeister halten sich nicht im Hintergrund – dreizehn von ihnen fallen. König Ludwig VII. von Frankreich schrieb an Suger: »Wir wissen nicht und können es uns nicht einmal vorstellen, wie wir auch nur einen Augenblick in jenen Ländern hätten bestehen können ohne die Hilfe und Unterstützung der Templer.«

Nach der Eroberung setzen sich die Kreuzfahrer fest. Das christliche Königreich von Jerusalem wird gegründet. Kaplan Foucher de Chartres schildert die innere Situation mit Worten, die heute geschrieben sein könnten: »Wer in seinem Land arm war, den hat Gott hier reich gemacht. Wer wenig Geld hatte, besitzt es hier in unvorstellbarem Maße. Wer nur ein kleines Lehen sein eigen nannte, dem gibt Gott hier eine ganze Stadt. Deshalb sollte er ins Abendland zurückkehren, wenn ihm der Orient so wohlgesonnen ist?«

Es ist nun ebenso notwendig geworden, miteinander zu leben wie gegeneinander zu kämpfen. Die Siedler sind stets bereit, die

neuerworbenen Vorteile zu verteidigen, jedoch nicht, sie durch eine unnötige Herausforderung des Gegners zu gefährden. Dieser ist ja mittlerweile vielfach zum Verbündeten, mitunter sogar zum Verwandten geworden. Der Ausgleich zwischen den zwei Welten vollzieht sich. »Wir, die einstigen Abendländer, werden zu Orientalen«, fährt Foucher fort, »viele von uns kennen bereits ihren Geburtsort nicht mehr. Manch einer hat eine Einheimische zur Frau genommen, eine Syrerin, eine Armenierin oder auch eine Sarazenin, welche die Gnade der Taufe empfangen hat.«

Die entstandenen Bindungen und Interessen erfordern Weitblick und Klugheit. Eine Einstellung, die von den folgenden Wellen neuer Kreuzfahrer offensichtlich nicht begriffen wird. Sie kennen nur ein Ziel: Kampf gegen die Ungläubigen. Die Templer dagegen sind sich klar darüber, daß ein bewaffneter Friede wichtiger für sie ist als verlustreiche Schlachten.

Sie stellen eine Truppe auf, in der die Mannschaften und selbst die niederen Offiziere Sarazenen sind. Mehrere Großmeister nehmen sich Muselmanen als Sekretäre. Manchmal schlagen sie sogar Edelleute aus dem gegnerischen Lager zu Rittern. Diese liberalen Neurungen zeugen zwar von guter Politik, erregen jedoch Ärgernis, besonders die letztere. Ein Zeitgenosse entrüstet sich: »Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß mehrere Sultane freudig und mit großem Pomp in den Orden aufgenommen wurden. Die Templer selber haben ihnen gestattet, ihrem Irrglauben zu frönen und Mohammed anzurufen.«

Die Templer, die ja mittlerweile mit Land und Leuten vertraut sind, raten den neuangekommenen Kreuzfahrern oft von unüberlegten Angriffen ab. Werden ihre Warnungen nicht beachtet, kämpfen und fallen sie nach wie vor mit den anderen, die ihnen trotz der erlittenen Verluste die kalte Schulter zeigen.

So entstehen manche Konflikte unter den Europäern. Insbesondere die Rivalität zwischen Templern und Hospitalitern spitzt sich zu, artet mitunter in offene Feldschlachten aus, in denen die Ritter beider Orden sich gegenseitig töten »wie Zwillinge, die einander im Mutterschoß erwürgen«. Bei diesen Kämpfen lockt oft Gewinn. 1153 schlagen sich die Templer vor Askalon mit

Türken und Kreuzfahrern zugleich, um die Beute für sich allein zu erringen.

Auf diplomatischem Gebiet schließlich läßt sich der Orden keine Gelegenheit entgehen, mit dem Gegner zu verhandeln. Seit ihrer Gründung vermitteln die Templer zwischen dem christlichen König von Jerusalem und den mohammedanischen Ismaeliten über den Austausch von Tyrus gegen Damaskus. Danach verbünden sie sich achtzig Jahre lang mit den Ismaeliten. Später sind sie die einzigen Kreuzfahrer, die den mit Saladin geschlossenen Waffenstillstand einhalten. »In ihren Augen erforderte das Königreich Jerusalem Politik und Diplomatie ebenso wie Krieg«, schrieb Albert Ollivier. »Sie wollten die ursprüngliche Integration wiederherstellen und sich nicht in Gewaltakten verzetteln, die keineswegs Gewinn brachten, sondern nur Opfer kosteten. Lediglich die Umstände zwangen sie, den Muselmanen gegenüber abwechselnd eine kriegerische und freundschaftliche Haltung einzunehmen.« Eine liberale Konzeption, die auch nach sechs Jahrhunderten nicht überholt ist.

In einer Epoche, in der sich der Templerorden in ganz Europa, von Spanien und Portugal bis Deutschland, von Frankreich bis Ungarn, von England bis Italien, verbreitet hat und zu einer echten Internationale geworden ist, drohen ihm durch seine Politik im Orient schwerwiegende Folgen.

DER BRUCH

In den Jahren 1178 bis 1188 vollzieht sich eine entscheidende Wendung in der Geschichte der Kreuzzüge. König Balduin IV. von Jerusalem erkrankt an Lepra und muß abdanken. Er kann die Hand nicht mehr bewegen, ohne daß ein Finger abfällt. Balduin hat keine männlichen Nachkommen. Sein einziger Erbe ist der junge Balduin V., ein Sohn aus der ersten Ehe seiner Tochter Sibylle. Wen soll er mit der Regentschaft betrauen? Den Kandi-



Tafel III: Der Illustrator scheint den Weg anzudeuten . . .



Tafel IV: Gisors. Eglise Saint-Gervais: Die Grabfigur in der Kapelle Saint-Clair (oben). -- Der Wehrturm der Burg von Gisors (unten)



daten der Hospitaliter, Raymond von Zypern, oder den zweiten Mann von Sibylle, den Südfriantzen Guy de Lusignan, der von den Templern unterstützt wird? Diese setzen sich ohne Zögern zugunsten Lusignans über das Veto der Zisterzienser, des Ordens von St. Bernhard, hinweg.

Der lepröse König wählt schließlich Raymond von Zypern. Doch Balduin V., ein schwächliches Kind, stirbt, und Lusignan besteigt den Thron. Das Volk jubelt ihm zu und singt:

*Trotz der Polen [1b]
haben wir einen König aus Poitiers.*

Der neue Großmeister der Templer, Gérard de Ridford, wird sein Berater.

Über Ridford haben die Templer jetzt entscheidenden Einfluß auf das gesamte christliche Königreich Jerusalem, allerdings begünstigt durch eine Krise, die dem Königreich Jerusalem zum Verhängnis wird.

Saladin ergreift erneut die Offensive. Er macht sich die allgemeine Verwirrung zunutze und nimmt einen Zwischenfall zum Vorwand, nämlich die Plünderung einer Karawane durch Renaud de Châtillon. Saladin steht auf dem Gipfel seiner Macht: Sein Reich erstreckt sich von Tripolis bis zum Tigris, vom Indischen Ozean bis nach Armenien. Er hat Mekka zurückerobert und brennt darauf, die Aksa-Moschee in Jerusalem zu befreien. Es ist der Kreuzzug der Gegenseite. Auch Saladin ist Verkünder des Heiligen Krieges und brutaler Eroberer in einem. »Mein Banner ist das aller, die den Islam verehren und die Christen hassen«, proklamiert er offen, »aber auch derer, die Reichtümer, Land oder Paläste begehren.«

Die erste Schlacht findet auf dem Berg Tabor [2] statt. Die Hospitaliter verlieren dabei ihren Großmeister Roger des Moulins. Von den Templern kommen nur Gérard de Ridford und zwei Ritter mit dem Leben davon. Die zweite Schlacht wird auf dem Hattin [3] bei Sepphoris [4] geschlagen. Sie endet mit einer neuerlichen Katastrophe. Unter den zahlreichen Gefangenen sind Lusignan und Ridford. Saladin zeigt sich den Gefangenen gegen-

über großmütig, nur Renaud de Châtillon enthauptet er eigenhändig. Da er die Templer und Hospitaliter jedoch für Erzfeinde des Islams hält, läßt er ihnen nur eine Alternative: ihrem Glauben abzuschwören oder zu sterben. Es ist anzunehmen, daß keiner das Kreuz verleugnet hat, denn es wurden alle mit dem Krummsäbel enthauptet. Als einziger bleibt Gérard de Ridford, Großmeister des Templerordens, übrig . . .

Lusignan und Ridford sind in einer ungünstigen Position für Verhandlungen. Sie werden zwar befreit, aber von jetzt ab beginnt das militärische und religiöse Ansehen der Templer überall zu sinken. Nach dem letzten gemeinsamen Blutvergießen befehlen sich Templer und Hospitaliter heftiger als je zuvor. Im Laufe desselben Jahres 1187 hält Saladin seinen Einzug in Jerusalem und nimmt damit dem christlichen Königreich seine Hauptstadt.

Der Wind hat sich gedreht. Im Abendland überlegt man, wie man sich dem Islam gegenüber verhalten soll. Kampf bis zum letzten oder Kompromiß? Der Klerus und die Mehrzahl der Ritter neigen zur ersten Lösung, Bürger und Kaufleute zur zweiten. Und als man sich zum dritten Kreuzzug entschließt, sind durchaus gegensätzliche Hintergedanken im Spiel.

König Philipp II. August von Frankreich und der deutsche Kaiser Friedrich Barbarossa haben eine Wiedereroberung im Sinn. König Heinrich II. Plantagenet von England und sein Sohn Richard Löwenherz dagegen erwägen, sich mit Saladin in die Herrschaft über das Heilige Land zu teilen.

Dieser Plan findet starke Unterstützung bei dem Grafen von Toulouse, Raymond V., dem »König des Südens«.

Raymond hat dafür zwei gute Gründe. Unter dem Vorwand, einen Kreuzzug gegen die ketzerischen Albigenser, Raymonds Schützlinge, zu führen, hat der König von Frankreich gegen sein Land einen Vernichtungskrieg entfesselt, der ein halbes Jahrhundert dauern soll. Bei der Verteidigung seiner bedrohten Unabhängigkeit kann der Graf einen Trumpf ausspielen — seine Verbindungen mit dem Orient. Von Marseille bis Narbonne gehört ihm die ganze Mittelmeerküste. Tripolis, die »Tochter von Toulouse«, ist seine Kolonie. Die südfranzösische Wirtschaft lebt

primär vom Handel mit den Muselmanen. Und schließlich ist das Schicksal seiner Schwester Inde vom diplomatischen Gesichtspunkt aus höchst bemerkenswert. Sie wurde als Sklavin an den seldschukischen Sultan Nureddin verkauft und dann dessen Frau. Nach ihrer Verwitwung heiratete sie Saladin. Da sich romantische Liebe mit hoher Politik verbindet, werben die musischen Fürsten Richard Löwenherz und Raymond ihre sämtlichen Troubadoure für den Kreuzzug an.

Die anglo-meridionalen Pläne wiederum entsprechen durchaus der Politik der Templer im Orient. Während sich der Orden von Frankreich und Deutschland distanziert, nähert er sich England und Südfrankreich immer mehr an. Jenseits des Kanals steht er von Anfang an unter dem wohlwollenden Schutz der Könige. Seit der Heirat der Eleonore von Aquitanien mit Heinrich II. Plantagenet erhält er sogar noch weiterreichende Privilegien als zuvor. In Palästina hat der Templerorden Guy de Lusignan, einen Freund von Richard Löwenherz, gegen Raymond von Zypern, den Kandidaten der Franzosen und Deutschen, unterstützt. Seine Beziehungen zu den Grafen von Toulouse sind ebenfalls gut. Im Orient hat er dieselben Stützpunkte wie diese: Syrien und den Libanon. Graf Alphonse, der Vater von Inde, hat sich in der »Pilgerburg« der Templer beisetzen lassen. Schließlich wahrt der Templerorden in der albigensischen Frage Südfrankreich gegenüber eine wohlwollende Neutralität.

So sind die Templer die Hauptstütze des Unternehmens, das unter dem Banner des dritten Kreuzzuges eine dauerhafte Brücke zwischen Okzident und Orient schlagen will. Da sie seit zwanzig Jahren die besten Beziehungen zu Saladin haben, fördern sie die Eheschließung seines Bruders Abd El Malek mit der Schwester Richards.

Diese Mittlerrolle bringt ihnen praktischen Gewinn. Richard Löwenherz überläßt ihnen Zypern zur Empörung der Hospitaliter. Der Troubadour Robert de Sablé wird als erster einer langen Folge von Südfranzosen zum Großmeister gewählt: Gilbert Errail, Pierre de Montaignu, Armand de Périgord, Guillaume de Sonnac. Ihre Haltung birgt jedoch auch Risiken. Dadurch, daß

sie gegen die französische Politik opponieren, untergraben die Templer ihre Stellung in dem Land, das ihre Wiege, ihr Hauptsitz in Europa und die älteste Tochter der Kirche zugleich ist. Ehe sie noch zur Zielscheibe Philipps des Schönen werden, geraten sie in Konflikt mit Ludwig dem Heiligen. Die Könige von Frankreich spielen die Hospitaliter gegen sie aus und die deutschen Kaiser die Deutschen Ordensritter. 1229 schließlich gibt ihnen Kaiser Friedrich II. einen Vorgeschmack dessen, was sie riskieren: er verjagt sie aus Sizilien und konfisziert ihre Besitzungen.

So wird in dem Augenblick, da der Ehrgeiz des Templerordens am größten ist, da er nach und nach die Zwistigkeiten zwischen orientalischen und aus Europa stammenden Christen, zwischen sämtlichen Christen und Muselmanen, zwischen orthodoxen und häretischen Muselmanen beseitigt hat und sich als Schiedsrichter über alle beteiligten Parteien stellen will, seine Zukunft fragwürdig und völlig abhängig vom Heiligen Stuhl, der bisher für ihn nur eine rein theoretische Autorität darstellte. Dem großen, weitblickenden Papst Innozenz III. widerstrebt zwar der Ehrgeiz der Templer. Trotzdem unterstützt er sie und festigt ihre bevorzugte Stellung innerhalb der geistlichen und militärischen Orden. Doch sobald einer seiner Nachfolger den Templerorden fallenläßt, wird dieser Koloß auf tönernen Füßen zusammenstürzen.

Den Templern bleibt keine Wahl hinsichtlich ihrer Politik. Ihre freundschaftlichen Beziehungen zum Orient werden durch Klugheit wie durch Interessen bestimmt. Zweifellos sind sie sich als Soldaten klarer darüber als jeder andere, wie unsicher und fragwürdig militärische Eroberungen sind. Andererseits aber sind die Kreuzzüge hinter ihrer religiösen Fassade ein gewaltiges kaufmännisches Unternehmen. Die Templer nun stehen an der Spitze dieses Unternehmens. Ihre wachsende wirtschaftliche Macht gründet sich größtenteils auf den kleinasiatischen Markt. Als Reeder stehen sie an vorderster Stelle. Ihre gewaltige Flotte lebt von den orientalischen Häfen. Jedes ihrer Schiffe faßt 1500 Passagiere. Verständlicherweise hätten sie lieber Waren befördert als die Truppen Ludwigs des Heiligen, zumal sie lange mit der

Stadtverwaltung von Marseille um das Recht gekämpft hatten, hier Fracht aufzunehmen.

Der Siebte Kreuzzug wird eine einzige Niederlage. Der Mongole Baibars, ein einstiger Sklave, nimmt Ludwig IX. gefangen und ließ sich zum Sultan ausrufen. All das hatten die Templer vorausgesehen. Sie sträubten sich gegen die Finanzierung des Kreuzzuges und gaben erst nach, als Joinville theatralisch drohte, ihre Schatztruhen aufzubrechen. Dabei schwang er ein Beil und schrie: »Dieses Beil ist der Schlüssel des Königs!« Bevor sie ihr Blut vergossen, rieten sie von dem wahnwitzigen Angriff auf Mansurah ab. Trotzdem gibt der König von Frankreich ihnen die Schuld an den Folgen seiner eigenen Unbesonnenheit. Als er, durch Umstände gezwungen, die rechtzeitig einzusehen er abgelehnt hatte, Verhandlungen mit Baibars aufnimmt, wirft er den Templern Defaitismus vor. Seit den Lobeshymnen Ludwigs VII. ist viel Zeit verstrichen. Diesmal verkündet der Graf von Artois: »Wenn die Templer gewollt hätten, wäre das Heilige Land seit langem erobert.« Man sieht, politische Ablenkungsmanöver sind keine Erfindung unseres Jahrhunderts...

Und 1291 verliert das Abendland in der Katastrophe von Akkon endgültig den Rest seiner Gebiete. Tapfer decken die Templer den Rückzug, begründen auf Zypern eine Zwischenlandestation und ziehen sich nach Europa zurück.

Ihre hiesige Macht ist mit jedem Jahr gewachsen. In siebzehn Ländern haben sie ihre Komtureien und sind überall zu einem Staat im Staate geworden. Wie bereits erwähnt, genießt der Templerorden in England hohes Ansehen. Sein Einfluß in Spanien ist so groß, daß König Alfons I. von Aragonien ihm testamentarisch die Regentschaft überträgt. Doch das Volk will sein Schicksal nicht in den Händen einer reichen, internationalen Macht sehen. In Aragonien wird der König vom Volk gewählt, und so scheitert Alfons' Plan. Überall gehört die Überwachung von Massen und Gewichten zu den Aufgaben des Templerordens. Das verleiht ihm in jenen Zeiten ein fast mystisches Ansehen. Denn in der Bibel steht: »Falsche Waage ist dem Herrn ein Greuel; aber völliges Gewicht ist sein Wohlgefallen.« [5]

Doch der Orden vergißt nicht, daß seine Wiege in Frankreich stand. Ohne zu ahnen, daß er dort bald sein Grab finden wird, wählt er es als seinen Hauptsitz. Nach dem Verlust des Heiligen Landes wird der Temple von Paris das neue »Mutterhaus«. Von hier aus spinnen die Großmeister überallhin ihre Fäden.

DAS FÜLLHORN

Der Temple war ursprünglich ein bescheidener, umfriedeter Platz bei der Kirche Saint-Gervais et Saint-Protais neben dem Rathaus. König Ludwig VI. hatte ihn auf ausdrücklichen Wunsch Sankt Bernhards im Jahre 1137 zweien von den neun Begründern des Ordens geschenkt: André de Montbard und Gondemar.

Die beiden ließen dort eine runde Kapelle erbauen, deren Plan in stark verkleinertem Maßstab dem des Heiligen Grabes entsprach.

Den Templern wurde es hier bald zu eng. Sie errichteten weiter im Norden der Stadt die bereits erwähnte gewaltige Festung. Durch ein erhalten gebliebenes Register erfährt man, daß im Jahre 1247 ihr beiderseits der Seine liegender Grundbesitz ein Drittel von Paris ausmacht, von der Sorbonne bis zum heutigen Platz der Republik.

Die Pariser Besitzungen bilden jedoch nur einen bescheidenen Bruchteil der angesammelten Reichtümer. Dem Orden gehören zehntausend in ganz Europa verstreute Burgen, und der Wert seiner beweglichen Habe kann auf einhundertzwölf Milliarden Francs geschätzt werden. Diese Zahl wirkt um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß es im Mittelalter fast gar keine Industrie gab und das Volkseinkommen jedes europäischen Landes etwa tausendmal geringer war als heute.

Seit seiner Gründung hatte der Templerorden zahlreiche Stiftungen erhalten. 1222 schenkte Philipp II. August ihm 2000 Goldmark, zwei Jahre später weitere 50 000. Andere Herrscher und

der Heilige Stuhl zeigten sich ebenso großzügig. Außerdem profitierte der Orden von der adligen Herkunft seiner Mitglieder. Wenn sie starben, beerbte er sie. Da er ja von Steuern und Abgaben befreit war, wuchs sein Reichtum rasch. Aber selbst all dies zusammengenommen erklärt noch keineswegs das riesige Vermögen der Templer.

Die Könige von England, Johann ohne Land und später Heinrich III., vertrauen ihnen bald die Verwaltung ihrer persönlichen Einkünfte an. Und in Frankreich übertragen ihnen die Herrscher von Philipp II. August bis zu Philipp dem Schönen sogar die Verwaltung des Staatsschatzes.

Darüber hinaus leihen Könige und Fürsten den Templern Geld, und mehrere Päpste, zum Beispiel Alexander III., ebenfalls.

Der sagenhafte Reichtum der Templer beschäftigt die Zeitgenossen um so mehr, als über seine Herkunft strengstes Still-schweigen gewahrt wird. Er erregt Neid, der sich mit Bewunderung paart. Die häufigste Erklärung entspricht durchaus dem Zeitgeist: die Templer betreiben Alchimie und haben den Stein der Weisen gefunden, das heißt das Geheimnis, Blei in Gold zu verwandeln. Dieses Gerücht bleibt nicht ohne Folgen, wie sich noch zeigen wird. Der Stein der Weisen, den die Tempelritter angeblich gefunden haben, entstammt allerdings keiner Retorte, sondern einer geschickten, für die damalige Zeit umwälzenden neuen Finanzgebarung.

Die Templer sind nämlich Bankiers. Genaugenommen hat es bereits in der Antike Banken gegeben, eine Einrichtung, die in den Handelsstädten Italiens gerade wieder ins Leben gerufen wird. Doch die Banken der Antike haben mit den modernen nur den Namen gemeinsam. Sie waren lediglich »Speisekammern«, in denen das Geld, ohne Nutzen zu tragen, aufbewahrt wurde. Da es zu jener Zeit nur handwerkliche Erzeugnisse gab und die Kirche jede Art von Zinsdarlehen als Wucher ausdrücklich untersagte, war das auch gar nicht anders möglich.

Nun ist das Banksystem der Templer von bisher unbekannter Kühnheit. Sämtliche modernen Manipulationen sind vertreten: Eröffnung von laufenden Konten, Aussetzung von Renten und

Pensionen, Darlehen, Bürgschaften, Konsignationen, Pfandleihe, Inkasso, Führung von Sonderkonten, internationaler Geldtransfer, Wechselgeschäfte.

Durch diese Einrichtungen wird der Orden unentbehrlich. Die Unsicherheit der Straßen und die häufigen Schiffbrüche machten Geldtransporte damals gefährlich. Ein von einer Ordenskomturei auf die andere gezogener Wechsel ermöglichte es nun den reichen Kaufleuten, ohne großes Gepäck und Gefolge zu reisen und nach der Ankunft ihre Gelder in Empfang zu nehmen. Manche dieser Wechsel sind erhalten geblieben. Sie erregen heute noch die Bewunderung der Volkswirtschaftler. Es gibt darauf zehn Spalten: Datum, Herkunftsort, Bestimmungsort, Höhe des Betrages, Art der Devisen, Verfalltag, Name der Aussteller, Name der Wechselnehmer, Bemerkungen und Kurs. Die letzte Spalte ist am interessantesten. Sie zeigt, wie die Templer das kirchliche Verbot, Zinsdarlehen zu geben, dadurch umgingen, daß sie auf den von Ort zu Ort schwankenden Wechselkurs spekulierten. Außerdem erhoben sie Aufgeld und Maklergebühr im voraus. Mit Hilfe dieser beiden Maßnahmen wuchs ihr Kapital schnell an. Ein Jahrhundert später begründet Jacques Cœur, ebenfalls Alchemist, Reeder und Bankier, mit denselben Mitteln sein außerordentliches Vermögen. Um der Wahrheit willen muß betont werden, daß zwar der Templerorden ungeheuer reich geworden ist, daß aber manche seiner Mitglieder trotzdem arm blieben. Einem Großmeister bot Saladin die Freilassung an und erhielt die stolze Antwort: »Ein Templer kann als Lösegeld nur seinen Gürtel und sein Schwert bieten.« Die große Geste vergangener Zeiten — und dabei hätte es ihn nur ein Wort gekostet, mit einem Goldregen sofort die Tore seines Gefängnisses zu öffnen.

Anfang 1300 haben die Templer fast zwei Jahrhunderte unaufröhrlichen Aufstiegs hinter sich. Ihre weltliche Macht hat sich allerdings durch den Verlust des Orients verringert, bleibt aber immer noch gewaltig. Nach weiteren sieben Jahren jedoch erfolgt der völlige Zusammenbruch. Bevor wir auf ihren Sturz kommen, wollen wir noch einmal ihr Werk betrachten.

Für dieses Werk, das völlig im Mittelalter wurzelt, gibt es nur

eine Kennzeichnung: reiner Renaissancestil. Als Mönchsoldaten sind sie Jesuiten vor Ignatius von Loyola; Kreuz- und Seefahrer vor Kolumbus; Konquistadoren vor Cortez und Pizarro; Verhandlungstaktiker vor den Dogen; Stifter des Religionsfriedens vor Heinrich IV; Föderalisten vor Karl V.; Finanziers und Bankiers vor den Medici. Doch die Geschichte duldet weder Vorläufer noch Epigonen. Wer die Früchte zu grün pflückt, für den bleiben sie stets giftig. Philipp der Schöne war ein großer König. Er wußte sie stets zum rechten Zeitpunkt zu pflücken.

DER STURZ

Philipp besteigt den Thron von Frankreich im Jahre 1285. Der Enkel Ludwigs des Heiligen ist siebzehn Jahre alt. Ein unzugänglicher Jüngling, der nicht antwortet, wenn man ihn anspricht, und den ein Besucher als »Gespenst« in Erinnerung behält. Er hat sich eine zweifache Aufgabe gestellt: das Land zu einen und einen zentralistischen Staat aufzubauen. An der Erfüllung dieser Ziele arbeitete er unermüdlich und ohne jeden Skrupel, gegen die Engländer, gegen die Feudalherren und den Klerus im Innern und in mancher Hinsicht gegen die Wünsche des Papstes.

Von Kindheit an hat ihn sein ghibellinischer Hofmeister Gilles Colonna, Erzbischof von Bourges, gelehrt, daß der König von Frankreich seine Machtvollkommenheit allein von Gott empfängt und daß Jesus Christus seiner Kirche niemals irgendwelchen weltlichen Besitz gegeben hat.

Als er mit König Eduard I. von England in Konflikt gerät, läßt er sich nicht einmal soweit herab, ihm den Krieg wie einem Souverän zu erklären, sondern behandelt ihn als aufröhrerischen Vasallen. Und als Papst Bonifatius VIII. sich als Vermittler anbietet, verlangt er von ihm, er solle es als Privatmann unter seinem Taufnamen Benedikt Cajetan tun. Später kämpft der ultramontane Papst mit allen Mitteln darum, daß der französische

sische Klerus keine Abgaben an den Staat entrichten muß. Daraufhin schickt ihm der junge König folgenden Brief: »Philipp, König der Franzosen von Gottes Gnaden, grüßt Bonifatius, den vorgeblichen Pontifex maximus, kaum oder auch gar nicht. Euer Allerhöchster Wahwitz möge zur Kenntnis nehmen, daß Wir im weltlichen Bereich keinem untertan sind.«

Bonifatius erwidert in derselben Tonart: »Ich werde Euch absetzen wie einen kleinen Jungen«, und läßt dem Wort die Tat folgen. Er exkommuniziert Philipp und bietet Albert von Österreich die Krone Frankreichs an. Nun läßt Philipp ihn durch seinen Großsiegelbewahrer und Generalsekretär Guillaume de Nogaret verhaften und durch einen seiner ergebenen Colonna mit einem Eisenhandschuh ohrfeigen. Der Papst wird befreit, stirbt aber wenige Tage später an dem erlittenen Schock.

Darf man an große Herrscher die Maßstäbe der allgemeingültigen Moral anlegen? Die Macht des »Eisernen Königs« stützt sich im wesentlichen auf das Bürgertum der Städte, dessen wachsende Bedeutung er erkannt hat. Wenn er auf Widerstand trifft, bricht er ihn dadurch, daß er die Generalstände einberuft, mit denen er die kommunale Revolution legalisiert und eine Vertretung des dritten Standes geschaffen hat. Läßt es sich gar nicht umgehen, scheut er auch vor Unpopularität nicht zurück. Aber — und das ist zu seiner Zeit etwas völlig Neues — er erkennt die Bedeutung der öffentlichen Meinung und beherrscht die Kunst, die Massen zu mobilisieren. Bei seinem Tod sind die Wunden geheilt, die der Kreuzzug gegen den Süden des Landes geschlagen hat. Er hat Guyenne, Quercy und die Stadt Lyon der Krone angegliedert und dieses neugeschaffene einheitliche Staatsgebilde einer zentralisierten Verwaltung unterstellt. Aus allen diesen Gründen kann man seine Regierung trotz ihrer Doppelbödigkeit positiv beurteilen.

Zwanzig Jahre hindurch stehen Philipp und die Templer in guten Beziehungen zueinander. In politischer Hinsicht sind beide gleichermaßen über die Willkür von Bonifatius beunruhigt, der ihre Souveränität zu zerstören droht. Der Orden verkündet, er werde das Königreich selbst gegen den Papst verteidigen, wäh-

rend der König wiederum den Orden »seiner besonderen Gunst und seiner aufrichtigen Zuneigung« versichert und ihm neue Privilegien bewilligt. Im Finanzwesen plant Philipp vorübergehend, dem Louvre, dem von ihm geschaffenen ersten Vorläufer einer Art Staatsbank, die vom Temple innegehabten Verwaltungsaufgaben teilweise zu übertragen. Schnell sieht er jedoch ein, daß er den Temple nicht ausschalten kann, und gibt diesem daher alle seine Vollmachten zurück. Anscheinend ist sogar der Ansatz zu einer menschlichen Beziehung vorhanden: der neue Großmeister des Ordens, Jacques de Molay, wird Taufpate der Tochter des Königs. So laufen die Dinge bis zum Jahre 1304.

Die Anhänger der Templer stellen den Keulenschlag, den ihnen Philipp der Schöne versetzt hat, stets als schandbares Verbrechen eines Mannes dar, der seinen Wohltäter umbringt, um ihn zu bestehlen. Doch das ist Schwarzweißmanier. Es hat vielmehr durchaus den Anschein, als sei unter der Maske ungetrübter Beziehungen von beiden Seiten sehr bald ein doppeltes Spiel getrieben worden.

Der Reichtum des Templerordens hat seit langem Neid und Eifersucht erregt. Bistümer und Abteien fühlen sich betrogen bei jedem Testament, das ein reicher Ritter zu seinen Gunsten macht. Bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts wird vorgeschlagen, alle vom Orden innerhalb der vergangenen zehn Jahre erworbenen Vermögenswerte zu konfiszieren. In den ersten Reihen dieser Neider befinden sich die ständigen Rivalen der Templer, die Hospitaliter. Sie intrigieren unaufhörlich bei den Päpsten, um eine Verschmelzung der beiden Orden zu erlangen. Dabei weisen sie auf die schädliche Wirkung des andauernden Konfliktes hin. Eine solche Verschmelzung hätte die Hospitaliter beträchtlich bereichert. Ihr Besitz, vor allem an Grund und Boden, hat sich keineswegs im selben Tempo an Wert erhöht wie die bewegliche Habe der Templer. Diese lehnen allerdings bis zum Schluß eine Zusammenlegung beider Orden ab.

Es stimmt, daß einer der Ratgeber Philipps, der einfallreiche Pierre Dubois, diesen Plan genau ausgearbeitet hat. Nach einer Verschmelzung sollen Templer und Hospitaliter höflich, aber

bestimmt in den Orient zurückgeschickt werden und die verschiedenen Staaten sich ihrer europäischen Besitzungen bemächtigen. Dubois schätzt die dabei zu gewinnenden Einkünfte auf 800 000 tourische Livres im Jahr.

Es stimmt ferner, daß Philipp Eratschwierigkeiten hat und mehrfacher Schuldner der Templer ist. 1297 läßt er sich von ihnen 2500 Livres vorstrecken. Ein Jahr später entleiht er ohne Wissen des Großmeisters abermals 200 000 Florin. Der Großmeister setzt daraufhin seinen leichtsinnigen Schatzmeister ab. 1300 borgt der König für die Mitgift seiner Schwester wiederum 500 000 Francs. Außerdem ist er dem Orden moralisch verpflichtet, was seinen Stolz bestimmt viel schwerer trifft als alles andere. 1306 steigen die Preise infolge einer Geldabwertung um 65 Prozent — der dritten — sprunghaft an. Das löst einen Volksaufbruch aus, so daß der König Hals über Kopf im Temple von Paris Zuflucht suchen muß. Die Erinnerung daran ist in zweifacher Hinsicht demütigend für Philipp. Einige Zeit vorher verlangte er seine Aufnahme in den Orden und das Amt des Großmeisters in der Hoffnung, dadurch viel Geld zu gewinnen. Er erfährt kalte Ablehnung. Außerdem weiß er, daß die Templer unterderhand den Volksaufstand gefördert haben. Nun ist aber durch die Finanzgeschäfte des Temple der Münzenumlauf verringert worden, was dazu beigetragen hat, die Geldabwertung unvermeidlich zu machen.

Es sind also bei Philipps Aktion gegen den Orden sehr wohl wirtschaftliche Beweggründe vorhanden, doch sie beruhen nicht auf reiner Habsucht.

Aber es gibt noch andere Motive. Wie hätte Philipp im selben Augenblick, da er die Münzrechte des Adels und die Rechtsprechung des Klerus einschränkt, einen geistlichen Ritterorden weiterhin dulden können, der von Steuern und Abgaben befreit ist und seine eigene Jurisdiktion hat? Den seit langem Interessen und Sympathien mit England verbinden, während Philipp gegen England Krieg führt. Der in Frankreich über ein Heer von 30 000 Mann verfügt und dessen Großmeister ebenso wie er behaupten, ihr Amt nur »von Gottes Gnaden« empfangen zu haben, wäh-

rend Philipp einen Staat mit absolutem Monarchen geschaffen hat. Der die verschiedenen Nationen, die im Schutz gewähren, offiziell als »Provinzen« bezeichnet, während Philipp sein Land eint.

Seit dem Verlust von Jerusalem sind die Ziele der Templer immer undurchsichtiger geworden. Ihre finanzielle Unterstützung kann sich als ebenso zweischneidig erweisen wie ihre politische. Gestern haben sie den König gegen einen Papst ausgespielt, aber morgen schon können sie einen anderen Papst gegen den König ausspielen.

Denn es folgen einander sehr ungleiche Päpste. Nach dem ultramontanen Bonifatius kommt der Sonderling Benedikt XI. Er stirbt bezeichnenderweise am übermäßigen Genuß von frischen Feigen. Und der unter dem Namen Clemens V. gewählte ist wieder von anderer Art.

Bertrand de Got [6] stammt aus dem alten vornehmen gasconischen Geschlecht der Vicomtes de Lomagne, das der Kirche bereits mehrere Häretiker und einige Kardinäle beschert hat und das — getreu der Tradition seiner Provinz — mehr Ahnen und Nachkommen besitzt als Geld. Sein Vater war ein bedeutender Mann, aber arm wie Hiob. Die Biographen berichten, daß Bertrand als Kind die Schafe seiner Familie hütete und von einem armen Schuhmacher aus Bazas das erste Paar Schuhe und den ersten Unterricht im Lesen bekam.

Der glänzend begabte Junge besucht nach der Schule mehrere Universitäten — Agen, Paris, Bologna. Über das Studium der Rechtswissenschaften hinaus eignet er sich eine umfassende Bildung an, die sich immer wieder während seiner raschen geistlichen Karriere zeigt. Bald steht er an der Spitze des Bistums Comminges. Er wird »der Bischof mit dem Einhorn« genannt, da das Horn dieses Fabeltieres als Bischofsstab dient. [7] Er hat eine Vorliebe für Architektur und läßt Saint-Bertrand-de-Comminges bauen, ein eigenartiges gotisches Kleinod, halb Kathedrale, halb Festung. Vom Orient fasziniert, gründet er Lehrstühle für Hebräisch, Syrisch und Arabisch an mehreren Universitäten. Als begeisterter Leser von Albertus Magnus zieht er den berühmten Arzt und Alchimisten Arnold von Villanova heran. So gleichen seine

geistige Richtung und seine Interessen denen der Templer in erstaunlicher Weise.

Viele Schriftsteller haben ihn als Schwächling, als Marionette Philipps des Schönen geschildert, was jedoch keineswegs zutrifft. Er nimmt für Bonifatius gegen den König Stellung. Deshalb wird sein gesamter Besitz beschlagnahmt. Trotz des königlichen Verbots geht er im kritischen Augenblick nach Rom. Das geschieht nicht aus Mut, sondern aus Berechnung. Denn Bertrand treibt trotz des stolzen Wahlspruchs seiner Familie *par infimis* — Den Ärmsten gleich — großen Aufwand und ist vor allem ein Karriere-macher. Er geht nirgendwohin ohne seine Geliebte, die schöne Brunissende, eine Nachfahrin von Bernard Aton, Vicomte d'Albi, Gemahlin von Hélie, Graf de la Marche. »Sie kostet ihn mehr als das Heilige Land«, sagt man von ihr. Er schreibt für sie provenzalische Verse, die weniger leidenschaftlich — was nicht seiner Art entspricht — als vielmehr preziös sind:

*Schöner bist du als der Tag;
Und weißer noch als der Schnee.
Keine andre Barke ich wünschen mag,
Um den Quell unsrer Liebe zu finden.*

Mit zweiunddreißig Jahren ist er Bischof, mit sechsunddreißig Kardinal. Da dieser Mann von Stendhalscher Prägung mit Vierzig die Tiara begehrt, muß er seinen Frieden mit dem König von Frankreich machen.

Nun ist das Konklave in die Anhänger der Colonna, die für Philipp sind, und die der Orsini, die das Andenken von Bonifatius hochhalten, gespalten. Es tagt seit zehn Monaten ohne Ergebnis. Um aus der Sackgasse herauszukommen, wird beschlossen, daß die Colonna den Orsini eine Liste mit drei Kandidaten zur Abstimmung unterbreiten. Die Stunde des Diplomaten Bertrand hat geschlagen. Bisher hat er eindeutig für Rom Stellung bezogen. Wenn er sich ebenso eindeutig für den König entscheidet, wird man sich auf seine Wahl einigen.

Der Kirchenfürst und der König treffen sich in Saint-Jean-d'Angély. Nach dem Bericht des Chronisten Villani ist die Begeg-

nung streng geheim. Philipp weiß, was von Versprechungen zu halten ist. Deshalb läßt er Bertrand auf die Hostie schwören, daß er nach seiner Wahl ein Programm von sechs Punkten erfüllen werde. Die ersten fünf entscheiden rückwirkend alle Zwistigkeiten mit Bonifatius zugunsten des Königs. Der sechste ist ein Blankoscheck: Philipp behält sich vor, dessen Inhalt zu dem von ihm gewünschten Zeitpunkt bekanntzugeben. Historiker behaupten später, es habe sich dabei um die Auflösung des Templerordens gehandelt.

Die Inthronisation Bertrands findet in Lyon statt. Der König persönlich hält ihm die Steigbügel. Das ist mehr als ein Symbol. Aber ein Unfall beschattet die Zeremonie: eine Mauer stürzt unter dem Gewicht der Zuschauer ein. Zwölf Mitglieder des Gefolges werden getötet, darunter der Herzog der Bretagne, ein souveräner Fürst. Der neue Papst selber fällt aus dem Sattel. Er verliert dabei den schönsten Stein aus seiner Tiara, einen Karfunkel im Wert von 6000 Florin. Während des abendlichen Festmahls bricht ein Streit zwischen den Angehörigen des Papstes und denen der Kardinäle aus. Man hat reichlich getrunken, man zieht vom Leder, und einer der Brüder Bertrands wird getötet. All das läßt Unheil ahnen — ein Pontifikat, das unter einem Unglücksstern beginnt.

Clemens V. erfüllt nacheinander die fünf Punkte, jedoch auf seine Weise. Er operiert nämlich mit sämtlichen ihm als Rechtsgelehrten vertrauten Kniffen. Von den versprochenen neun französischen Kardinälen ernennt er vier aus seiner Familie, um nicht von der Gnade des Königs abzuhängen. Wie Philipp ihn gebeten hat, setzt er eine päpstliche Kommission ein, die eine Untersuchung über das Pontifikat Bonifatius' VIII. führen soll. Diese Kommission stellt nun fest, daß der selbstherrliche Papst nicht nur seinen Vorgänger, den Mystiker Zölestin V., vergiftet hat, sondern außerdem noch homosexuell, Magiker und obendrein Atheist gewesen ist. Clemens V. war Hauskaplan Zölestins und hat sich zu Bonifatius' Zeiten lange in Rom aufgehalten. Damit ist er wohl in der Lage, diese Anschuldigungen zu beurteilen. Sofern er daran glaubt, muß er einen solchen Teufelspapst noch postum in Grund und Boden verdammen. Sofern nicht, muß er

geistige Richtung und seine Interessen denen der Templer in erstaunlicher Weise.

Viele Schriftsteller haben ihn als Schwächling, als Marionette Philipps des Schönen geschildert, was jedoch keineswegs zutrifft. Er nimmt für Bonifatius gegen den König Stellung. Deshalb wird sein gesamter Besitz beschlagnahmt. Trotz des königlichen Verbots geht er im kritischen Augenblick nach Rom. Das geschieht nicht aus Mut, sondern aus Berechnung. Denn Bertrand treibt trotz des stolzen Wahlspruchs seiner Familie *par infimis* — Den Ärmsten gleich — großen Aufwand und ist vor allem ein Karriere-macher. Er geht nirgendwohin ohne seine Geliebte, die schöne Brunissende, eine Nachfahrin von Bernard Aton, Vicomte d'Albi, Gemahlin von Hélie, Graf de la Marche. »Sie kostet ihn mehr als das Heilige Land«, sagt man von ihr. Er schreibt für sie provenzalische Verse, die weniger leidenschaftlich — was nicht seiner Art entspricht — als vielmehr preziös sind:

*Schöner bist du als der Tag;
Und weißer noch als der Schnee.
Keine andre Barke ich wünschen mag,
Um den Quell unsrer Liebe zu finden.*

Mit zweiunddreißig Jahren ist er Bischof, mit sechsunddreißig Kardinal. Da dieser Mann von Stendhalscher Prägung mit Vierzig die Tiara begehrt, muß er seinen Frieden mit dem König von Frankreich machen.

Nun ist das Konklave in die Anhänger der Colonna, die für Philipp sind, und die der Orsini, die das Andenken von Bonifatius hochhalten, gespalten. Es tagt seit zehn Monaten ohne Ergebnis. Um aus der Sackgasse herauszukommen, wird beschlossen, daß die Colonna den Orsini eine Liste mit drei Kandidaten zur Abstimmung unterbreiten. Die Stunde des Diplomaten Bertrand hat geschlagen. Bisher hat er eindeutig für Rom Stellung bezogen. Wenn er sich ebenso eindeutig für den König entscheidet, wird man sich auf seine Wahl einigen.

Der Kirchenfürst und der König treffen sich in Saint-Jean-d'Angély. Nach dem Bericht des Chronisten Villani ist die Begeg-

nung streng geheim. Philipp weiß, was von Versprechungen zu halten ist. Deshalb läßt er Bertrand auf die Hostie schwören, daß er nach seiner Wahl ein Programm von sechs Punkten erfüllen werde. Die ersten fünf entscheiden rückwirkend alle Zwistigkeiten mit Bonifatius zugunsten des Königs. Der sechste ist ein Blankoscheck: Philipp behält sich vor, dessen Inhalt zu dem von ihm gewünschten Zeitpunkt bekanntzugeben. Historiker behaupten später, es habe sich dabei um die Auflösung des Templerordens gehandelt.

Die Inthronisation Bertrands findet in Lyon statt. Der König persönlich hält ihm die Steigbügel. Das ist mehr als ein Symbol. Aber ein Unfall beschattet die Zeremonie: eine Mauer stürzt unter dem Gewicht der Zuschauer ein. Zwölf Mitglieder des Gefolges werden getötet, darunter der Herzog der Bretagne, ein souveräner Fürst. Der neue Papst selber fällt aus dem Sattel. Er verliert dabei den schönsten Stein aus seiner Tiara, einen Karfunkel im Wert von 6000 Florin. Während des abendlichen Festmahls bricht ein Streit zwischen den Angehörigen des Papstes und denen der Kardinäle aus. Man hat reichlich getrunken, man zieht vom Leder, und einer der Brüder Bertrands wird getötet. All das läßt Unheil ahnen — ein Pontifikat, das unter einem Unglücksstern beginnt.

Clemens V. erfüllt nacheinander die fünf Punkte, jedoch auf seine Weise. Er operiert nämlich mit sämtlichen ihm als Rechtsgelehrten vertrauten Kniffen. Von den versprochenen neun französischen Kardinälen ernennt er vier aus seiner Familie, um nicht von der Gnade des Königs abzuhängen. Wie Philipp ihn gebeten hat, setzt er eine päpstliche Kommission ein, die eine Untersuchung über das Pontifikat Bonifatius' VIII. führen soll. Diese Kommission stellt nun fest, daß der selbstherrliche Papst nicht nur seinen Vorgänger, den Mystiker Zölestin V., vergiftet hat, sondern außerdem noch homosexuell, Magiker und obendrein Atheist gewesen ist. Clemens V. war Hauskaplan Zölestins und hat sich zu Bonifatius' Zeiten lange in Rom aufgehalten. Damit ist er wohl in der Lage, diese Anschuldigungen zu beurteilen. Sofern er daran glaubt, muß er einen solchen Teufelspapst noch postum in Grund und Boden verdammen. Sofern nicht, muß er

Philipp als Verleumder brandmarken. Doch nein, er schafft es, weder die Tiara, die er sich gerade aufgesetzt hat, zu verunglimpfen noch den, dem er sie verdankt. Er spricht Philipp frei, ohne Bonifatius zu verurteilen.

Während darüber ein Jahr hingeht, bereitet der König systematisch seine Offensive gegen den Templerorden vor. Er überläßt nichts dem Zufall, denn es handelt sich hier um einen schwerverdaulichen Brocken. Zunächst werden Polizeiberichte gesammelt. Ein zweifelhaftes Individuum namens Esquieu de Floyran, einstiger Mitprior des Temple von Montfaucon, hat in Béziers eine zivilrechtliche Strafe verbüßt und dabei die Geständnisse eines Mithäftlings gehört, ebenfalls eines ehemaligen Templers, der aus dem Orden ausgestoßen worden ist. Zunächst versucht Floyran, seine Informationen dem König von Aragonien zu verkaufen, wird jedoch abgewiesen. Dann wendet er sich an Philipp und findet williges Gehör. Doch ein paar Redereien ergeben noch keine fundierte Unterlage. Man sucht also weitere Denunzianten, bringt Spione im Orden unter und verhaftet schließlich hier und dort einige Templer, die man in Einzelhaft nach Corbeil bringt. Diesmal macht sich Nogaret, der Großsigelbewahrer, persönlich die Mühe, sie zum Sprechen zu bringen. Allmählich steigt die Temperatur. Es findet sich ein Templer aus vornehmer Familie, der dem Papst direkt zuträgt, der ganze Orden sei abtrünnig geworden.

Philipp hält nun den Augenblick für gekommen, Clemens V., der ja als einziger das Recht dazu hat, aufzufordern, er möge Schritte gegen den Orden unternehmen, gegen den so schwere Anschuldigungen erhoben werden. Doch der schlaue Gascogner läßt sich nicht zum Narren machen. Er weist zunächst einmal die Anschuldigungen zurück. Sie seien »unwahrscheinlich und beinahe unglaublich«, schreibt er. Dann versucht er, auf seine Weise den Schlag zu parieren. Mit vorheriger Zustimmung des Großmeisters Molay ordnet er eine Untersuchung gegen den Templerorden an, und zwar in der Absicht, diesen von Gerüchten freizusprechen, die sich seit dem Verlust von Jerusalem fraglos immer mehr verdichtet haben. Aber der König ist ebenso gerissen. Er erkennt sofort, daß seine Pläne aufs schwerste gefährdet sind, falls die

Beauftragten des Heiligen Stuhles die Unschuld der Templer feststellen. Daher beschließt er, die Dinge gewaltsam voranzutreiben.

Am Freitag, dem 13. Oktober 1307, werden bei Morgengrauen sämtliche Templer des Königreiches durch eine vorbildlich aufeinander abgestimmte Polizeiaktion verhaftet. In Paris dringt Nogaret persönlich in den Temple ein, nimmt hundertfünfzig Ritter fest, darunter den Großmeister Jacques de Molay, der noch am Vorabend gemeinsam mit dem König das Bahrtuch beim Leichenbegängnis einer Prinzessin gehalten hat.

Doch warum nur bleiben die Opfer sowie die Sieger dieses Gewaltstreiches nicht gelassener? Als sie gefangengenommen werden sollen, stürzen sich acht Templer von den Zinnen auf den Innenhof des Temple und bleiben zerschmettert liegen. König Philipp folgt seinen bewaffneten Leuten auf dem Fuß. Das »Gespenst« hat seine legendäre Kaltblütigkeit verloren. Er eilt geradewegs zu einem Grab, läßt es öffnen und schleudert bleich vor Wut eine Handvoll Gebeine in den Herbstwind. Sie stammen von Bruder Hubert, dem Architekten, der einst den Turm des Temple erbaut hat.

DER PROZESS

Vom 14. September ab hatte der König Rundschreiben an alle seine Statthalter und Seneschalle gesandt. Sie durften erst im letzten Augenblick geöffnet werden und enthielten den genauen Zeitplan für die Aktion. Der Großsigelbewahrer Gilles Aiscelin, Erzbischof von Narbonne, weigerte sich nach bestem Wissen und Gewissen, diesen Beschluß zu unterzeichnen, da er die rechtliche Souveränität der Templer verletze und somit gegen das Gesetz verstoße. Er wurde daraufhin sofort abberufen und durch Nogaret ersetzt. Dieser klärte zunächst die Rechtsseite. Um der Kirche gegenüber formal den Schein zu wahren, handelte der Staat auf

Verlangen des Großinquisitors von Paris, Guillaume Humbert. Der Großinquisitor war zwar ein Werkzeug des Königs, erließ jedoch seinerseits den Verhaftungsbefehl erst mehrere Wochen später als Philipp. Der Betrug war also offenkundig.

Übrigens war diese Blitzrazzia nicht die erste ihrer Art. Im Jahre 1291 war man mit den lombardischen Bankiers genauso verfahren und 1306 mit den Rabbinern. Abgesehen von jeder moralischen Erwägung, muß man zugeben, daß der Erfolg dieser Aktionen für das administrative Genie Philipps des Schönen spricht. Vor ihm war der Begriff zentralistischer Staat ein leeres Wort. Jetzt setzt sich auf einen einzigen Wink von oben das Räderwerk in Bewegung.

Doch Philipps agitatorische Begabung ist nicht geringer. Am 14. Oktober, dem Tag nach der Aktion, beginnt er die öffentliche Meinung in sämtlichen Volksschichten zu mobilisieren. Während Nogaret in Notre-Dame eine informative Sitzung für die Staatsbeamten abhält, wird in den Gärten des königlichen Schlosses unter Trompetengeschmetter eine Volksversammlung einberufen. Die Teilnehmer sind nach Berufsgruppen geordnet. Erst ergreifen Dominikaner, dann die Leute des Königs das Wort, um die abscheulichen Verbrechen der Templer zu verkünden, die bisher noch nicht einmal verhört wurden. Kuriere verbreiten Schmähschriften im ganzen Land, mit denen die öffentliche Meinung vollends gewonnen werden soll. Eine richtige Pressekampagne, lange vor der Geburt Gutenbergs. Zur weiteren Sicherung seines Erfolges betätigt sich der König selbst als Journalist. Er findet aufreizende Worte: »Eine schmerzliche, beklagenswerte, unausdenkbare, unanhörbare, verabscheuungswürdige Angelegenheit, ein widerwärtiger, scheußlicher Frevel, eine grauenvolle Tat, eine unvorstellbare, völlig unmenschliche, ja, schlimmer noch, eine teuflische Infamie ist Uns durch den Bericht vertrauenswürdiger Personen zu Ohren gekommen und hat Uns mit tiefster Bestürzung erfüllt, hat Uns vor unsagbarem Entsetzen schaudern lassen. Als Wölfe im Schafspelz und im Ordensgewand, eine schwere Beleidigung Unseres Glaubens, kreuzigen die Templer in Unseren Tagen Unseren Herrn Jesus Christus aufs neue...«

Die Massen sind leicht zu gewinnen, da der große Reichtum der Ritter beim Volk keineswegs in Gunst steht.

*Gold und Silbers reicher Segen
liegen auf der Templer Wegen*

heißt es in einem zeitgenössischen Werk, das ihren schlechten Ruf bezeugt.

Doch in den besser unterrichteten Kreisen der Chronisten, der Journalisten jener Zeit, läßt man Skeptizismus durchblicken. Die einen wahren weise Zurückhaltung:

*... Die Templer wurden allesamt
gefangen durch des Königs Hand;
Weiß nicht, ob's Recht, ob's Unrecht war ...*

Die anderen aber erheben laut ihre Stimme gegen den Anschlag:

*Wißt, daß im Jahre eintausenddreihundertundsieben
die mächtgen Templer wurden ins Gefängnis getrieben;
Die Tappren behandelt gar schnöde man:
Die Ungläub'gen, mein ich, sind schuld daran.*

Philipp der Schöne ein Ungläubiger? Das ist wenig wahrscheinlich. Hierzu äußert sich Sismondi recht geschickt: »Bei seinen Angriffen gegen die Päpste hätte man ihn für einen Freigeist gehalten; allein seine Intoleranz bewies seine Orthodoxie.«

In jedem Fall beweist die absolut moderne Taktik des Königs und Nogarets, daß sie die Volksmeinung zunächst zum Sieden bringen und dann damit argumentieren wollen, um dem, was man heute als »sofortige diplomatische Schritte« bezeichnen würde, zuvorzukommen. Diese lassen auch nicht auf sich warten.

Vom Rechtsstandpunkt aus konnte nur der Papst die Anweisung zur Verhaftung der Templer geben. Und er allein kann sie verurteilen. Wenn man nun zu der vollendeten Tatsache der Verhaftung noch eine zweite schafft, nämlich das Eingeständnis der Ketzerei, hätte man zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Einerseits wird es sich Clemens V. zweimal überlegen, bevor er den Großinquisitor von Paris desavouiert und Männer verteidigt,

die ihre Verbrechen gestanden haben. Und wenn andererseits die Templer erwiesenermaßen Ketzer sind, gilt ihr Besitz nicht mehr als kirchliches Eigentum und fällt somit auch nicht an den Papst, sondern an den König zurück. Diese sehr realistischen Erwägungen erklären sowohl den Inhalt der Anklageschrift wie die Eile, Geständnisse zu erhalten, wie schließlich auch die dabei zumeist angewandten Mittel.

Man legt den Templern vier schwerwiegende Vergehen zur Last. Sie stehen im Vordergrund des ganzen Verfahrens und lösen eine Kontroverse aus, die sich in sechs Jahrhunderten noch nicht erschöpft hat:

1. Geheime Aufnahmezeremonien, begleitet von Verunglimpfung des Kreuzes, der Verleugnung Christi und verräterischen Küssen.
2. Auslassung des Segens bei der Messe.
3. Verehrung eines Götzenbildes, für sie das Abbild des wahren Gottes, an den allein man glauben soll.
4. Erlaubnis, sogar Empfehlung, »widernatürliche Verbrechen« zu begehen, das heißt Homosexualität.

Seltsam genug für Mönche — nicht etwa die Anklagen wegen Ketzerei, die direkt zum Scheiterhaufen führen, sondern die vergleichsweise mildereren, fleischliche Sünden begangen zu haben, werden von der überwiegenden Mehrzahl der Templer am schärfsten abgeleugnet. Dennoch üben sie gerade in diesem Punkt die größte Zurückhaltung. Ein zeitgenössischer Kirchenhistoriker schreibt tatsächlich, ohne mit der Wimper zu zucken: »Alle Kinder sagen frei und unumwunden zueinander: Hütet euch vor den Küssen der Templer.«

Trotzdem bekennen sich unter Hunderten von Angeklagten nur zwei, nämlich Guillaume de Varnage und Raoul de Tavernay, zu dieser »Lieblingssünde«. Der erste erklärt einigermaßen naiv, man habe ihm die jüngsten der Novizen überlassen, »damit der Orden im Hinblick auf Frauen nicht entehrt werde«. Der zweite sagt vernünftiger: »Man muß das wegen des heißen überseeischen Klimas dulden.«

In der Frage der sittlichen Verfehlungen geht die Anklageschrift übrigens noch weiter. Man überlegt, ob die Verfasser sich von ihrem grimmigen Humor oder von krankhafter Phantasie hinreißen ließen, wenn man zum Beispiel den Artikel 10 liest: »Ein von einem Templer und einer Jungfrau (denn die Ritter waren zweifellos Eklektiker) gezeugtes neugeborenes Kind wird am Feuer gesotten und gebraten, sein ganzes Fett ausgelassen, und mit ebendenselben wird ihr Götzenbild gesalbt und geweiht.«

Das sei wirklich zuviel? Man muß diese Frage wohl verneinen. Denn noch im letzten Jahrhundert ging der Metropolit von Moskau gegen andersgläubige religiöse Sekten mit denselben Mitteln vor. Das hat einen Historiker der Templer, Loiseleur, zu der Schlußfolgerung geführt, nicht das zaristische Rußland sei mittelalterlich, sondern die Anklageschrift des Inquisitors Guillaume Humbert wohlbegründet...

Wie immer dem sei, knapp zehn Tage nach dem Fischzug hat Humbert eine wahre Flut von Geständnissen zur Verfügung; darunter das des Großmeisters Jacques de Molay. Dieser hat öffentlich vor einer Versammlung von Professoren und Studenten der Sorbonne bekannt, man habe ihn bei seiner Aufnahme in den Orden dazu veranlaßt, Christus zu verleugnen und auf das Kreuz zu spucken. Er selber habe zahlreiche Novizen in ähnlicher Weise aufgenommen. Mehrere hohe Würdenträger des Temple erklärten dasselbe, und weder die einen noch die anderen scheinen zu bereuen.

Dennoch erschüttern diese Geständnisse Clemens V. nicht. Am 27. Oktober schreibt er an den König: »Während Wir fern von Euch weilten, habt Ihr Hand auf die Brüder und Habe der Templer gelegt. Ihr seid soweit gegangen, sie ins Gefängnis zu werfen, und — dies ist der Gipfel der Bekümmernis — Ihr habt sie nicht wieder freigelassen. Man sagt sogar, Ihr hättet zu der Trübsal der Gefangenschaft noch ein weiteres Herzeleid gefügt. Wir glauben, Wir sollten letzteres, aus Schamgefühl für die Kirche, im derzeitigen Augenblick besser mit Stillschweigen übergehen.« Eine deutliche Anspielung auf die Folter, der viele Ritter unterworfen wurden.

Einige Tage später erhebt König Eduard II. von England Protest. Die Templer hätten in England einen ausgezeichneten Ruf, sagt er, und die Freveltaten, deren man sie bezichtige, seien ungläubhaft. Eduard fordert Gerechtigkeit für die Templer beim Papst, der ja in Aquitanien geboren und damit englischer Untertan ist.

Clemens V. läßt es nicht bei seinem entschiedenen Protest bewenden. Er entzieht den französischen Inquisitoren ihre Vollmachten, verlangt die Auslieferung sämtlicher Protokolle und beschließt, die Angelegenheit selber in die Hand zu nehmen. Für den König von Frankreich und seine Ratgeber kommt dieser Widerstand völlig überraschend. Er zwingt sie, ihre gesamten Pläne umzustößen.

Als Clemens V. Ende November 1307 anordnet, die Templer in ganz Europa zu verhaften, weiß er genau, was er tut. Dieser Befehl ist nur die logische Folge davon, daß der Heilige Stuhl die Angelegenheit in die Hand genommen hat. Er bedingt ja die Auslieferung der einzigen gefährdeten Ritter an den Papst — jener nämlich, die Philipp der Schöne gefangenhält. Übrigens handeln die Herrscher Europas nach Gutdünken. In England und Portugal zum Beispiel bleiben die Templer unbehelligt. Der Orden versteht sich bekanntlich ausgezeichnet auf die Winkelzüge der Politik. Er ist sich keine Minute im unklaren über den eigentlichen Sinn der päpstlichen Verfügung. Überall tauchen die Ritter alsbald wieder auf. In Spanien verschanzen sie sich bewaffnet in der Festung Monzon. In Deutschland fordert Wallgenfer, der „wilde Graf“, an der Spitze einer Gruppe von entschlossenen Templern von einem Provinzialkonzil die Freilassung der Ordensmitglieder und erhält sie auch. In Frankreich schließlich widerrufen Jacques de Molay und seine Gefährten ihre Geständnisse.

Doch Philipp der Schöne ist nicht gewillt, auf ein Vorhaben zu verzichten, das er von langer Hand vorbereitet und beschlossen hat und das in seinen Augen die Staatsräson gebietet. Seine Gefangenen dem Papst überantworten? Unmöglich, es sind ihrer zu viele, und der Papst hat nicht genügend Gefängnisse. Ein trotz

seiner Kaltschnäuzigkeit unwiderlegbares Argument. Tatsächlich sind allein in Paris 666 Templer verhört worden. Da ihm geeignete Unterbringungsmöglichkeiten fehlen, muß der Papst bald auf seine Forderung verzichten. Die Templer sind zwar von jetzt an Gefangene der Kirche, verbleiben aber trotzdem in der Obhut des Königs. Gleichzeitig entfesselt Philipp eine »Pressekampagne« gegen Clemens V. Im ganzen Land werden Schmähchriften verbreitet, die den Nepotismus des Papstes aufs schärfste brandmarken. Das ist durchaus berechtigt. Clemens hat tatsächlich seinen sämtlichen Angehörigen, ob nah oder weitläufig verwandt, zahllose kirchliche Pfründen zuteil werden lassen. Und schließlich wendet sich der König, wie immer bei wichtigen Anlässen, an das Volk. Im Mai 1308 beruft er die Generalstände in Tours ein. Die meisten Adligen erscheinen nicht. Doch der eindeutig gallikanisch eingestellte Klerus und der dritte Stand, der sich über den Reichtum des Templerordens empört, fordern eine exemplarische Strafe.

Mit diesen verschiedenen Druckmitteln ausgerüstet, begibt sich der König nun nach Poitiers, wo Clemens V. residiert. Es folgen zahllose Sitzungen und Beratungen. Einen Monat lang bringen Philipp und seine Ratgeber abwechselnd Versprechungen und Drohungen vor: »Wenn Ihr Euch darauf versteift, Ausflüchte zu machen«, erklären sie dem Papst, »werden Wir in einer anderen Sprache mit Euch reden müssen.« Zudem sind neben dem Widerruf der Würdenträger des Ordens Hunderte von aufrechterhaltenen Geständnissen vorhanden.

Doch Clemens gibt wider alles Erwarten nicht nach. Auf Grund des ihm vorliegenden Materials kann er den Templerorden nicht übereilt verurteilen. Was die Geständnisse angeht, »ist er des öfteren zu der Auffassung gelangt, sie seien nicht zutreffend«. Also wird er persönlich zweiundsiebzig Templer verhören. Und was die Würdenträger des Ordens betrifft — den Großmeister Jacques de Molay, den Generalvisitator Hugues de Pairaud, die Befehlshaber von Zypern, Aquitanien und der Normandie, Raimbaud de Caron, Godefroy de Gonneville und Geoffroy de Charney —, da der König erklärt, er habe sie wegen ihres schlechten

Gesundheitszustandes nicht nach Poitiers bringen lassen, wird der Papst sofort Kardinäle entsenden, die sie in ihrem Gefängnis, dem Wachturm von Chinon, verhören sollen.

Von nun ab — es ist Sommer 1308 — beginnt das in unseren Augen größte Rätsel dieses unbegreiflichen Prozesses. Was haben die zweiundsiebzig Templer, die Clemens V. persönlich in Poitiers vernimmt, ihm enthüllt? Man weiß es nicht — die Originalprotokolle dieser Verhöre liegen in den Geheimarchiven des Vatikans. Tatsache ist jedoch, daß der Papst, nachdem er sie gehört hat, seine Haltung völlig ändert. Er gibt den französischen Inquisitoren die entzogenen Vollmachten zurück, überstellt dem König von Frankreich wieder die paar Gefangenen, die in den Verliesen der Kirche waren, und beschließt, in Vienne, in der Dauphiné, ein Konzil einzuberufen, das über den Templerorden zu Gericht sitzen soll.

Das Verhalten der Templer ist nicht minder seltsam. Molay, Pairaud und ihre Gefährten, die ihre Geständnisse in dem Augenblick widerrufen hatten, als sie erfuhren, daß die Kirche sich des Falles annähme, wählen genau den Moment, in dem die drei Kardinäle nach Chinon kamen, um sich erneut schuldig zu erklären. Entsetzt lesen ihnen die Legaten die Aussagen nochmals vor und ermahnen sie, wohl zu überlegen, ehe sie diese unterzeichnen — sie unterzeichnen.

Philipp wiederum macht sich die Kehrtwendung des Papstes zunutze und ergreift erneut die Initiative. Sorgfältig wählt er die Inquisitoren aus und läßt die Gefangenen foltern, wobei sechs- unddreißig sterben. Nun erklären sich immer mehr Templer für nichtschuldig und treten für den Orden ein: 122 im März 1309, 546 im April, 573 im Mai . . . Diese Haltung spricht durchaus für ihren Mut, denn die Strafprozeßordnung der Inquisition ist mehr als verschlungen. Sie berechtigt die Untersuchungskommissionen, die Aussagen der Angeklagten abzuändern, »um sie besser mit der Wahrheit in Einklang zu bringen«. Doch sie verbietet den Angeklagten, unter der Folter so viel einzugestehen, daß man sie für »rückfällig« halten könnte, also für Ketzer, die in ihre Irrtümer zurückverfallen sind und somit den Scheiterhaufen verwirkt

haben. Kraft dieser durchsichtigen Schlußfolgerung werden am 13. Mai 1308 vierundfünfzig Templer bei lebendigem Leibe in Paris verbrannt.

Während eines weiteren Jahres folgen Geständnisse, Widerrufe, erneute Geständnisse in unbeschreiblichem Durcheinander. Im Juni 1311 wird die Untersuchung für abgeschlossen erklärt. Die Protokolle werden dem Papst übermittelt, der jetzt in Avignon residiert.

Endlich, am 10. Oktober 1311, wird in Vienne das geplante Konzil eröffnet. Man verspricht sich viel von der öffentlichen Verhandlung, die endlich Licht in den mysteriösen Fall der Templer bringen soll. Manche unvermutete Wendung ist zu erwarten.

Die kommt nun allerdings, aber keineswegs wie erwartet. Clemens V. erhebt sich bereits in der ersten Sitzung und verliest die Bulle »Vox Clamantis«, die er verfaßt hat. Ist der Titel ein Wortspiel, so ist der Text eine Pirouette: »Nicht ohne Gram und tiefen Schmerz, nicht durch Gerichtsbeschluß, sondern kraft apostolischer Verfügung heben Wir den Orden der Templer und alle seine Einrichtungen auf.« Eine öffentliche Verhandlung ist damit hinfällig geworden. Das Konzil wendet sich anderen Fragen zu: Schaffung weiterer Freudenhäuser im Vatikan, Ernennung eines Erzbischofs in Peking . . .

Wenn der Templerorden unschuldig ist und die ihm zur Last gelegten Verbrechen nicht begangen hat, warum verzichtet dann Clemens, der zunächst dem Orden so wohlgesinnt war, darauf, ihn zu verteidigen? Ist der Orden aber schuldig, warum löst er ihn auf, ohne ihn zu verurteilen? Unschuldig oder schuldig — warum weicht das Oberhaupt der Kirche der versprochenen Verhandlung aus?

Die meisten Historiker deuten diese schwankende Haltung nur als Beweis der Schwäche, wenn nicht Feigheit des Papstes angesichts der wiederholten Anwendung von Druckmitteln durch Philipp den Schönen. Nun haben wir gesehen, daß Clemens zwar ein Taktiker, jedoch weder schwach noch feige ist. Und seine Widerstandskraft dem König von Frankreich gegenüber ist keineswegs erschöpft. So verhindert er nach Erledigung des Templer-

falles zum Beispiel, daß der Kandidat, den Philipp mit allen Mitteln durchsetzen will, deutscher Kaiser wird.

Im Gegenteil — die Haltung von Clemens V. wirkt durchaus unbeeinflusst. Einesteils läßt er neun Templer, die auf dem Konzil erschienen sind, um den Orden vor der Öffentlichkeit zu verteidigen, ins Gefängnis werfen. Andererseits behält er sich im gleichen Augenblick, entgegen der Forderung des Königs, vor, selber das Urteil über die Würdenträger des Templerordens zu sprechen.

Grundsätzlich erscheint aber jede Zwischenlösung unmöglich, denn die Templer sind der klaren, eindeutigen Ketzerei angeklagt. Wären es nur einige gewesen, hätte man ohne weiteres die Schuldigen bestrafen können, ohne den ganzen Orden aufzulösen. Wenn sich aber der gesamte Orden der Ketzerei schuldig gemacht hat, wie es die Anklage behauptet, ist seine Verurteilung unumgänglich.

Nun läßt es sich Clemens V. angelegen sein, eine Verhandlung über den eigentlichen Kern des Falles unbedingt zu vermeiden. Der Grund für seine Handlungsweise kann nur der sein, daß er einer öffentlichen Enthüllung gewisser Geheimnisse des Templerordens, die er in Poitiers erfahren hat, ausweichen will.

Diese Geheimnisse machen es ihm zwar unmöglich, weiterhin offen für den Orden einzutreten. Sie hindern ihn jedoch nicht, diesem eine Verurteilung wegen Ketzerei zu ersparen. Ihm bleibt die Chance, den Sturm zu überstehen und ein mehr oder minder verborgenes Dasein fortzuführen.

Am Montag, dem 18. März 1314, stand Philipp, die Ellbogen aufgestützt, an seinem Fenster im Louvre und wartete gelassen auf das Nachspiel zu der größten politischen Aktion seiner Regierungszeit.

Seinem Palast gegenüber, auf der Ile du Bouvier — dem heutigen Square du Vert-Galant — errichteten seine Soldaten einen Scheiterhaufen. Er war für drei hochstehende Persönlichkeiten bestimmt: Jacques Bernard de Molay, zweiundzwanzigsten Großmeister des Tempelritterordens, einst der mächtigste in Europa

und dem Heiligen Land, Geoffrey de Charnay, Großpräzeptor der Normandie, und vermutlich einen dritten Würdenträger, über dessen Identität aus unbekanntem Gründen stets Ungewißheit geherrscht hat. [8]

Die drei Männer schienen das Feuer direkt heraufbeschworen zu haben. Am selben Morgen hatte Clemens V. drei Legaten entsandt, die das Urteil sprechen sollten. Sie hatten die Templer mit dem Leben davonkommen lassen. Bei der Verlesung des Urteils widerriefen die drei Angeklagten ihr vorheriges Geständnis und bekannten sich dann abermals schuldig. Ein klägliches Schauspiel. Plötzlich kam eine nochmalige Kehrtwendung, und sie beteuerten wiederum ihre Unschuld. Der Kardinal d'Albano konnte daraufhin nur noch die Achseln zucken. Er begriff überhaupt nichts mehr, nur daß ihn jetzt das Gesetz verpflichtete, die Angeklagten der weltlichen Rechtsprechung zu überantworten, vor der er sie gerade bewahren wollte. Als rücksällige Ketzer hatten sie selber ihr Todesurteil gesprochen. Allein der Generalvisitator Hugues de Pairaud, der — wie mehrere Zeugen bekundeten — »den Geheimriten am leidenschaftlichsten ergeben war«, bewahrte Schweigen und schien sich an die Hoffnung zu klammern, man werde ihn eines Tages freilassen. Er mußte sein Leben im Gefängnis beschließen.

Bei bedeutenden Anlässen findet sich immer ein Reporter. An jenem Abend war es der Dichter und Chronist Geoffroy von Paris.

»Als der Großmeister den aufgeschichteten Scheiterhaufen sah«, berichtet er, »entkleidete er sich ohne Zögern. Ich erzähle es, wie ich es gesehen habe. Er ging ganz nackt weiter, schnell und gefaßt, ohne im geringsten zu zittern, obwohl man ihn heftig stieß und zerzte. Man packte ihn, um ihn an den Pfahl zu binden, und man band ihm die Hände mit einer Schnur, aber er sagte zu seinen Henkern: ›Laßt mich doch wenigstens die Hände falten, denn das ist wohl der rechte Augenblick dafür. Ich werde bald sterben. Gott weiß, daß es zu Unrecht geschieht. Bald wird Unglück über die kommen, die uns ungerecht verurteilen. Mit dieser Gewißheit sterbe ich. Ich bitte euch, dreht mein Gesicht Notre-Dame zu.«

falles zum Beispiel, daß der Kandidat, den Philipp mit allen Mitteln durchsetzen will, deutscher Kaiser wird.

Im Gegenteil — die Haltung von Clemens V. wirkt durchaus unbeeinflusst. Einesteils läßt er neun Templer, die auf dem Konzil erschienen sind, um den Orden vor der Öffentlichkeit zu verteidigen, ins Gefängnis werfen. Andererseits behält er sich im gleichen Augenblick, entgegen der Forderung des Königs, vor, selber das Urteil über die Würdenträger des Templerordens zu sprechen.

Grundsätzlich erscheint aber jede Zwischenlösung unmöglich, denn die Templer sind der klaren, eindeutigen Ketzerei angeklagt. Wären es nur einige gewesen, hätte man ohne weiteres die Schuldigen bestrafen können, ohne den ganzen Orden aufzulösen. Wenn sich aber der gesamte Orden der Ketzerei schuldig gemacht hat, wie es die Anklage behauptet, ist seine Verurteilung unumgänglich.

Nun läßt es sich Clemens V. angelegen sein, eine Verhandlung über den eigentlichen Kern des Falles unbedingt zu vermeiden. Der Grund für seine Handlungsweise kann nur der sein, daß er einer öffentlichen Enthüllung gewisser Geheimnisse des Templerordens, die er in Poitiers erfahren hat, ausweichen will.

Diese Geheimnisse machen es ihm zwar unmöglich, weiterhin offen für den Orden einzutreten. Sie hindern ihn jedoch nicht, diesem eine Verurteilung wegen Ketzerei zu ersparen. Ihm bleibt die Chance, den Sturm zu überstehen und ein mehr oder minder verborgenes Dasein fortzuführen.

Am Montag, dem 18. März 1314, stand Philipp, die Ellbogen aufgestützt, an seinem Fenster im Louvre und wartete gelassen auf das Nachspiel zu der größten politischen Aktion seiner Regierungszeit.

Seinem Palast gegenüber, auf der Ile du Bouvier — dem heutigen Square du Vert-Galant — errichteten seine Soldaten einen Scheiterhaufen. Er war für drei hochstehende Persönlichkeiten bestimmt: Jacques Bernard de Molay, zweiundzwanzigsten Großmeister des Tempelritterordens, einst der mächtigste in Europa

und dem Heiligen Land, Geoffrey de Charnay, Großpräzeptor der Normandie, und vermutlich einen dritten Würdenträger, über dessen Identität aus unbekanntem Gründen stets Ungewißheit geherrscht hat. [8]

Die drei Männer schienen das Feuer direkt heraufbeschworen zu haben. Am selben Morgen hatte Clemens V. drei Legaten entsandt, die das Urteil sprechen sollten. Sie hatten die Templer mit dem Leben davonkommen lassen. Bei der Verlesung des Urteils widerriefen die drei Angeklagten ihr vorheriges Geständnis und bekannten sich dann abermals schuldig. Ein klägliches Schauspiel. Plötzlich kam eine nochmalige Kehrtwendung, und sie beteuerten wiederum ihre Unschuld. Der Kardinal d'Albano konnte daraufhin nur noch die Achseln zucken. Er begriff überhaupt nichts mehr, nur daß ihn jetzt das Gesetz verpflichtete, die Angeklagten der weltlichen Rechtsprechung zu überantworten, vor der er sie gerade bewahren wollte. Als rückfällige Ketzer hatten sie selber ihr Todesurteil gesprochen. Allein der Generalvisitator Hugues de Pairaud, der — wie mehrere Zeugen bekundeten — »den Geheimriten am leidenschaftlichsten ergeben war«, bewahrte Schweigen und schien sich an die Hoffnung zu klammern, man werde ihn eines Tages freilassen. Er mußte sein Leben im Gefängnis beschließen.

Bei bedeutenden Anlässen findet sich immer ein Reporter. An jenem Abend war es der Dichter und Chronist Geoffroy von Paris.

»Als der Großmeister den aufgeschichteten Scheiterhaufen sah«, berichtet er, »entkleidete er sich ohne Zögern. Ich erzähle es, wie ich es gesehen habe. Er ging ganz nackt weiter, schnell und gefaßt, ohne im geringsten zu zittern, obwohl man ihn heftig stieß und zernte. Man packte ihn, um ihn an den Pfahl zu binden, und man band ihm die Hände mit einer Schnur, aber er sagte zu seinen Henkern: ›Laßt mich doch wenigstens die Hände falten, denn das ist wohl der rechte Augenblick dafür. Ich werde bald sterben. Gott weiß, daß es zu Unrecht geschieht. Bald wird Unglück über die kommen, die uns ungerecht verurteilen. Mit dieser Gewißheit sterbe ich. Ich bitte euch, dreht mein Gesicht Notre-Dame zu.«

Seine Bitte wurde erfüllt, und der Tod ereilte ihn in dieser Stellung so sanft, daß jeder sich darüber höchlichst wunderte.»

Einen Monat später, am 20. April, starb Clemens V. in Roche-maure in der Provence. Wenn man den alten Chroniken glaubt, so stimmt es, daß er seit langem ein Steinleiden hatte und daß Arnold von Villanova, den man eiligst herbeirief, Schiffbruch erlitt, bevor er an sein Krankenlager gelangen konnte. Das Standbild Clemens' V. ist heute noch im Vorhof der Kathedrale von Bordeaux zu sehen. Vor langer Zeit haben unbekannte Täter die rechte Hand abgeschlagen, wie es einst Vaternördern geschah.

Im selben Jahr beschloß Philipp der Schöne seine Tage in Fontainebleau. Auf der Jagd stürzte er durch ein Wildschwein vom Pferd. Dem alten Brauch gemäß trugen die Salzhändler den Sarg des Königs bis zur Grabstätte. Philipp hatte das sechsundvierzigste Lebensjahr noch nicht vollendet.

DER SCHATTEN EINES ZWEIFELS

Bisher ist von Geschichte die Rede gewesen. Jetzt wäre das Kapitel der Legende aufzuschlagen.

Es handelt sich dabei zwar immer noch um Geschichte, jedoch diesmal um die geheime. Der Volksglaube, »alles spiele sich hinter den Kulissen ab«, ist ebenso kindlich, wie es naiv wäre zu leugnen, daß viele der großen historischen Unternehmungen sich im verborgenen vorbereitet haben und mitunter, nach ihrem Scheitern, auch dorthin zurückgekehrt sind. Unsere Zeit liefert dafür genügend Beispiele.

Man geht von den bekannten Tatsachen aus und stellt sich vor, was dabei verborgen geblieben sein mag. Auf die Templer angewandt, hat uns diese Methode ebenso verführerische wie willkürliche Thesen beschert. Wir wollen uns nicht auf diesem Geleis festfahren. Die geheime Geschichte der Templer ist in sich so faszinierend, daß man auf die Würze der Fabel verzichten kann.

Man ist zu der Mutmaßung genötigt, daß eine solche Geschichte existiert, da uns die offiziellen Unterlagen die gesuchten Erklärungen versagen. Der Tempelritterorden, ein seit über sechshundert Jahren erloschenes Gestirn, sendet uns nur noch ein bleiches Licht. Um zu erfahren, woraus er bestand, muß man die Strahlen dieses Gestirns mittels einer Spektralanalyse untersuchen. Allerdings darf man sich dann nicht wundern, wenn diese etwas anderes enthüllt als das, was wir mit bloßem Auge wahrgenommen haben.

Wurden die Templer Opfer eines Anschlags, oder waren sie wirklich schuldig? Je genauer man die Einzelheiten des Prozesses kennt, desto schwieriger wird es, diese Frage zu beantworten. Und wenn man — wie der Verfasser — einige hundert der zahllosen Abhandlungen liest, die sich mit diesem historischen Rätsel befassen, wird es nur noch unergründlicher.

Wir haben gesehen, welche gewichtigen finanziellen und politischen Beweggründe beim Sturz des Templerordens mitsprachen, und wie hartnäckig Philipp der Schöne intrigierte, um sein Ziel zu erreichen. Bei der Lektüre der Anklageschrift sträubt sich der gesunde Menschenverstand. Wie kann man annehmen, ein geistlicher Orden habe jedes seiner neuen Mitglieder gezwungen, bei Ablegung des Gelübdes auf das Kreuz zu spucken, Christus zu verleugnen und ein Götzenbild zu verehren?

Um so mehr, als diese Praktiken nicht die Ausnahme, sondern die Regel darstellten und aus einer weit zurückliegenden Zeit stammten, wenn man dem Prozeß glauben will. Und ist es, selbst im zutreffenden Fall, vorstellbar, daß sich unter Tausenden von Novizen kein einziger gefunden haben sollte, der nach der Zeremonie seine Empörung öffentlich hinausschrie? Zweifellos bekräftigten Hunderte von Geständnissen die Anklage. Doch die häufige Anwendung der Folter ist ebenfalls erwiesen. »Ich bin so viel gefoltert, so viel verhört und so viel ans Feuer gehalten worden, daß das Fleisch an meinen Fersen völlig verbrannt ist und die Knochen bald darauf abgefallen sind«, sagt zum Beispiel der albigensische Templer Bernard du Gué. »Ja, ich habe einige dieser Verfehlungen bekannt, ich gestehe es«, überbietet ihn der

Burgunder Aimery de Villiers-le-Duc. »Doch das geschah unter der Folter. Ach! Ich habe zuviel Angst vor dem Tod. Bevor ich mich verbrennen ließe, würde ich nachgeben.« Man könnte noch viele solcher Aussprüche anführen. Aufschreie des Herzens, alle von gleichermaßen erschütternder Aufrichtigkeit, mit denen die Templer ihre Geständnisse begründeten. Sie verleihen den Widerrufen volles Gewicht.

Erschien überdies die Anklage glaubhaft und die Geständnisse aufrichtig, so fragt man sich, warum der Papst, der dem König von Frankreich viel verdankte, ihnen so lange nicht im mindesten Gehör schenkte. Und schließlich ist allgemein bekannt, daß die Affäre der Templer im 18. und 19. Jahrhundert zu den wirksamsten Waffen einer antiklerikalen Bewegung gehörte, welche die katholische Kirche damals heftig befehdete. Wenn der Tempelritterorden schuldig war, hätte der Vatikan leicht und schnell parieren können, indem er aus seinen Archiven die Beweise für diese Schuld hervorholte. Er hat jedoch nichts dergleichen getan.

Alle diese Argumente wurden hundertmal wiederholt. Sie sind sehr einleuchtend und trotzdem nicht unwiderlegbar.

Die Inquisition beschränkte sich nicht darauf, die Folter zu dulden. Sie befürwortete sie sogar. So schrieb beispielsweise der Verfasser eines Handbuchs für Inquisitoren: »Der Notar muß nicht nur alle Antworten und alle Worte, die der Angeklagte unter der Folter ausspricht, niederschreiben, sondern auch alle seine Seufzer, alle seine Schreie, all sein Ächzen und alle seine Tränen.« [9] Um Geständnisse zu erhalten, empfiehlt derselbe Verfasser, den Angeklagten mit einem Seil an die Decke zu ziehen, ihn dann wieder herunterfallen zu lassen, ihm die Gliedmaßen zu verbrennen, nachdem man sie zuvor mit Öl eingerieben hat, seine Fersen in einen eisernen Schraubstock zu spannen, ihm mit »kleinen Spießruten in Pfeifenform« die Fingerknochen zu brechen.

Die Bräuche der Zeit — haben sie sich dermaßen verändert? — waren hart. Doch das galt nicht nur für die Henker. Ihrer Erbarmungslosigkeit entsprach — und auch das hat sich nicht geändert — die Seelengröße vieler ihrer Opfer. Sechzig Jahre vor der Verhaftung der Templer stiegen dreihundert provenzalische

Ketzer in Monségur auf den Scheiterhaufen. Sie hielten sich an den Händen und sangen fromme Lieder, statt ihrem Glauben abzuschwören. Die Folter erklärt also nur teilweise die Geständnisse, mit denen die Templer so freigebig waren. Zudem wurden sie in Frankreich zwar häufig gefoltert, jedoch keineswegs immer. So erklärte der Großmeister Molay selbst bei seinem ersten Widerruf, er habe seine früheren Geständnisse nicht wegen der erduldeten Folter abgelegt, sondern nur aus Angst davor. Und schließlich wurden die Templer in England überhaupt nicht gefoltert, sondern erschienen freiwillig vor den päpstlichen Kommissionen. Allerdings waren die Geständnisse auch weniger zahlreich. Trotzdem gaben etliche Ritter zu, das gotteslästerliche Aufnahmezeremoniell entspräche der Wahrheit.

Wenn andererseits nur die Folter alle Geständnisse erzwungen hatte, wie erklären sich dann die Vorbehalte, unter denen die meisten abgegeben wurden, und vor allem das bereits erwähnte leidenschaftliche, fast einstimmige Abstreiten homosexueller Verfehlungen? Und wieso dann nach den Widerrufenen die neuerlichen Geständnisse — unter Voraussetzungen, die sich zugunsten der Angeklagten gewandelt hatten?

Die Anklageschrift war vorgefertigt und stützte sich auf höchst suspekten Quellen — das stimmt. Aber heißt das nun, sie war völlig aus der Luft gegriffen? Unseres Wissens hat sich noch niemand der Aufgabe unterzogen, zu erklären, warum im Jahre 1208, das heißt ein Jahrhundert vor dem Prozeß, Papst Innozenz III., der den Templern immerhin wohlgesinnt war, an den Generalvisitator des Temple schrieb: »Die Verbrechen Deiner Brüder bereiten Uns tiefen Schmerz durch den Skandal, den sie innerhalb der Kirche verursachen. Die Ritter des Temple betreiben Teufelskult. Ihr Gewand ist nichts als Heuchelei.« Einige Jahre später nahm Papst Clemens IV. diese Beschuldigung auf: »Die Templer mögen sich hüten, Meine Geduld zu erschöpfen, auf daß die Kirche sich nicht gezwungen sieht, die strafwürdigen Taten, die bis zum heutigen Tage mit allzu viel Nachsicht geduldet wurden, einer genauen Prüfung zu unterziehen; denn dann gäbe es keine Barmherzigkeit mehr.«

Wie man sieht, halten sich in diesem geheimnisumwitterten Fall die gegensätzlichen Argumente die Waage. Was man auch sagen mag, es bleibt immer der Schatten eines Zweifels.

Man ist nun versucht, die unfruchtbare Frage »unschuldig oder schuldig« aufzugeben und sie in neuer Form zu stellen. Einerseits verbietet die Folter, alle Geständnisse für wahr zu halten; andererseits aber sind nicht alle Geständnisse auf die Folter zurückzuführen. Weist das nicht darauf hin, daß hinter dem sichtbaren Wirken des Templerordens ein geheimes Leben existierte, dessen Regeln und dessen Sinn nur bestimmte, sorgfältig ausgewählte Mitglieder kannten? Und hatten diese Regeln, die dem Außenstehenden als schuldhafte Verirrung erschienen, für die Eingeweihten nicht tiefen Wert und tiefe Bedeutung? Man stellt sich diese Frage mit um so mehr Berechtigung, als die offiziellen Statuten des Ordens selber verkündeten: »Von unserem Leben seht ihr nur die Borke, die außen ist, doch ihr seht nicht die mächtigen Gebote im Innern.«

Das Äußere des Templerordens in den zwei Jahrhunderten seiner Existenz haben wir gesehen. Wenn uns nun das Innere entgangen ist, so dürfte es angezeigt sein, die Geschichte des Ordens noch einmal mit anderen Augen zu lesen und dabei auch auf die geringfügigsten Einzelheiten zu achten . . .

GEOLOGIE DER GÖTTER

Die Gegend, in der die ersten Kreuzfahrer an Land gingen, war wie keine zweite ein Schnittpunkt der verschiedensten Rassen und Glaubensbekenntnisse. Die bebaute Landfläche Kleinasiens ist nicht sehr groß. Zwischen den blühenden Tälern des Euphrat und Nil herrscht überall Dürre. Doch wie der Wüstenwind weht auch der Geist, wo er will. Und in diesem kleinen Gebiet hieß man die Götter freundlicher willkommen als anderswo.

Hier hatten die Menschen von Jahrhundert zu Jahrhundert dem Traum der Turmbauer zu Babel nachgejagt, eines Tages den Himmel zu erreichen und zu entschleiern. Hier hatten nacheinander die Chaldäer die Geheimnisse der Gestirne ergründet, die Juden vor Jehova gezittert, die Christen über die Kreuzigung Christi geweint, die Muselmanen sich Allah unterworfen. Ihre Tempel jedoch schienen alle aus Steinen erbaut, die von demselben Steinbruch stammten.

Von den Religionen des Orients war die ägyptische die weitaus älteste. Alle anderen hatten bei ihr, der Viertausendjährigen, ewig Jungen, von allen Wirren der Geschichte Unberührten, Anleihen gemacht.

Zur Zeit seiner Macht und Stärke hatten Ägyptens Götter friedlich ihren Einzug jenseits des Mittelmeeres gehalten. Und später eroberten die Königspriester aus Judäa, Persien, Alexander der Große, die Ptolemäer, Rom, Byzanz und schließlich die Araber zwar die Erde Ägyptens, doch der Himmel Ägyptens drückte jedem seinen Stempel auf.

Auf den Trümmern Thebens, zwischen Karnak und Luxor, stand die Sphinx mit dem Widderkopf, Hüterin der Flußquellen. Sie war bereits alt wie die Zeit, als die Priester Ramses' II. sie dem Knaben Moses zeigten. Später war es wiederum die Sphinx von Theben, die Odipus die zeitlose Frage stellte: »Woher kommt der Mensch? Was ist er? Wohin geht er?« Und die Mönche der ersten christlichen Jahrhunderte, die sich in Oberägypten ihren Meditationen hingaben, sahen ihr Antlitz vor sich.

Thot, der Gott in Gestalt des Ibis, Fürst der geheimen Schriften, der das Auge des Horus [10] geheilt hatte, bürgerte sich in Griechenland unter dem Namen Hermes ein. Er entsandte jenen anderen, des Wortes mächtigen Widder, dessen berühmtes goldenes Vlies die Argonauten eroberten.

Götter, die einander entthronten, neuauftauchende Götter hatten die Menschen in heftige Verwirrung gestürzt. Doch Osiris, der »unwandelbar Gute«, war da von Anbeginn, erlebte einen grausamen Leidensweg und dann die glorreiche Auferstehung, und Isis, die »Himmelskönigin«, beweinte und begrub ihn. [11]

Wie man sieht, halten sich in diesem geheimnisumwitterten Fall die gegensätzlichen Argumente die Waage. Was man auch sagen mag, es bleibt immer der Schatten eines Zweifels.

Man ist nun versucht, die unfruchtbare Frage »unschuldig oder schuldig« aufzugeben und sie in neuer Form zu stellen. Einerseits verbietet die Folter, alle Geständnisse für wahr zu halten; andererseits aber sind nicht alle Geständnisse auf die Folter zurückzuführen. Weist das nicht darauf hin, daß hinter dem sichtbaren Wirken des Templerordens ein geheimes Leben existierte, dessen Regeln und dessen Sinn nur bestimmte, sorgfältig ausgewählte Mitglieder kannten? Und hatten diese Regeln, die dem Außenstehenden als schuldhafte Verirrung erschienen, für die Eingeweihten nicht tiefen Wert und tiefe Bedeutung? Man stellt sich diese Frage mit um so mehr Berechtigung, als die offiziellen Statuten des Ordens selber verkündeten: »Von unserem Leben seht ihr nur die Borke, die außen ist, doch ihr seht nicht die mächtigen Gebote im Innern.«

Das Äußere des Templerordens in den zwei Jahrhunderten seiner Existenz haben wir gesehen. Wenn uns nun das Innere entgangen ist, so dürfte es angezeigt sein, die Geschichte des Ordens noch einmal mit anderen Augen zu lesen und dabei auch auf die geringfügigsten Einzelheiten zu achten...

GEOLOGIE DER GÜTTER

Die Gegend, in der die ersten Kreuzfahrer an Land gingen, war wie keine zweite ein Schnittpunkt der verschiedensten Rassen und Glaubensbekenntnisse. Die bebaute Landfläche Kleinasiens ist nicht sehr groß. Zwischen den blühenden Tälern des Euphrat und Nil herrscht überall Dürre. Doch wie der Wüstenwind weht auch der Geist, wo er will. Und in diesem kleinen Gebiet hieß man die Götter freundlicher willkommen als anderswo.

Hier hatten die Menschen von Jahrhundert zu Jahrhundert dem Traum der Turmbauer zu Babel nachgejagt, eines Tages den Himmel zu erreichen und zu entschleiern. Hier hatten nacheinander die Chaldäer die Geheimnisse der Gestirne ergründet, die Juden vor Jehova gezittert, die Christen über die Kreuzigung Christi geweint, die Muselmanen sich Allah unterworfen. Ihre Tempel jedoch schienen alle aus Steinen erbaut, die von demselben Steinbruch stammten.

Von den Religionen des Orients war die ägyptische die weitaus älteste. Alle anderen hatten bei ihr, der Viertausendjährigen, ewig Jungen, von allen Wirren der Geschichte Unberührten, Anleihen gemacht.

Zur Zeit seiner Macht und Stärke hatten Ägyptens Götter friedlich ihren Einzug jenseits des Mittelmeeres gehalten. Und später eroberten die Königspriester aus Judäa, Persien, Alexander der Große, die Ptolemäer, Rom, Byzanz und schließlich die Araber zwar die Erde Ägyptens, doch der Himmel Ägyptens drückte jedem seinen Stempel auf.

Auf den Trümmern Thebens, zwischen Karnak und Luxor, stand die Sphinx mit dem Widderkopf, Hüterin der Flußquellen. Sie war bereits alt wie die Zeit, als die Priester Ramses' II. sie dem Knaben Moses zeigten. Später war es wiederum die Sphinx von Theben, die Odipus die zeitlose Frage stellte: »Woher kommt der Mensch? Was ist er? Wohin geht er?« Und die Mönche der ersten christlichen Jahrhunderte, die sich in Oberägypten ihren Meditationen hingaben, sahen ihr Antlitz vor sich.

Thot, der Gott in Gestalt des Ibis, Fürst der geheimen Schriften, der das Auge des Horus [10] geheilt hatte, bürgerte sich in Griechenland unter dem Namen Hermes ein. Er entsandte jenen anderen, des Wortes mächtigen Widder, dessen berühmtes goldenes Vlies die Argonauten eroberten.

Götter, die einander entthronten, neuauftauchende Götter hatten die Menschen in heftige Verwirrung gestürzt. Doch Osiris, der »unwandelbar Gute«, war da von Anbeginn, erlebte einen grausamen Leidensweg und dann die glorreiche Auferstehung, und Isis, die »Himmelskönigin«, beweinte und begrub ihn. [11]

Die Vorliebe für das Geheimnisvolle, für chiffrierte Schriften und rätselhafte Embleme, der Kult des Mysteriums, die scharfe Trennung von Adepten und Laien sind wohl die hervorstechendsten Züge der ägyptischen Religion. Den Tempel — Schloß genannt — darf nicht jeder betreten. Sorgfältig ausgewählte Gläubige können durch das von zwei Türmen flankierte Portal, den Pylon, bis in den Vorhof gelangen. Der Saal des Schiffes jedoch steht nur den Priestern offen, und allein der Oberpriester als Beauftragter des Gott-Königs Pharaos hat Zugang zum Sanktuarraum, dem sogenannten Naos oder Saal des Schreines. [12]

Die größten Geister der Antike begaben sich nach Ägypten, um alle diese Geheimnisse zu ergründen. Im 6. Jahrhundert vor Christus fuhr Pythagoras bekehrt nach Griechenland zurück. Offenbar inspirierten Osiris, der Gott des Maßes, und Isis, die Göttin der Natur, den berühmten Mathematiker zu seiner philosophischen Lehre, wonach die Zahl das Wesen der Dinge ist und das Weltall regiert. Der Einfluß des Pythagoras war so groß, daß der von ihm gestiftete halb religiöse, halb politische Geheimbund ein halbes Jahrhundert lang ganz Süditalien beherrschte. Nach seinem Tod wurde er als Halbgott, als Sohn des Hermes mit seinem goldenen Oberschenkel verehrt.

Während seines Niedergangs kommt das Heidentum noch einmal auf seine ägyptischen Ursprünge zurück. Und von Anfang an betrachtet das Christentum die Götter Ägyptens als seine gefährlichsten Feinde. Im Jahre 380 befahl der christliche Patriarch von Alexandrien, Theophil, das Standbild des Osiris-Hapi abzureißen und versetzte ihm selber den ersten Axthieb, um »auf diese Weise das eigentliche Haupt des Götzendienstes abzuschlagen«, wie es Rufinus treffend formulierte. Doch der Götzendienst verbreitete sich trotzdem weiter. Von Rom aus bis nach Gallien und Germanien verehrte das Volk »Isis, die Jungfrau, der ein Sohn geboren ist«. [13] Im 2. Jahrhundert verfiel der Philosoph und Dichter Apulejus — wie zuvor Pythagoras und Herodot — dem Zauber der Göttin. Ende des 4. Jahrhunderts zogen Isis-Prozessionen durch die Straßen der Ewigen Stadt, während sich in Alexandrien, mittlerweile wissenschaftliches und

kulturelles Zentrum der Welt, der ägyptische Einfluß auf die jüdischen Kabbalisten und die christlichen Gnostiker ebenso stark bemerkbar machte wie später auf die mohammedanischen Schiiten.

Dieser kurze Querschnitt durch die Religionsgeschichte erleichtert das Verständnis für den Unterschied zwischen der geistigen Atmosphäre Kleinasiens im Mittelalter und der des katholischen Abendlandes. In einer Gegend, die Mittelpunkt eines ständigen Austausches zwischen Völkern und Ideen war, sperrte man sich hartnäckig gegen jede Einengung durch eine allzu strikte Orthodoxie. Judentum, Griechentum, Christentum, Islam existierten nebeneinander, ohne daß eine Lehre wirklich dominierte. Die typisch orientalische Vorliebe für endlose, spitzfindige Diskussionen trug dazu bei, daß im Gegenteil von Byzanz bis Alexandrien über Jerusalem und Damaskus die verschiedenartigsten Strömungen sowie die ausgefallensten Sekten wuchsen und gediehen.

In einem solchen Klima wurde der Anspruch jeder Religion, sie allein bringe die volle, ganze Wahrheit, schon seit langem skeptisch beurteilt. Man hatte hier eine endlose Reihe von Propheten vorüberziehen sehen, die einander verdrängten und die Menschen dazu veranlaßten, sich gegenseitig umzubringen. Viele Weise lehrten, ohne es laut von den Dächern zu verkünden, die verschiedenen Kirchen, die sich oft mit der Waffe bekriegten, seien nur die blind gewordenen Splitter eines Spiegels. Dieser Spiegel habe in grauer Vorzeit die unteilbare Wahrheit gezeigt, sei aber durch die Torheit der Menschen zerbrochen worden. Insgeheim und geduldig bemühten sie sich — wem sie auch Gehorsam gelobt haben mochten —, in vielfältigen Glaubenbekenntnissen das unberührte Bild des Gottes, den man in Stücke geschlagen hatte, wiederzufinden. Sie wußten, daß die Worte »Heilige Schrift« und »Hieroglyphen« gleichbedeutend sind. Deshalb hielten sie sich auch nicht beim Buchstaben der Bibel, des Evangeliums oder des Korans auf, in ihren Augen einfache Allegorien, deren verborgener Sinn zu ergründen war.

Doch es tat nicht gut, dergleichen offen auszusprechen. Denn

Fürsten und Klerus hatten einen festen Rückhalt in den Dogmen und vernichteten erbarmungslos jeden, der es wagte, diese anzuzweifeln. Zudem hielt jeder, der die Wahrheit zu ahnen glaubte, es für geboten, sie sorgfältig zu hüten, damit ihr furchtbares Licht kein fremdes Auge unvorbereitet blenden könnte. Die Suche nach der Wahrheit war eine königliche Jagd des Geistes und nur den Auserwählten vorbehalten. Das niedere Volk mußte sich mit ein paar mageren Brocken der Beute begnügen.

Zu Ende des Römischen Reiches gab es eine Million Juden in Alexandrien. Damals schuf ein vielleicht legendärer Rabbi namens Simon bar Jochai ein phantastisches algebraisches System. Mit dessen Hilfe errechnete er die Allmacht Gottes, indem er erklärte, daß 3 und 1 niemals vier ergäben. Die Kabbala war geboren.

Das Wort Kabbala bedeutet in den semitischen Sprachen Tradition und Rechnung zugleich. [14] Gott ist mit unseren unzureichenden Begriffen nicht meßbar, lehrte Rabbi Simon. Er offenbart sich uns nur durch seinen Namen. Wer aber den Namen Gottes kennt und versteht, besitzt den Schlüssel zu allen Dingen der Schöpfung.

Jedem der zweiundzwanzig Buchstaben des hebräischen Alphabets entspricht zugleich eine Zahl und ein Begriff. [15] Nun besteht der Name Gottes im hebräischen aus vier Buchstaben: Iod, Hé, Vau, Hé. [16] »Die Allmacht Gottes ist im ersten, sein Abglanz im zweiten, er äußert sich durch den dritten und befruchtet sich durch den vierten.« Das Geheimnis der Dreifaltigkeit: ein einziger Gott in drei verschiedenen Manifestationen läßt sich also auf eine algebraische Formel zurückführen. Und da »Gott seine Welt in den drei Formen der Schrift, der Zahl und des Wortes erschaffen hat«, ist eben diese Formel unbegrenzt anwendbar.

Von vier Buchstaben, vier Zahlen und vier Begriffen ausgehend, die alle anderen erzeugen, wollen die Kabbalisten nun den Aufbau, die Prinzipien und Gesetze des gesamten Weltalls erklären. Sie stellen es sich als lebendes Abbild des lebenden Gottes vor, das auf jeder Stufe enthält: 1. das männliche Prinzip, 2. das weibliche Prinzip, 3. beider Erzeugnis und 4. die Gesamtheit der drei.

Dieses System mag einfach und sogar simplifizierend erschei-

nen. In Wirklichkeit aber sind die kabbalistischen Buchstaben und Zahlen zu Synonymen von erschreckender Kompliziertheit geworden. Die Einführung der Mathematik in den Bereich des göttlichen Mysteriums ist ja gleichbedeutend damit, daß das göttliche Mysterium in den Bereich der Mathematik eingeführt wird. Gott ist Dreiheit und Einheit zugleich, doch ergeben diese Trinität und Einheit zusammengenommen nicht vier. In einer Welt, wo alles eine Manifestation Gottes und alles Zahl ist, vereinfacht dieses Postulat die Berechnung keinesfalls. Zum Beispiel: *Drei* beliebige Punkte grenzen eine *vierte* Sache ab, die *ein* Plan ist. Ein Vater, eine Mutter, ein Sohn bilden eine *vierte* Sache, die *eine* Familie ist. Unter einem bestimmten Aspekt ist 4 immer und überall gleich 3, unter einem anderen führt sie immer und überall zur Einheit. [17]

Wie eine Familie niemals sichtbar ist, da man nur die Mitglieder sieht, aus denen sie besteht, ebenso hat schließlich für den Kabbalisten jede Zahl zwei Werte: einen offensichtlichen und einen geheimen. [18] All dies vorausgesetzt, beziehen drei kabbalistische Methoden — die Gematria, das Notarikon und die Temurah, eine Paarung von Algebra und Philologie — Zahlen, Buchstaben sowie umgewandelte und umgestellte Worte in einen wahren Hexensabbat von Zusammensetzungen, Gleichsetzungen und Umsetzungen ein, dessen Regeln ebenso verwirrend wie unumstößlich sind.

Unter solchen Perspektiven ist die Heilige Schrift nicht nur ein allegorischer Text, sondern darüber hinaus ein verschlüsseltes Dokument, bei dessen Lektüre man sich hüten muß, den Kopf zu verlieren. Tatsächlich kann kein vernünftiger Mensch glauben, daß Adam beispielsweise mit hundertdreißig Jahren Seth zeugte und dann weitere achthundert Jahre lebte; daß Seth mit hundertfünf Jahren Vater wurde und im Alter von neunhundertzweölf Jahren starb, und so weiter bis zu Noah über den Rekordhalter Methusalem, der neunhundertneunundsechzig Lenze erreichte. Die Kabbalisten interpretieren diese langen Genealogien der Bibel jedoch als Einteilungen der Zeit, und diese Männer mit den seltsamen Namen, die im hohen Alter andere zeugen, als Zahlen, die andere erzeugen. Wie man sieht, findet sich hier ein Lieblings-

gedanke der griechisch-römischen Antike wieder: nomen, numen —
der Name ist ein Zeichen. [19]

Im Jahre 1945 stieß ein Fellache aus dem Dorf El Dabbah bei Luxor mit der Pflugschar auf einen großen Tonkrug, der entzweigt, wobei zahlreiche alte Pergamente am Boden verstreut wurden. Statt damit ein Feuer zu machen, hatte der Fellache den glücklichen Einfall, sie für ein paar Groschen an einen Altertumsforscher zu verkaufen. Heute befassen sich die Gelehrten der ganzen Welt mit diesen altherwürdigen Blättern, die im 3. und 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in koptischer Sprache geschrieben wurden. Es sind die heiligen Schriften der Gnostiker. Einer ihrer Lehrer, Simon Magus, wollte Sankt Petrus an Wundertaten überbieten. Er könne wie ein Vogel fliegen, erzählte man sich von ihm. Seine Lehre verführte mehrere Kirchenväter, die dann als Ketzer verurteilt wurden.

Unter den Handschriften von El Dabbah ähneln die »Offenbarungen des Thot-Hermes« den »Geheimen Evangelien des Thomas und Philippus«. Die altägyptische Religion hat durch Pythagoras den Hellenismus und durch die Kabbala das Judentum beeinflusst, dasselbe wiederholt sich jetzt durch die Gnostiker beim neuerstandenen Christentum.

Einzelheiten ihrer Lehre sind schwer zu erfahren. Denn die Gnostiker umgaben sich wie ihre Vorgänger, die Ägypter, gern mit einem undurchdringlichen Geheimnis. In den »Offenbarungen des Thot-Hermes« steht: »Dies ist die Schrift, die in sich birgt die Stimme und den Namen, die vom Gedanken und von der grenzenlosen Macht kommt. Deshalb wird sie versiegelt, verborgen und eingehüllt in das Haus.« [20]

Das wenige, das von dieser Lehre bekannt ist, entzieht sich durch seine überspitzten, dunklen Gedankengänge jeder Analyse. Dennoch haben die Religionswissenschaftler aus der verwickelten gnostischen Glaubenslehre einige große Züge herausgeschält:

1. Die Trinität Vater-Sohn-Heiliger Geist ersetzen die Gnostiker durch die Dreiheit Vater-Mutter-Sohn. Das Vaterprinzip

ist das Absolute. Es ist nicht zu definieren, ist überall und nirgends, man kann es weder erkennen noch auch nur denken. Die Mutter ist Sophia (die Weisheit). Sie ist das weibliche Prinzip des Heiligen Geistes, »die ohne Begattung zeugt«, die Mittlerin zwischen Gott und der Welt. Der Sohn schließlich ist der Erlöser. Hier liegt die schärfste Kontroverse zwischen Gnosis und Christentum. Denn für die Gnostiker ist die Vorstellung eines Mensch gewordenen Gottes ein blasphemischer Unsinn. Entweder war Jesus ein Mensch und somit nicht der Erlöser, oder er war der Erlöser und somit kein Mensch. Mit den Worten eines bedeutenden Sachkenners »begegnet man also in der Gnosis wieder dem Kult der göttlichen Frau, der Mutter, des ewig weiblichen Prinzips. Man wird zurückgeführt zu der alten ägyptischen Trinität des Vaters, der Mutter (Isis) und des Sohnes«. [21]

2. Diesem Gott, der die übernatürliche Weltordnung geschaffen hat, losgelöst von Zeit und Raum und damit allein vollkommen, unterstellen nun die Gnostiker einen anderen, eine Art Statthalter des ersten, aus dem er hervorgegangen ist: den Demiurg, häufig Luzifer genannt, Gesetzgeber des Kosmos, Fürst dieser Welt. [22]

3. Für die Gnostiker ist es nicht der Glaube, der erlöst, sondern das Wissen. Voller Verachtung blicken sie auf das Volk herab, das Opfer von Dogmen und Allegorien, mit seinem »Köhlerglauben« und streben nach der erlösenden Erkenntnis: der Gnosis, dem geheimen Schatz der auserwählten Eingeweihten.

Bevor wir nun das Labyrinth der religiösen Strömungen im Vorderen Orient weiter erforschen und die Spur der Kreuzfahrer wiederaufnehmen, schalten wir einige interessante Ausführungen von Matila Ghyka ein:

»So entstanden zugleich die Hermetik und die Kabbala, unauf löslich verbunden mit der Gnosis durch gemeinsame Aszendenz. Es sind die drei Gesichter — das ägyptische, jüdische und hellenistische — ein und derselben Gottheit.

An der Schwelle des christlichen Zeitalters ist der strahlende alexandrinische Mikrokosmos ein wahrer Garten der Hesperiden für Metaphysik und Religionen, für Systeme und Riten. Von diesem Mittelpunkt zweigen die großen Wege des Denkens sowie

die dunklen Laubengänge der Sekten ab. Und vor ihm erhebt sich schützender als je zuvor der königliche Baum der reinen Philosophie.

Ein Duft von Mysterien weht durch diesen Garten. Wie Thot-Hermes ist Demeter-Ceres ins Land der schwarzen Erde [23] zurückgekehrt, ist wieder zu Isis geworden, der »duftenden Königin, in Linnen gekleidet«. Sie hat sich, wie ihr Gefährte, erstaunlich verjüngt. Beider Bereich ist wieder die Magie und das beschwörende Wort.

»Kein Sterblicher hat je erfahren, was unter meinem Schleier sich verbirgt«, sagte die Isis der Antike, die Göttin der Mysterien und der geheimen Riten. Die alexandrinische Isis hält in ihrer Handfläche die Frucht vom Baum der Erkenntnis, läßt den Schleier herabgleiten und erscheint, nach Ambra duftend und eingehüllt in makelloses Leinen — Göttin der Fruchtbarkeit, Ursprung und Inbegriff allen Lebens.

Die junge christliche Kirche erkennt sofort in der alexandrinischen Gnosis den Feind. Sie weiß um den Reiz, um die Verlockung, die all diesen dunklen, magischen Dingen anhaftet. Die Bewegung wird scheinbar zur Vernichtung verurteilt. Wir werden jedoch sehen, daß sie ein zähes Leben besitzt und mit ihren Schwestern, der Kabbala und der Hermetik, im esoterischen Schatten weiterwandelt, wie es auch ihrer Herkunft entspricht. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wird ihr rituelles und ideologisches Erbe weitergereicht, das nicht zum geringsten Teil aus pythagoreischen Riten und Symbolen besteht.« [24]

Legen wir die dicken Bücher beiseite und nehmen wir nun die erste beste Illustrierte vor. Wir sehen das vertraute Gesicht eines Mannes, der die Chronik der großen Welt mit Stoff versorgt: Aga Khan. Ein Rennstall, schwere Sportwagen, ein Harem von Filmstars, ein Millionenregen. Wir erinnern uns dunkel, daß er in Pakistan eine Art Papst ist, daß er seinen Reichtum aus den Scherflein seiner Anhänger, der Ismaeliten, bezieht. Und daß er diese Gelder weit weg von ihnen für zweifellos sehr »pariserische« Vergnügungen ausgibt, deren geistiger Wert jedoch nicht unbedingt in die Augen springt. Keinesfalls kann man sich vorstellen, daß

die Vorfahren des Aga Khan in die geheime Geschichte des Templerordens verwickelt sein könnten. Und trotzdem...

Die Sekte der Ismaeliten wurde um das Jahr 760 gegründet, nachdem der Imam Djafar Al Sadik zugunsten eines jüngeren Sohnes seinen legitimen Erben Ismael von der Nachfolge ausgeschlossen hatte. Er warf ihm vor, trotz des Verbotes durch den Koran Wein getrunken zu haben. Doch das Sprichwort »in vino veritas« war älter als der Koran, und seine Liebe zu der göttlichen Flasche schadete dem Ansehen Ismaels keineswegs — im Gegenteil. Sein Name wurde zum Banner derjenigen Islamiten, die glaubten, der Buchstabe töte, der Geist aber belebe. Sie leugneten seinen Tod. Ismael wurde für sie eine Art von Messias, der verborgene Imam, der auf Erden der Gleichheit zum Sieg verhelfen sollte. Zum großen Ärgernis der mohammedanischen Geistlichkeit, die lehrte, der Koran sei Mohammed »wie ein einziges Wort« diktiert worden, gaben die ismaelitischen Missionare, die von Persien bis nach Syrien predigten, dem heiligen Buch eine allegorische Interpretation.

Um die Mitte des 11. Jahrhunderts gründeten die ismaelitischen Schiiten eine politisch-religiöse Geheimgesellschaft: die Assassinen. Pythagoras hatte das bereits lange vor ihnen getan, und die Templer folgten etwas später. Geraume Zeit führte man diesen Namen zu Unrecht auf das Haschisch zurück, das die Assassinen vielleicht zu sich nahmen, um sich in einen visionären und zugleich kriegerischen Seelenzustand zu versetzen. So tranken sie auch als erste Kaffee, um die langen Nachtwachen durchzuhalten, die sie der Meditation widmeten. In Wahrheit aber bezeichneten sich die Assassinen als Wächter des Heiligen Landes [25], eines rein allegorischen Heiligen Landes, eines mystischen Gebirges, das auf keinem Atlas zu finden ist und das in ihren Augen die Erdachse darstellte.

Zur Zeit der Kreuzzüge bildeten die Assassinen innerhalb des Islams einen geheimen Ritterorden, der in Asien einen ebenso beträchtlichen politischen und religiösen Einfluß ausübte wie der Templerorden innerhalb des Christentums. An ihrer Spitze steht der Scheich El Djebel — der Alte vom Berge. Der erste Alte vom

Berge, Hassan Sabah, hatte im Iran in Alamont eine Festung erbauen lassen, in der er — wie man erzählte — fünfunddreißig Jahre lebte, ohne sein Zimmer zu verlassen, »bis auf zweimal, wo er auf die Terrasse ging«. Doch trotz dieser Zurückgezogenheit ließ der wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner Unbeugsamkeit gefürchtete Mann, dem alle Mitglieder des Ordens blinden Gehorsam schuldeten, ganz Kleinasien seine Macht spüren. In Alamont hatte er ein Observatorium und eine gewaltige Bibliothek mit wissenschaftlichen und philosophischen Werken eingerichtet. Größtenteils bestand sie aus alchimistischen Handschriften. Im 13. Jahrhundert wurde sie von den Mongolen verbrannt.

Die Lehre der Assassinen entspricht in ihrer Art der Hermetik, der Kabbala und der Gnosis, sie ist nur in noch höherem Maße abstrakt. Das enthebt uns der Aufgabe, uns über dieses System zu verbreiten, das mehr philosophisch als eigentlich religiös ist. In seinem Mittelpunkt stehen — von einer geheiligten Aureole umgeben — die Zahlen und die Berechnung, denen eine Fülle von geheimen Bedeutungen innewohnt. Diese islamische Kabbala gewann in dem größten Dichter des mittelalterlichen Islams, dem berühmten Omar Chajjam, einen leidenschaftlichen Anhänger.

Verständlicherweise mußte eine solche Weltanschauung geheim bleiben. Als um 1250 der dritte Alte vom Berge, Hassan II., so unvorsichtig war, sie zu popularisieren, und dabei sogar sämtliche Kultbräuche, die er der Eingeweihten für unwürdig befand, abschaffte, wurde er von seinem eigenen Schwager erdolcht. Die orthodoxen Mohammedaner beseitigten die Assassinen vollends, denen sie seit langem vorwarfen, sie unterhielten zu gute Beziehungen zu den Juden und den Christen.

Aufbau und Hierarchie des Ordens der Assassinen sind identisch mit denen der Templer, ihren Zeitgenossen. Bei beiden gab es sechs Rangstufen. Auch die Kleidung der beiden Orden glich sich erstaunlich. Templer wie Assassinen trugen den weißen, rot verzierten Mantel. Bei den Templern war es das Kreuz, bei den Assassinen der Gürtel.

Kabbalisten, Gnostiker, Assassinen... Eine wesentliche Tatsache zeichnet sich bei diesem kurzen Überblick zumindest ab.

Während die Kreuzzüge den schwankenden Glauben des katholischen Abendlandes gegen die monolithische Sicherheit des mohammedanischen Orients verteidigen und beide Seiten vom Kampf erschöpft sind, gibt es auf demselben Schlachtfeld geistige Strömungen, die in ihrem religiösen Symbolismus einander zuinnerst verwandt sind. Für sie besteht der eigentliche Gegensatz nicht zwischen Juden, Christen und Mohammedanern, sondern nur zwischen dem, der glaubt, und dem, der weiß, zwischen dem Profanen und dem Eingeweihten.

UND AUF DIESEN FELSEN...

Auf der schwarzen Erde des Nils wuchs noch eine andere Blume, deren Duft mehr als einem zu Kopf gestiegen ist: die Alchimie.

Im 3. nachchristlichen Jahrhundert ist sie in Ägypten entstanden. Die ersten alchimistischen Schriften wurden in Theben, der Heimat des Widders, aufgefunden. [26] Ihr erster Apologet, Zosimos von Panapolis, lebte in Alexandrien. Und ihr erster Märtyrer, Synesios, wurde gleichfalls in Alexandrien von den Christen gelyncht. Mit dem ersten Verbot belegt wurde sie durch einen Erlaß des Diokletian. Er bestimmte, daß sämtliche Bücher, die sich mit der Transmutation der Metalle befassen, zu vernichten sind.

Jede okkulte Lehre behauptet bei ihrer Entstehung gern von sich, sie beruhe auf einer uralten Tradition und sei göttlichen Ursprungs. Zosimos berichtet von Engeln, die, von der Liebe zu Frauen ergriffen, auf die Erde herabstiegen, Riesen zeugten, die Menschen alle Geheimnisse der Natur lehrten und niemals wieder in den Himmel zurückkehren durften. [27] Zunächst waren die ägyptischen Priester die einzigen Mitwisser dieser Geheimnisse, die Juden jedoch entlockten sie ihnen und verbreiteten sie unter den Völkern.

Andere Schriftsteller berufen sich auf die Lehre des Hermes

Trismegistos. Zwei Legenden und eine Behauptung: die Alchimie ist eine Tochter der ägyptischen Priesterschaften, und Thor-Hermes steht hier nur als Symbolfigur.

Die alexandrinische Alchimie stand zwei Jahrhunderte lang in Blüte. Dann wurde sie durch die Intoleranz der Kirche gezwungen, im Verborgenen weiterzuleben. Doch die Kopten ließen sie wieder ans Tageslicht treten und verbreiteten die Lehre. Zu Beginn des 7. Jahrhunderts wurde Prinz Khalid, der in Ägypten regierte, der erste mohammedanische Adept. Ihm folgten viele andere, der berühmteste ist Avicenna. Noch weitere zweihundert Jahre war der Islam — vor allem in den Assassinen — der einzige Erbe der Tradition, Byzanz ausgenommen, wo die Alchimie langsam dahinsiechte. Von Ende des 10. Jahrhunderts ab jedoch suchten und fanden einige wenige Europäer die Verbindung zu ihr, zunächst über Spanien, später über Sizilien.

Jeder glaubt zu wissen, was Alchimie ist — die Suche nach dem sagenhaften Stein der Weisen, mit dessen Hilfe man jedes Metall in Gold verwandeln kann.

Die Wirklichkeit ist weniger einfach und weniger klar. Wir können hier nur kurz darauf eingehen.

Die Alchimie ist Technik, Gnosis, Askese in einem. Sie hat ein dreifaches Ziel: Metalle umwandeln, die Geheimnisse der Natur ergründen, den Alchimisten selber verwandeln. Diese drei Aspekte sind für die Verkünder der Lehre untrennbar. Sie gehen ohne weiteres von einem zum anderen über, beschreiben sowohl den geistigen Entwicklungsgang des Adepten in chemischen Begriffen als auch die chemischen Prozesse in einer verhüllt religiösen Sprache. Man darf sich von dieser Doppelbödigkeit nicht irreführen lassen. Der Alchimist ist weder einfacher Praktiker noch rein spekulativer Forscher. Salpetersäure, Schwefelsäure, Alkohol, Antimon und viele andere Entdeckungen, die der Alchimie zu verdanken sind, beruhen nicht auf Absicht oder Erkenntnis.

Die Alchimie entstand in den Werkstätten der Metallurgen, der Glasbläser, der Töpfer, der Färber, die ihre Arbeitsmethoden so eifersüchtig hüteten, daß manche für immer verloren gingen. [28]

Aus diesen empirischen Kenntnissen wird sehr bald eine umfassende doktrinäre, einheitliche und vitalistische Synthese.

Zu Anfang steht das »große Mysterium«, das ursprüngliche, ungeteilte Ganze, das in seinem Wesen alle virtuellen Kräfte, in seiner Unendlichkeit alle Augenblicke enthält. Es ist in zwei Substanzen polarisiert: einer positiven, aktiven, männlichen, geistigen (das Feuer, das »fiat lux« der Genesis, der »große Baumeister«) und einer negativen, passiven, weiblichen, materiellen (die »Urmutter«, die Wasser der Genesis). Das männliche Prinzip befruchtet das weibliche und ordnet so das Chaos zum Kosmos. Der Kosmos ist ein lebendiges Wesen, ein gewaltiger Organismus. Er besteht aus Schwefel (Geist, Form, aktives Prinzip), aus Quecksilber (Materie, Substanz, passives Prinzip) und aus Salz (Verbindung von beiden, Lebensatem, Bewegung) [29]. Jedes dieser Teile und der Teile dieser Teile bis ins Unendliche ist nun seinerseits ein kleines Universum nach dem Abbild des großen, wie dieses Geist, Materie und Leben in einem. [30] Die Welt ist also in ihren verschiedenen, veränderlichen Formen eins und ewig. Der Alchimist bezeichnet die verschiedenen Zustandsformen der Materie als Element: fester Zustand (Erde), flüssiger (Wasser), gasförmiger (Luft), feuriger (bewegliches Feuer) und schließlich strahlende Energie (ständiges Feuer).

Das ursprüngliche Eine steht außerhalb der Zeit und enthält alles, was gewesen ist, was ist und was sein wird. Es gibt also, genaugenommen, keine Schöpfung, oder vielmehr ist diese Schöpfung kontinuierlich, ihr Ablauf ist überall und immer gleich, für die Teile wie für das Ganze. Der Alchimist versucht also keineswegs, neue Körper zu erschaffen. Seine Arbeit gilt nur dem Ziel, die Materie ihrer spezifischen Eigenschaften zu entkleiden, sie auf ihre Substanz zurückzuführen oder, umgekehrt, dieser Substanz neue Formen zu geben. Deshalb nennt man ihn auch Färber, da er nur das Aussehen des Stoffes, nicht aber dessen Zusammensetzung verändert, oder auch »Färber des Mondes«, [31] denn er »färbt«, d. h. verwandelt Silber in Gold.

In der Tat »sind die Metalle alle einander ähnlich in ihrer Substanz und unterscheiden sich nur durch ihre Formen« (Albertus

Magnus) und streben natürlicherweise der vollkommenen Form ihrer Gattung zu, dem Gold. Wenn er die unedlen Metalle in edles Gold, die »kranken« in »gesunde« verwandelt, beschleunigt der Alchimist nur einen natürlichen Prozeß.

Die Transmutation von Metallen ist lediglich ein besonderer Fall, ein erstaunliches Experiment. Die Alchimie ist »die Kunst, mit der Natur zu arbeiten, um sie zu vervollkommen« (Dom Antoine-Joseph Pernety), sie aus sich selbst heraus weiterzuentwickeln und in ein fortgeschrittenes Stadium zu überführen. Die Prozesse, mit deren Hilfe der Alchimist in der kleinen Welt seines Laboratoriums gewissermaßen das Werk des »Großen Baumeisters«, der den Kosmos erschaffen hat, wiederholt, erfordern tiefes, umfassendes Verständnis für die Naturgesetze. Umgekehrt jedoch wird dieses Verständnis dadurch noch vertieft und verleiht ein praktisches Können, das weit über die Herstellung von ein paar Unzen Gold hinausgeht. Der Stein, der das kranke Metall heilt, kann auch Panazee sein, das Lebenselixier, der Jungbrunnen, der das Leben vervollkommnet und erhält. Der Alchimist glaubt, er könne die groben Elemente sublimieren und sie subtiler, ja sogar unsichtbar machen. Warum sollte er nicht auch davon träumen, sein eigenes Fleisch zu sublimieren, ein »verklärter Leib« zu werden, unverweslich zu sein, sich unsichtbar machen und schnell von einem Ort zum anderen begeben zu können usw.? Manche Adepten glaubten, ein Gegenstand, der seine materielle Substanz verloren hat, könne in einer unsichtbaren Zustandsform verharren, man könne ihm aber seine Substanz zurückgeben und ihn auf diese Weise wieder erscheinen lassen. Für sie ist es also möglich, den Ablauf der Zeit umzukehren, den Duft der Rose wieder mit frischen Blütenblättern zu umkleiden und die Erinnerung an einen Toten mit einem jungen Körper...

Schließlich galt die Umwandlung der Materie dem Ziel, den Alchimisten selber zu verwandeln. Wenn er das »magnum opus«, das große Werk, vollbracht und dabei das Göttliche, das jedem Menschen innewohnt, frei gemacht hat, wird der Alchimist zu einem jener »Wächter«, von denen der Prophet Daniel spricht: »Haut den Baum um und behaut ihm die Äste... Doch laßt den

Stock mit seinen Wurzeln in der Erde bleiben; er aber soll in eisernen und ehernen Ketten auf dem Felde im Grase und unter dem Tau des Himmels liegen... Solches ist im Rat der Wächter beschlossen und im Gespräch der Heiligen beratschlagt...« [32] Seine Weisheit wird sich dann ebenso von der der anderen Menschen unterscheiden wie das Wachen vom Schlaf. Nun, da jenes symbolische dritte Auge der Klarsicht, das jeder Mensch als Anlage in sich trägt, geöffnet worden ist, wird der »gekrönte« Alchimist wahrhaft »wie Gott«, wie es die Schlange im Paradies verheißen hatte.

Nach Auffassung des Alchimisten war ja jeder Teil des Kosmos für alle anderen verantwortlich und nicht von ihnen zu trennen. Deshalb gründete er auch seine Hoffnungen, seine über jedes Maß hinausgehenden Ziele zu verwirklichen, auf die praktischen Versuche in seiner Werkstatt. Und deshalb war auch alles wichtig für seine Arbeit: die Reinheit der Seele wie die Ausmaße des Laboratoriums, die Konstellation der Gestirne wie die Form und die Proportionen der Instrumente, die er übrigens stets selbst fertigte.

Der Weg der alchimistischen Erkenntnis ist lang, mühevoll, von Versuchungen und Fallstricken gesäumt. Ihn zu gehen, erfordert ungewöhnliche Energie und Mut. Deshalb wird der Adept auch oft mit Herkules verglichen, der den gefesselten Prometheus befreit.

Neben allen übrigen Tugenden braucht der Alchimist noch Geduld und Scharfsinn. Nicht von ungefähr haben die Alchimisten zur Symbolisierung ihres Werkes die Argonauten-Sage gewählt.

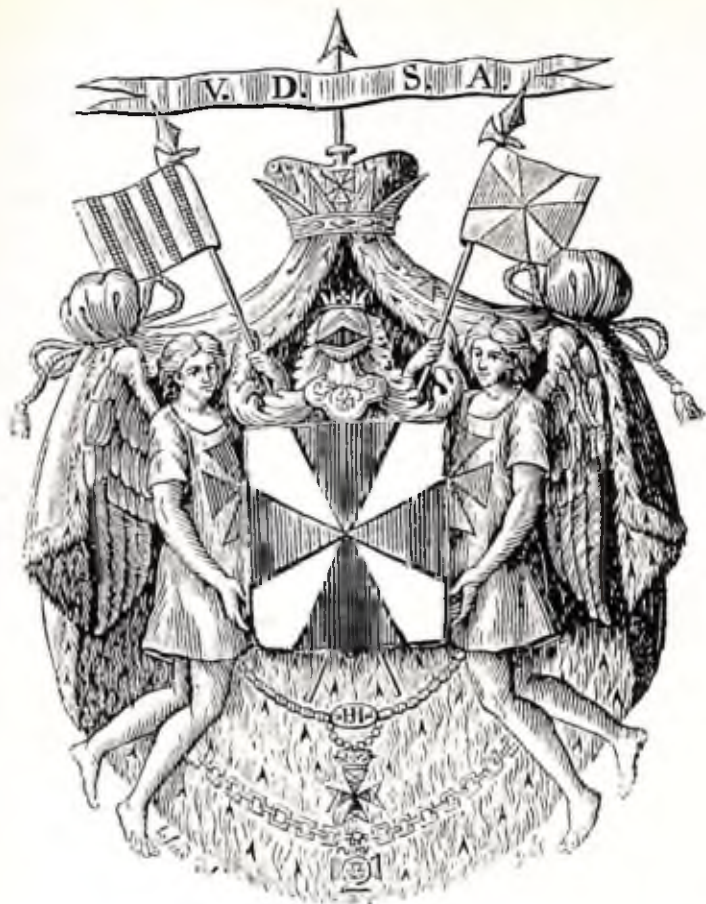
Wir wollen uns diese schöne Geschichte noch einmal kurz gegenwärtigen.

Phrixos, der Ahnherr der Phrygier, und seine Schwester Helle flohen vor ihrer Stiefmutter nach Asien auf einem Widder mit goldenem Vlies, dem Hermes die Gabe des Wortes verliehen hatte und der höher flog als ein Adler. Unterwegs stürzte Helle ins Meer — nach ihr wurde der Hellespont benannt —, doch Phrixos landete in Kolchis, am Schwarzen Meer, an. Er opferte den Wid-

der dem Zeus und schenkte das Vlies dem König des Landes, der es an einer Ulme auf einem dem Kriegsgott Ares geweihten Feld aufhängen ließ. Ein Drache bewachte das Vlies, das seinen Besitzer glücklich, weise, mächtig und reich machen sollte.

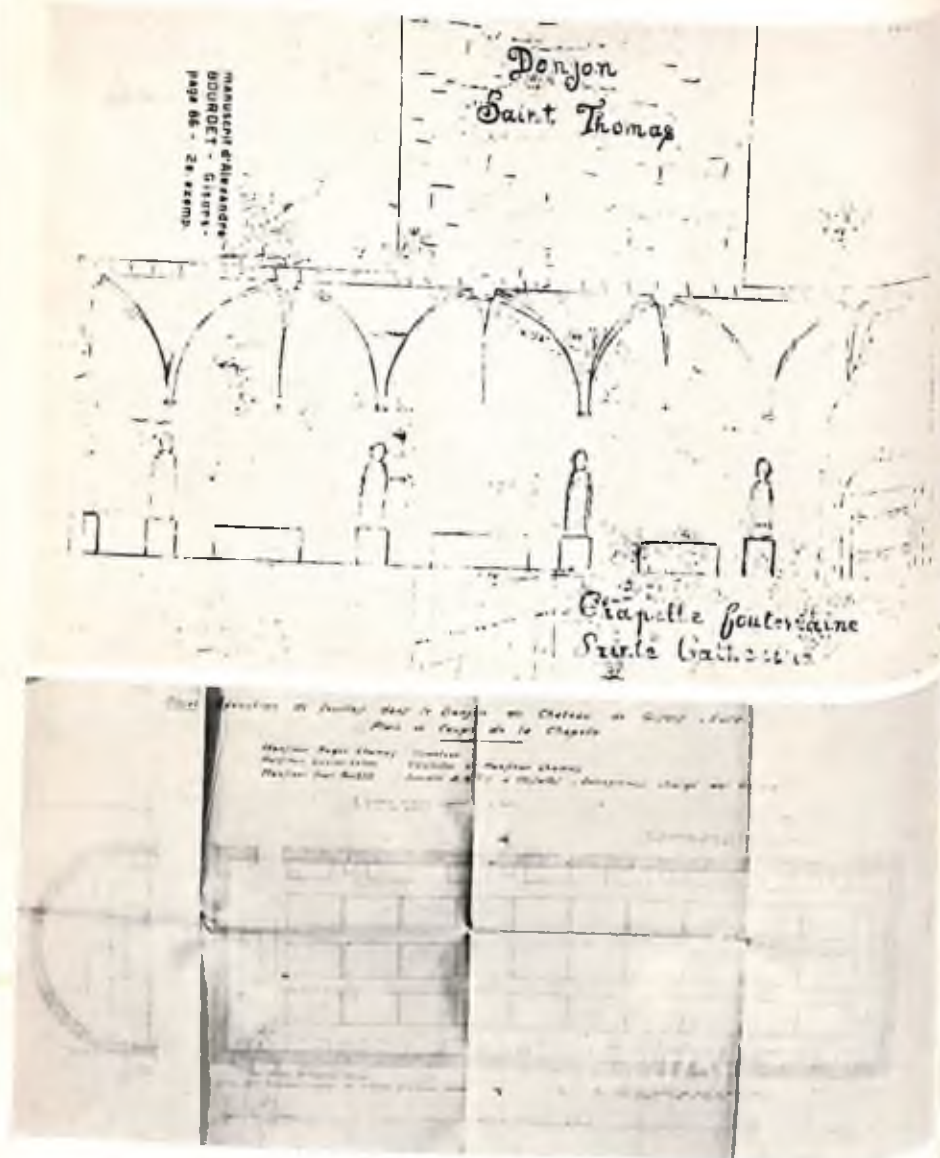
Der Grieche Jason faßte den Plan, das Goldene Vlies zu erobern. Er rüstete ein Schiff aus, die Argo. [33] Die berühmtesten Helden bildeten die Mannschaft: die Dioskuren: Kastor, Sohn eines Sterblichen, und Pollux, Sohn eines Gottes; Theseus, Herakles, Orpheus usw. . . Nach einer abenteuerlichen Reise gelangten sie nach Kolchis. Der König des Landes konnte Jason nicht abhalten, sein Glück zu versuchen, er legte ihm aber übermenschliche Prüfungen auf. Er mußte zwei Stiere mit echnen Hufen zähmen, sie vor einen diamantenen Pflug spannen, das Feld des Ares umpflügen, die Drachenzähne aussäen, aus denen Riesen entsprossen, die er bekämpfen mußte. Doch Jason gefiel der Tochter des Königs, Medea. Sie verstand sich auf Zauberei und schenkte ihm einen Stein, der bewirkte, daß die Riesen einander umbrachten und der Drache gezähmt wurde. So eroberte Jason das Goldene Vlies. Das weiße Schiff der Argonauten kehrte nun nach Griechenland zurück. Pallas Athene erhob es in den Himmel — es wurde zum Sternbild Argo . . .

Es gibt nichts Dunkleres als eine Abhandlung über Alchimie. Die Verfasser benutzen alle möglichen Mittel, um ihre Lehre zu verschleiern und die Laien irrezuführen: Hieroglyphen, Symbolsprache, Mythen und Allegorien aus der griechisch-römischen Antike, der Bibel, der Folklore usw. Sie bedienen sich der Kryptographie, von der einfachsten (Anagramme, Wortspiele) bis zur kompliziertesten (Geheimalphabete, Umstellung von Buchstaben, verdeckte Wortteile). Die Chiffrierkunst des Militärs und der Diplomatie hatte ihre Vorläufer in den Alchimisten — so zum Beispiel der berühmte Großkanzler von England, Francis Bacon, oder Blaise de Vigenère, dessen System heute noch in der französischen Armee verwandt wird. Einige Alchimisten setzten ihre Geheimnisse in die Bildsprache um. Das »Liber Mutus« von Soulat des Maretz oder »Traité symbolique de la pierre philo-



Quelle est la source la plus sûre pour en savoir plus sur les secrets du Temple de Salomon et de sa pierre philosophale... Les chapitres de ce livre traitent de la manière dont les chevaliers du Temple ont découvert la pierre philosophale et de la manière dont ils ont essayé de la fabriquer... Les secrets du Temple de Salomon et de sa pierre philosophale sont un sujet très intéressant et qui mérite d'être étudié... Les secrets du Temple de Salomon et de sa pierre philosophale sont un sujet très intéressant et qui mérite d'être étudié...

Tafel V: Das Wappen des Templerordens (oben). — ... unter der Erde vier Bauwerke, darunter die berühmte Kapelle. Nationalarchiv. (unten)



Tafel VI: Die unterirdische Kapelle Sainte-Catherine, wie sie Lhomoy beschreibt, mit ihren Statuen und Kisten. Plan von 1696; Privatarchiv (oben). — Der Plan nach den Angaben Lhomoy's: 13 Statuen, 19 Sarkophage, 30 Kisten . . . (unten)

sophale« (Symbolische Abhandlung über den Stein der Weisen) von Conrad Barchusen etwa bestehen aus Bilderrätseln, die man entziffern muß, wenn man etwas über die im Laboratorium angewandten Methoden erfahren will. Dann gibt es die Siegel und Pentagramme, mehr oder minder abstrakte Schemata, die ohne Schlüssel nicht zu verstehen sind. Und schließlich sind die Geheimnisse des Steins der Weisen in den Steinen selber verborgen. Skulpturen in manchen Kirchen, Ornamente an manchen Wohnhäusern haben die Ketzerverbrennungen überlebt. [34] Denn die Heilige, die Königliche Kunst der Alchimie sollte nur einer sehr beschränkten Anzahl von Würdigen vorbehalten bleiben. Selbst der berühmte Nicolas Flamel — aus dem Vexin stammend wie François Villon — soll vierundzwanzig Jahre vergebens gesucht haben, bis er den richtigen Weg fand. [35]

Nun war die Alchimie aber nicht nur aus Büchern zu erlernen. Man mußte durch einen Lehrer in ihre Geheimnisse eingeweiht werden, und diese wiederum waren schwer zugänglich, auch wenn die Schüler von weit her zu ihnen gepilgert kamen. Sie mußten ja die niedrigen, gewöhnlichen Naturen abweisen, die nur an das Gold dachten, und die Gottlosen fernhalten, die, einmal im Besitz des Geheimnisses, die Welt ins Chaos gestürzt hätten.

In das geheime Laboratorium des Alchimisten kann man nur einen Blick durchs Schlüsselloch werfen.

Zwei Wege gab es für den Alchimisten: den Landweg, sozusagen die »trockene Methode«, und den Wasserweg, die »feuchte Methode«. Über die erste weiß man nichts. Manche behaupten, sie sei sehr alt, manche, sie sei eine späte Erfindung. Sie wird auch »priesterlicher Weg« oder »Weg der Demütigen« genannt. Keine Abhandlung spricht von ihr, daher gilt sie als zweifelhaft. Sie wurde nur durch mündliche Überlieferung weitergegeben und hat übrigens mehr als einem vermessenen Alchimisten das Leben gekostet.

Die »feuchte Methode« wurde mit der Schifffahrt verglichen. Im Athanor [36] — auch »Kosmischer (Alchimistischer) Ofen« genannt und durch einen Turm symbolisiert — wurde eine hermetisch verschlossene Glasretorte erhitzt. Darin befand sich die

prima materia. Diese Retorte, in der das große Werk reifte, wurde meist das »Philosophische Ei« oder auch »Gefängnis des Kükens« genannt.

Doch vor der Umwandlung war eine Reihe von komplizierten Operationen notwendig. Das quecksilberhaltige Wasser oder »feile Frau«, das mit arsensauren Salzen verfälscht war, mußte geklärt werden: es wurde zu Tau oder Weihwasser, Jungfrau oder Mond, bildlich dargestellt durch Diana. Nun folgten mehrere Bäder, in die »Mann« und »Frau«, oft König und Königin, getaucht wurden, die jeweils Schwefel und Quecksilber darstellten. Jede Hausfrau kennt das Wasserbad. Keiner aber weiß, daß es von einer weiblichen Alchimistin erfunden wurde, von Maria, der Jüdin.

Die Materie mußte ferner verdunsten, dann wieder kondensiert werden. Dieser langwierige Prozeß erforderte Monate, sogar Jahre, in denen der Alchimist an seinen Ofen gefesselt war — in alchemistischen Texten heißt er »Gefangener seines Turmes« —, denn jede Operation konnte nur im günstigen Augenblick vorgenommen und mußte mehrmals wiederholt werden. Oft wird diese lange Arbeit mit der Jagd verglichen. Ihre beiden Komponenten werden dabei jeweils zum Hirsch und zum Einhorn — der fliehende Hirsch, dessen Herz schließlich den Hunden zum Fraß vorgeworfen wird [37], und das Fabeltier Einhorn, das nur eine Jungfrau fangen kann. [38]

Aus der durch Läuterungs- und Auflösungsprozesse gewonnenen Materie erhielt der Alchimist nun nach vierzig Tagen den berühmten Stein der Weisen. Während dieses letzten Kapitels des »Großen Werkes« nahm die Materie nacheinander vier Farben an: schwarz, weiß, regenbogenfarbig und schließlich rot. Sie würde Rabe, Taube und Pfau und dann erst rot, sagte man. Danach konnte endlich der Stein oder »Karfunkel« zutage gefördert werden. Er wurde durch ein Kind symbolisiert oder durch einen Delphin, oft auch durch eine Rose.

Schließlich »vervielfachte« man den Stein zu »einem Pulver aus violetterm Rubin, sehr schwer, durchsichtig, glänzend, flüssig und leicht löslich«.

Warf man ein viertel Gran dieses Pulvers in den Schmelztiegel, so verwandelte man anscheinend 2000 bis 18 000 Gran unedlen Metalles durch eine Art Kettenreaktion in Gold. [39]

Es gibt Zeugen, wie Saint Vincent de Paul und Spinoza [40], die behaupten, sie hätten mit eigenen Augen eine Transmutation gesehen. Nach Nicolas Flamel versichern große Ärzte, wie Helvetius und Johann Baptist van Helmont und später Tifferau in einem Memorandum an die französische Akademie der Wissenschaften (1855), sie selber erfolgreich vorgenommen zu haben. Andere jedoch, wie der Deutsche Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, ein Freund von Rabelais und Historiker Karls V., der sein ganzes Leben der Alchimie gewidmet hatte, gestanden im Alter ihre Niederlage ein.

Wenn man sich nun mit vieler Mühe durch ein Gestrüpp von Rätseln hindurchgearbeitet und die Rezepte aus den alten Abhandlungen entschlüsselt hat, bleibt das »Große Werk« trotzdem noch in sein Geheimnis gehüllt, da man nichts über die berühmte *prima materia* erfährt, mit der man arbeiten muß. »Man gewinnt sie aus dem Geschlecht der Isis«, sagen mehrere Verfasser. »Man findet sie im Feuerstein«, versichern andere. Doch was ist dieser »vegetabilische Stein«, dieser »Krötenstein«, dieser »Grünspan«, mit dem alles beginnt? »Sie ist ebenso geheim wie gewöhnlich«, äußert sich ein alter Alchimist orakelhaft über die *prima materia*. »Alle kennen sie, alt und jung, arm und reich. Sie kostet nichts als die Mühe, sie aufzuheben und kann von einem Kind präpariert werden.« Nicolas Flamel schildert sie als »Dreck«, sogar als »Mist«. Und dennoch führt nur über sie der Weg in das »Gelobte Land«, über dieses am besten gehütete Arkanum der Alchimie. [41]

Wir haben so ausführlich von der Alchimie gesprochen, weil sie vom 11. bis zum 16. Jahrhundert unter den zahlreichen Geheimlehren den wichtigsten Platz einnimmt. Ihre Symbolik und Allegorien sind nicht nur den Sekten geläufig, sondern auch den meisten Chronisten, Schriftstellern, Künstlern und gehören zum wesentlichen Bestandteil der Kultur.

Am nächsten aber standen den Alchimisten die Baumeister. Rühmten sich nicht beide einer Königlichen Kunst, arbeiteten sie

nicht beide mit dem Stein? Beider Ehrgeiz ist darauf gerichtet, das Werk des »Großen Baumeisters« zu begreifen und nachzuahmen.

Das gewaltige Gebäude der katholischen Kirche ruht auf einem Wortspiel Christi: »Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde.« Die Juden verehrten den Stein von Lus oder Bethel, wo Jakob von der Himmelsleiter träumte. In der Kaaba zu Mekka berühren die Mohammedaner den schwarzen viereckigen Stein, von dem aus der Prophet in den Himmel entrückt wurde. Auf Zypern stand ein schwarzer Stein, an dem man zu Astarte betete . . . Die erste Aufgabe des Baumeisters wie des Alchimisten besteht darin, den Grundstein für das Werk sorgfältig auszuwählen, wobei es unerheblich ist, welche Namen die Profanen dann dem Gott geben werden. »Die Kirche ist da, wo du bist, bleibe hier«, lautet der gleichbleibende Grundsatz bei allen esoterischen Gesellschaften. Der Stein wird so zum einigenden Symbol. Die Architektur — Dach der Arche — ist auch Architektur, die Wissenschaft vom ursprünglichen Gefüge, Einheit der Metaphysik jenseits der verschiedenartigen Konfessionen.

Vielleicht vermochten dadurch die Templer im Heiligen Land die Geschichte des jüdischen Volkes als gewaltige Parabel zu deuten — vom Exodus bis zum Exil, von Moses, dem Sohn Ägyptens, bis zu Daniel, dem Sohn der chaldäischen Weisheit [42], dem Vorfahr des Johann von Patmos, und zu Jeremias, der die Arche der Obhut des Berges Nebo [43] anvertraute, bevor er über die Erniedrigung des auserwählten Volkes in Babylon zu klagen anhub. Vielleicht haben sie sich auch gefragt, weshalb umgekehrt der Weihnachtsstern den Chaldäer Balthasar zur Wiege Christi führte, und warum Christus zum Brunnen des Jakob ging, um Wasser von der Samariterin zu erbitten.

Vielleicht hat man ihnen erzählt, daß Bethel vom Fluch Gottes getroffen wurde. Der einzige Einwohner, der dem Massaker entging, kehrte in das Land zurück, aus dem einst seine Vorfahren, die Hethiter, gekommen waren. Und er errichtete auf dem mitgebrachten Stein eine Stadt nach dem Abbild der untergegangenen.

Und vielleicht wußten sie, daß das Land der Hethiter am Schwarzen Meer [44] auch Kolchis genannt wurde. [45]

Kannten die Templer bereits den Unterbau, der von der Kabala über Gnosis und Alchimie die Grundmauern Ägyptens mit denen des Mittelalters verband, als sie im Heiligen Land ankamen? Oder haben sie ihn erst nach ihren langen Jahren und Erfahrungen im Orient entdeckt?

Zur Unterstützung der ersten Hypothese könnte man einige Tatsachen anführen. Das Dunkel, das für die Historiker lange Zeit die Person von Hugues de Payen, Begründer des Tempelritterordens, umgeben hat, ist durch die Auffindung seiner Geburtsurkunde nicht völlig erhellt worden. [46] Sein Familienname selbst ist verwirrend, wenn es stimmt, daß seine Vorfahren, die um das Jahr 1000 mit Tankred von der Normandie über die Alpen gezogen waren, »den Zunamen de Payen für ihre Familie erwarben durch die schönen Heldentaten, die sie gegen die ungläubigen Muselmanen vollbrachten«. [47]

Ebenso darf man die von Anfang an vorhandene Vorliebe der Templer für die Zahl neun nicht außer acht lassen. Es waren neun Ordensgründer, wie die ersten Pythagoräer. Sie trugen neun Jahre lang das weltliche Gewand, ehe sie den weißen Mantel anlegten. Sie sahen neun Fälle für den Ausschluß aus dem Orden vor usw.

Vielleicht sind diese Indizien zu geringfügig, um einen gültigen Beweis zu liefern. Andererseits läßt sich nicht abstreiten, daß sich seltsame Begebenheiten häuften, die auf irgendein Geheimnis hingen, und zwar seit dem Konzil von Troyes, auf dem der Templerorden knapp zehn Jahre nach seiner Gründung seine Statuten erhielt.

DIE WUNDERBAREN GEHEIMNISSE
VON MEISTER RONCELIN

Die merkwürdige Geschichte der Päpstin Johanna ist bekannt. Im Jahre 855 folgte auf den verstorbenen Leo IV. ein sehr gelehrter Papst, der unter dem Namen Johann VIII. regierte, bis ein Skandal ohnegleichen seinem Pontifikat wie seinem Leben ein Ende setzte. Es geschah zu Rogate — dem christianisierten alten heidnischen Fest der Demeter. Johann VIII. in weißem Ornat und Tiara führte die feierliche Prozession an. Plötzlich wurde er von einem heftigen Unwohlsein befallen. Zur allgemeinen Verblüffung stellte sich heraus, daß der Papst eine Frau war, die mitten auf dem Petersplatz eine Tochter gebar. Weder Mutter noch Kind überlebten, obwohl manchmal behauptet wird, man habe beide lediglich in einem unterirdischen Verlies verschwinden lassen. Wer der Liebhaber der Päpstin war, wurde nie bekannt. Historische Tatsache oder Legende? Die Entscheidung darüber bleibt jedem überlassen. [48]

Das Konzil von Troyes, auf dem die Templer im Jahre 1128 ihre Ordensregel erhielten, wurde von einer nicht minder geheimnisumwitterten Persönlichkeit präsiert.

Johann II., Bischof von Orléans von König Ludwigs VI. Gnaden, trug den eigentümlichen Beinamen Flora. Wenn man den Chroniken glaubt, so lag die Ursache dafür auf der Hand: der Bischof sei »ein Nachtmahr und ein Sodomit« gewesen. Ob wahr oder falsch — ein weiterer merkwürdiger Umstand wird dadurch nicht erklärt: nach den Protokollen des Konzils führte Johann II. den Titel »praesul«, den die Römer den Mars-Priestern verliehen. [49]

Jedenfalls fällt durch die Gestalt dieses zwielichtigen Bischofs bereits auf die Anfänge des Templerordens jener Schatten von schillerndem Geheimnis, der noch zwei Jahrhunderte später die letzten Scheiterhaufen in sein magisches Dunkel taucht.

Will man nun diese Schatten erhellen und die rätselvollen Widersprüche des Prozesses aufklären, so erhebt sich die Frage,

ob der Orden hinter seinem offenkundigen Wirken nicht im Innern eine geheime Gemeinschaft oder Gruppe verbarg, zu der nur bestimmte, sorgfältig ausgewählte Mitglieder zugelassen wurden. Und ob nicht zumindest einige Templer nach der offiziellen Aufnahme noch einer geheimen Einweihung nach einer ebenfalls geheimen Regel unterworfen wurden und sich unter dem Deckmantel der Orthodoxie zu einer Lehre bekannten, die mit der katholischen wenig gemein hatte und daher verborgen bleiben mußte.

Die Aussagen mehrerer französischer Templer sprechen für diese Hypothese. Zum Beispiel erklärte der Templer Gaucerand de Montpezat: »Wir haben drei Artikel, die keiner je erfahren wird, ausgenommen Gott, der Teufel und die Meister.« [50] Raoul de Presles, Nicolas Simon und Guichard de Margiac versicherten: »Es gab im Orden ein ganz außergewöhnliches Reglement, über das strengstes Stillschweigen gewahrt werden mußte. Jeder hätte sich lieber den Kopf abschlagen lassen, als dieses Geheimnis zu enthüllen. Im Generalkapitel existiert eine überaus geheime Andachtsübung. Würde ein Fremder dabei durch einen unglücklichen Zufall Zeuge, und wäre es der König von Frankreich persönlich, so würden die Mitglieder des Kapitels ohne Furcht vor Strafe und ohne jede Rücksicht auf seinen Rang diesen Zeugen töten. Gervais de Beauvais, Präzeptor des Temple von Laon, besaß ein Büchlein mit den Ordensstatuten, das er gern zeigte. Aber er hatte noch ein anderes, geheimes, das er niemandem zu sehen gegeben hätte, nicht für alles Gold der Welt.« [51]

Die Bedingungen, unter denen die Aussagen in Frankreich häufig zustande kamen, könnten nun Zweifel an der Wahrheit dieser Mitteilungen erwecken. Sie wurden jedoch von englischen Templern bestätigt, die ja weder gefoltert noch überhaupt verhaftet wurden. William of Poklington, Stephen of Stapplebrugge und John of Stoke (dieser letztere wurde durch den Großmeister Jacques de Molay persönlich in den Orden aufgenommen) bekundeten tatsächlich: »Im Temple gibt es zwei Arten von Aufnahme: die erste dient der eigentlichen Aufnahme in den Orden und verläuft ohne irgendeine anstößige Zeremonie; die zweite

findet erst mehrere Jahre später statt. Sie wird nur einigen wenigen zuteil und ist sehr geheim.«

Ist nun mit der »überaus geheimen Übung«, die — den französischen Templern zufolge — jene zweite Aufnahme begleitete, die Verleugnung Christi und das Spucken auf das Kreuz gemeint?

Einer der Würdenträger des Temple, Geoffrey de Gonneville, Großpräzeptor von Aquitanien und Poitou, erklärte zu dieser Frage: »Manche behaupten, dies gehöre zu den bösen, gottlosen Dingen, die Meister Roncelin in die Ordensstatuten eingeführt hat.« In einem kürzlich erschienenen Werk bezweifelt Albert Ollivier den Wert dieser Erklärung: »Niemand weiß, wer dieser Roncelin war, auf den Gonneville anspielt.« [52]

Tatsächlich wird kein Roncelin in der Liste der Großmeister des Temple aufgeführt. Studiert man jedoch die Prozeßakten aufmerksam durch, so entdeckt man, daß Roncelin keine Phantasiegestalt war, die ein gequälter Templer erfunden hatte. Es handelt sich vielmehr um Roncelin du Fos, Ritter der Provence. Er wurde 1281 von dem Bruder Guillaume de Beaulieu in den Orden aufgenommen. [53]

Hier drängen sich sofort zwei Feststellungen auf. Gonneville bezeichnete Roncelin als »Meister«, der die Ordensregeln abgeändert habe. Daraus läßt sich zunächst schließen, daß es bei den Templern eine »parallele Hierarchie« gab, wie man es heute nennen würde. Und daß sich hinter den aller Welt bekannten Großmeistern die heimlichen Meister verbargen, über deren Funktionen nur eine kleine Gruppe von Eingeweihten unterrichtet war. [54]

Ferner ließen sich die Verleugnung Christi und das Spucken auf das Kreuz — von außen betrachtet ein derartiges Sakrileg, daß die Existenz solcher Riten trotz der zahlreichen Geständnisse allgemein für unglaublich gehalten wurde — sehr wohl dadurch begründen, daß die aufgeklärten Templer diesen religiösen Relativismus vom Orient adaptiert haben. In dieser Hinsicht sind nun die Aussagen der Templer Foulques de Troyes, Bertrand de Montignac und Jean de Chaumes sehr aufschlußreich. Die Einweihenden hatten ihnen das Kruzifix mit den Worten gezeigt: »Macht

mit dem hier nicht zuviel Wesens, denn er ist zu jung. Glaubt nur an den höheren Gott.« Anscheinend also wußten diese Templer wohl, daß das Motiv vom Tode und von der Auferstehung viel älter als das Christentum ist, und konnten es nur als Allegorie auffassen. Die Vorstellung von der Inkarnation und vom Tod Gottes mußte ihnen als absurder Widerspruch, ja sogar als Blasphemie erscheinen. Entweder war Jesus Gott und konnte nicht sterben, oder er war tot und konnte nicht Gott sein — die alte Alternative der Kabbalisten und Gnostiker.

Unter diesem Gesichtspunkt würde das Spucken auf das Kreuz nichts anderes bedeuten, als das Symbol einer Beleidigung zu beleidigen: der Beleidigung nämlich, die Gott als unkörperlichen, geistigen, vollkommenen Begriff durch die Menschen widerfuhr, als diese es wagten, Gott nach ihrem sterblichen Ebenbild darzustellen. Die ablehnende Haltung gegenüber der Idee eines Gottes nach Menschenbild steht in krassem Widerspruch zur Vergöttlichung der Jungfrau Maria. Der »zu junge« Christus und dagegen die ewige Mutter Gottes: »Unsere Liebe Frau steht zu Beginn und am Ende unserer Religion, weil sie da war, ehe Gebirge und Erde erschaffen wurden.«

Die Existenz einer geheimen Organisation und einer Geheimlehre innerhalb des Tempelritterordens war nichtsdestotrotz nur eine Hypothese, die sich auf schwache Indizien gründete, bis zu dem Tag des Jahres 1780, an dem Frederik Munter, Bischof von Kopenhagen, in den Archiven des Vatikans eine wichtige Entdeckung machte.

Es war ein Pergament in Quartformat, das zwei Spalten in romanischer Schrift auf jeder Seite enthielt und mit dem großen Kreuz des Templerordens verziert war. Es bestand aus vier Teilen.

Der erste gab nur die offizielle Ordensregel wieder, von einem gewissen Mathieu de Tramlay, »am Tag des heiligen Felix des Jahres 1205« kopiert. Er wird heute in Rom in der Bibliothek Corsini aufbewahrt.

Der zweite und dritte Teil sind von dem Kopisten Robert of Samfort signiert und 1240 datiert. Samfort war tatsächlich

Schaffner des Temple in England. Sie enthalten jeweils zwanzig- und dreißig Artikel unter der Überschrift: »Hier beginnt das Buch der Feuertaufe oder der geheimen Statuten, für die Brüder niedergeschrieben von Meister Roncelinus.«

Der vierte Teil schließlich ist betitelt: »Hier beginnt die Liste der geheimen Zeichen, die Meister Roncelinus zusammengestellt hat.« Er gibt kryptographische Mitteilungen, auf die wir noch zurückkommen werden.

Bischof Munter blieb nicht lange im Besitz dieser kostbaren Dokumente. In einem Brief an seinen Freund Wilke, der eine Geschichte der Templer vorbereitete, teilte er mit, der größte Teil sei auf unerklärliche Weise verschwunden. Erst 1877 veröffentlichte der deutsche Gelehrte Mertzdorff die drei letzten Teile des von Bischof Munter entdeckten Manuskriptes, das er zufällig in Hamburger Privatarchiven wiedergefunden hatte.

Es ist interessant, einige Artikel aus den dem mysteriösen Meister Roncelin zugeschriebenen Geheimstatuten zu zitieren. Manche zeugen für ebenso kühne wie heterodoxe Gedankengänge innerhalb des Templerordens: »Wißt, daß Gott keinerlei Unterschied zwischen den Personen macht, ob Christen, Sarazenen, Juden, Griechen, Römer, Franken oder Bulgaren, weil jeder Mensch, der zu Gott betet, erlöst wird« (Zweiter Teil, Artikel 5). »Weil der Sohn Marias und Josefs heilig gewesen ist, frei von allen Sünden und gekreuzigt, verehren wir ihn als Gott. Das Holz des Kreuzes aber nehmen wir als Zeichen des Tieres, von dem in der Apokalypse die Rede ist« (Zweiter Teil, Artikel 20).

Diese Sätze sprechen für den religiösen Relativismus der Templer und zeigen, daß sie eine Beleidigung des Kreuzes keineswegs für gottlos ansahen. Doch selbstverständlich behielt man im mittelalterlichen Abendland solche Auffassungen besser für sich.

Andere Artikel machen deutlich, welche Anziehungskraft der Okkultismus auf die Templer ausübte: »Da die Unkenntnis die Quelle vieler Irrtümer ist, wird keiner zu den Auserwählten zugelassen, wenn er nicht zumindest das *Trivium* und das *Quadri-*

vium kennt« (Zweiter Teil, Artikel 9). Bekanntlich bezeichneten diese Ausdrücke die sieben freien Künste: Grammatik, Dialektik, Rhetorik einesteils, andernteils Musik, Geometrie, Astronomie, Arithmetik. Nun stand jede dieser Wissenschaften unter einem Gestirn: der Mond für die Grammatik, Merkur für die Dialektik, Venus für die Rhetorik, Mars für die Musik, Jupiter für die Geometrie, Saturn für die Astronomie, schließlich die Sonne für die Wissenschaft von den Zahlen, die seit Pythagoras als »erleuchtete Vernunft« betrachtet wurde. Es ist klar, daß nur wenige Templer in dieses »Niemandland« einzudringen vermochten. Und so waren auch die eigentlichen Leiter des Ordens nicht immer diejenigen, die vor der Öffentlichkeit die höchsten Ämter innehatten.

Andere Artikel unterstreichen nochmals die Verpflichtung der Geheimhaltung, die bereits in der offiziellen Regel festgelegt ist: »Wenn ein Bruder sich vergißt, sei es durch Leichtsinn, sei es durch Geschwätzigkeit, und auch nur den kleinsten Teil der geheimen Statuten oder dessen, was in den nächtlichen Kapiteln geschieht, bekannt werden läßt, ist er der Schwere seines Vergehens gemäß zu bestrafen. Wenn man euch vor Gericht nach den Bräuchen, Gesetzen, Statuten und geheimen Unternehmungen des Ordens befragt, leistet dieser Tyrannei Widerstand, indem ihr leugnet und eure Unkenntnis beschwört« (Zweiter Teil, Artikel 29). Der vorsichtige Roncelin geht sogar noch weiter: »Die geheimen Statuten sind in keine Umgangssprache zu übersetzen und niemals den Brüdern in die Hand zu geben« (Zweiter Teil, Artikel 16). Diese Empfehlung läßt nun auf das Vorhandensein von Geheimnissen »zweiten Grades« schließen, die wahrscheinlich in verschlüsselten Dokumenten niedergelegt und nie wieder aufgefunden wurden, da die Archive des Temple verschwunden sind.

Doch die weitaus merkwürdigsten Artikel sind im dritten Teil enthalten. Sie beziehen sich auf von den Templern erbaute oder benutzte Monumente sowie auf die Vorsichtsmaßnahmen, die diese ergriffen, um die dortigen Vorgänge zu verbergen.

»Im Orient lernten die Kreuzfahrer von den Byzantinern und

den Arabern die Kunst, eine Burg zu befestigen«, schreibt der bedeutende französische Archäologe Emile Mâle. »Diese jahrtausendealte Kunst geht in Asien bis auf das alte Assyrien zurück.« [55] In Byzanz waren die Baumeister weiterhin in den Geheimkollegien zusammengeschlossen, die noch aus der römischen Zeit stammten und die hermetischen Symbole verwandten. [56] Die Assassinen wiederum hatten Baumeister-Korporationen organisiert, die sogenannten »Tarouq«. Ihre Mitglieder lernten durch kaum bekannte Einweihung altägyptische Bautechniken. Die Assassinen erbauten allein in der Provinz Tyrus mehr als zehn Burgen. Dadurch erklärten sich gewisse Eigentümlichkeiten in der Bauweise der Templer, die vielen Historikern aufgefallen sind, ohne daß sie ihren Geheimnissen auf die Spur kommen konnten.

T. E. Lawrence schrieb über die Templerbauten im Orient: »Die Templer standen von jeher in dem Verdacht, eine Neigung für die Ketzerei und für die magischen Wissenschaften des Orients zu haben. In ihren Bauten griffen sie auf die justinianische Tradition zurück, wie sie sich in den Festungen Syriens manifestiert, und erweiterten sie, indem sie sie simplifizierten.« Lawrence hält diese Bauten für degeneriert und stellt ihnen die massiven okzidentalischen Gebäude gegenüber, zum Beispiel die französischen Burgen von Coucy oder Provins. Von seinem militärischen Gesichtspunkt aus hat er recht. Daher führt seine Kritik zu der Frage, ob diese Bauten der Templer nicht anderen als strategischen Zielen und Zwecken dienten.

Die justinianische Bauweise ist gekennzeichnet durch Festungsbauten mit dreifacher Umwallung und durch die häufige Verwendung von achteckigen Formen. Die dreifache Umwallung hat neben dem defensiven Wert symbolischen Charakter, wie der Archäologe Louis Charbonneau-Lassay bewiesen hat. [57] Das Achteck ist für Festungsbauten bedeutungslos, für die Templer jedoch besaß es großen Symbolwert, da es in dem Ordensymbol, dem Kreuz, dargestellt wird. Außerdem sind die meisten Tempelbauten achteckig, wie bereits Viollet-Leduc feststellte. [58] Mitunter findet man übrigens dreifache Umwallung und Acht-

eck kombiniert, wie in der Kapelle aus dem 16. Jahrhundert, die 1926 von Bauern unter den Ruinen der Abtei von Seully in der Touraine entdeckt wurde, wo Rabelais lange gewohnt hat.

Man kann sich also vorbehaltlos der Meinung des bedeutenden Kunsthistorikers und Kenners der Architektur Paul Naudon anschließen: »Als die Templer mit Hilfe christlicher Arbeiter die Komtureien in Europa ausbauten, brachten sie die Geheimnisse und überlieferten Riten der byzantinischen Kollegien und der mohammedanischen *Tarouq* mit, die mehr oder minder zu einem hermetischen Synkretismus verschmolzen waren. Es ist nicht übertrieben zu behaupten, daß diese Geheimnisse und Riten in die Zünfte drangen, die sich nun bildeten und die von den Templern für wichtige Bauvorhaben eingesetzt wurden.« [59]

Tatsächlich waren nicht nur die Bauweise, sondern auch die Namen der Templerburgen im Orient keineswegs zufällig. Sie erwecken sonderbare Assoziationen, diese Namen »Furt Jakobs«, »Rote Erde«, »Königlicher Stein« (Petra Regalis), vor allem aber »Weiße Garde«, »Salzburg«, »Burg zum Ei«, »Bohnenburg«, auch »Feenburg« oder »Feuerburg« genannt. Die einzigartige Chronik von Oliver dem Scholastiker berichtet, die Templer hätten auf dem Vorgebirge Athlit in Syrien eine Quelle sowie einen Schatz entdeckt, als sie die Fundamente der Pilgerburg legten. Das bringt auf den Gedanken, daß sie an Stätten bauten, die bereits bekannt und lange vorher von anderen benutzt worden waren...

Artikel 8 der Geheimstatuten empfiehlt übrigens: »Wo ihr große Gebäude errichten wollt, macht Erkennungszeichen.« Danach läßt sich vermuten, daß bestimmte Gebäude **verschlüsselte** Bauten waren, Rätsel aus Stein.

Welches waren nun diese Erkennungszeichen? Die wunderbaren Geheimnisse des Meisters Roncelin sind verloren. Der vierte Teil des Munterschen Dokumentes enthielt einige. Ausgerechnet jener Teil aber wurde dem Bischof unter mysteriösen Umständen fast vollständig entwendet. Die Ausgabe von Mertzdorff bringt demzufolge nur verstümmelte Fragmente von mäßigem Interesse. Palaographen und Archäologen müssen sich also darauf beschrän-

ken, in schlaflosen Nächten über rätselhaften Inschriften zu grübeln, die alte Pergamente und antike Bauten zieren.

Das seltsamste Beispiel ist das des berühmten »magischen Quadrats«:

S A T O R
A R E P O
T E N E T
O P E R A
R O T A S

Tatsächlich findet sich diese Zusammensetzung von Buchstaben, aus der sich senkrecht und waagrecht dieselben Worte ohne erkennbaren Sinn ergeben, in den verschiedensten Epochen und an den verschiedensten Orten wieder. Zum Beispiel auf einer in den Ruinen von Pompeji [60] aufgefundenen Münze, auf einer lateinischen Bibel aus dem Jahre 822 sowie auf einem griechischen Manuskript aus dem 12. Jahrhundert, das in der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrt wird [61], auf dem angeblichen Faust-Manuskript in den Archiven der Herzöge von Coburg, auf österreichischen Münzen des 16. Jahrhunderts. Man findet sie auch an verschiedenen Bauwerken: in Italien an der Kirche Pieve Iersagui bei Cremona und dem Kloster Santa Maria Maddalena, in Frankreich an der Kirche Saint-Laurent in Rochemaure und dem Schloß von Jarnac, in Spanien in Santiago de Compostela. Den Grund dafür hat noch niemand entdeckt. Da sich magische Quadrate aus Zahlen ebenso wie aus Buchstaben bilden lassen, ist anzunehmen, daß es sich dabei um einen Schlüssel zur Decodierung handelt. [62]

Fest steht jedenfalls, daß die Templer unübertroffene Meister in der Kunst der Kryptographie waren. Im Verlauf des Prozesses bekannte der Präzeptor des Temple von Nemours, er habe »über vierhundert Brüder in den Geheimschriften unterwiesen«. In den drei einzigen erhaltenen Exemplaren der offiziellen Ordensregel gibt es tatsächlich kryptographische Zeichen, die das Vorhandensein von Geheimalphabeten bei den Templern beweisen.

Eines dieser Alphabete konnte von Professor Probst-Biraben

entschlüsselt werden. Es zeigt, daß die Tempelritter eine unerschöpfliche Erfindungsgabe besaßen.

Dieses Geheimalphabet war vollständig auf dem Abzeichen enthalten, das die Templer unter dem Schild auf dem Ordenswappen trugen (*Tafel V oben*). Das Abzeichen besteht aus einem Kreuz mit acht Spitzen, in dessen Mitte sich das Templerkreuz befindet. Doch einige Einzelheiten sind auffallend (*Abb. 1*):

1. Manche Linien sind verstärkt, andere dagegen dünn gezeichnet. 2. In bestimmten Teilen der Zeichnung sind Punkte. 3. Das Templerkreuz hat nur drei normale rote Balken, der vierte ist ein goldenes Trapez.

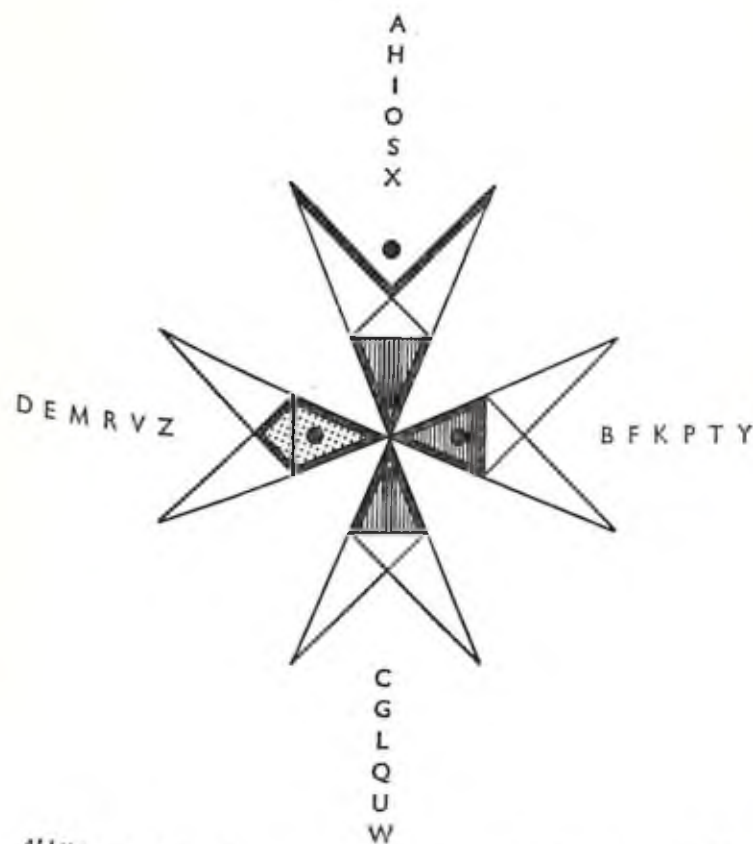


Abbildung 1: Sie galten als unübertroffene Meister der Kryptographie

Das Abzeichen insgesamt besteht aus vier geometrisch gleichen, jedoch verschieden ausgerichteten Figuren: den vier Balken des großen Kreuzes, von denen sich jeder in sechs Teile, mit oder ohne Punkt, zerlegen läßt. Diesen vierundzwanzig Teilen

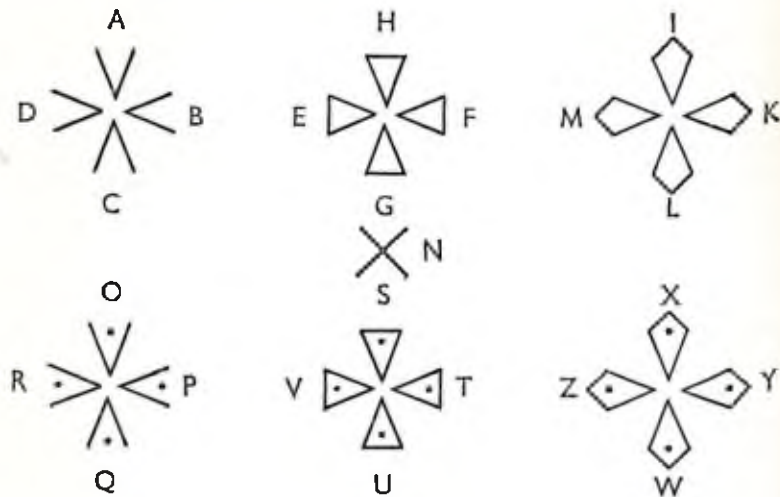


Abbildung 2

entsprechen vierundzwanzig kryptographische Zeichen, das X in der Mitte bildet das fünfundzwanzigste. Nun finden sich manche dieser Zeichen auf den drei in Rom, Paris und Dijon aufbewahrten Exemplaren der offiziellen Ordensregel wieder (Abb. 2).

Man kann sich mit Recht fragen, weshalb die Templer ihrer Neigung für das Geheimnisvolle sogar in ihren Bauten freien Lauf ließen. Die Statuten des Meisters Roncelin geben darauf eine bezeichnende Antwort. Die Artikel 7 und 19 empfehlen nämlich: »Ihr sollt in euren Häusern große und verborgene Versammlungs-orte haben, zu denen man durch unterirdische Gänge gelangen kann, damit die Brüder sich ohne Gefahr, behelligt zu werden, zu den Versammlungen begeben können... Es ist in den Häusern, wo nicht alle Brüder Auserwählte sind, verboten, gewisse Materien mit Hilfe der philosophischen Wissenschaft zu bearbeiten und so unedle Metalle in Gold oder Silber zu verwandeln. Dies darf nur in den verborgenen Stätten und insgeheim geschehen.«



Tafel VII: Im Temple von Paris: Der Turm. Eine Stadt innerhalb der Stadt...



CLEMENS V. *Bertrand de Gotho*
Burdegalensis creatus die 5 Junij an 1305.
Sedit an. 8. mens 10. dies 16. Obiit die 20
Aprilis an. 1314. X. mens 7. die 17.



Tafel VIII: Clemens V. Die Sitten der Templer waren ihm ein Dorn im Auge (oben). — Jacques de Molay, letzter Großmeister des Templerordens (unten)

Bekanntlich lautete der dritte Hauptpunkt der Anklage auf Anbetung eines Götzenbildes. Übrigens gab der Großinquisitor von Paris, Guillaume Humbert, den Untersuchungsrichtern bereits eine Beschreibung dieses Götzenbildes, bevor sie noch mit den Verhören begannen. Es war »der Kopf eines Mannes mit langem Bart«. Man warf den Templern vor, sie bezeichneten es als »Abbild des wahren Gottes, des einzigen, an den man glauben dürfe«.

Der Vorwurf der Götzenanbetung entbehrte nicht einer pikanten Note. Der Katholizismus stellte ja Gottvater stets als bärtigen Greis dar. Das Verbrechen des Ordens hätte also lediglich darin bestanden, seine Adepten nur das Haupt und nicht den ganzen Körper anbeten zu lassen . . .

Es stimmt, daß das angebliche Götzenbild den seltsamen Namen Baphomet trug, über den sich Generationen von Gelehrten den Kopf zerbrachen. Bereits zu Beginn der Untersuchung hatten ein paar südfranzösische Templer, subalterne, einfache Männer, den Namen preisgegeben. Sie hätten ihn von den Würdenträgern des Ordens nennen hören, erklärten sie. Nun war Bafomet das provenzalische Wort für Mohammed. Daher hatten sie es auch verstanden. Die Anklage glaubte, ohne weiter nachzuforschen, damit ein entscheidendes Argument gegen jene, die sie zugrunde richten wollte, in der Hand zu haben: das Götzenbild der Templer — war Mohammed! Die Tempelritter aber hatten sich fast zwei Jahrhunderte lang mit Juden und Muselmanen in die heiligen Stätten geteilt, und das zumindest machte sie ihren Anklägern überlegen. Sie hatten ja den Pentateuch und den Koran gelesen und wußten, daß die beiden rivalisierenden Religionen es als Sakrileg betrachteten, dem Herrn, dessen unendliche Größe sogar verbot, seinen Namen auszusprechen, menschliche Gestalt zu verleihen. Geschweige denn das Bildnis eines einfachen Propheten zu verehren. Je öfter sie verhört wurden, desto abweichendere Beschreibungen gaben die Templer von dem angeblichen Götzenbild, bis auf einen Punkt: es handelte sich stets um einen Kopf.



CLEMENS V. Bertrand de Gotho
 Burdegalenus creat. die 5 Junij an. 1305
 Sedis an. 2 men 10 dies 16. Obijt die 20
 Aprilis an. 1314. Nec. Sed. an. 2 men 3 die.



Tafel VIII: Clemens V. Die Sitten der Templer waren ihm ein Dorn im Auge (oben). — Jacques de Molay, letzter Großmeister des Templersordens (unten)

Bekanntlich lautete der dritte Hauptpunkt der Anklage auf Anbetung eines Götzenbildes. Übrigens gab der Großinquisitor von Paris, Guillaume Humbert, den Untersuchungsrichtern bereits eine Beschreibung dieses Götzenbildes, bevor sie noch mit den Verhören begannen. Es war »der Kopf eines Mannes mit langem Bart«. Man warf den Templern vor, sie bezeichneten es als »Abbild des wahren Gottes, des einzigen, an den man glauben dürfe«.

Der Vorwurf der Götzenanbetung entbehrte nicht einer pikanten Note. Der Katholizismus stellte ja Gottvater stets als bärtigen Greis dar. Das Verbrechen des Ordens hätte also lediglich darin bestanden, seine Adepten nur das Haupt und nicht den ganzen Körper anbeten zu lassen . . .

Es stimmt, daß das angebliche Götzenbild den seltsamen Namen Baphomet trug, über den sich Generationen von Gelehrten den Kopf zerbrachen. Bereits zu Beginn der Untersuchung hatten ein paar südfranzösische Templer, subalterne, einfache Männer, den Namen preisgegeben. Sie hätten ihn von den Würdenträgern des Ordens nennen hören, erklärten sie. Nun war Bafomet das provenzalische Wort für Mohammed. Daher hatten sie es auch verstanden. Die Anklage glaubte, ohne weiter nachzuforschen, damit ein entscheidendes Argument gegen jene, die sie zugrunde richten wollte, in der Hand zu haben: das Götzenbild der Templer — war Mohammed! Die Tempelritter aber hatten sich fast zwei Jahrhunderte lang mit Juden und Muselmanen in die heiligen Stätten geteilt, und das zumindest machte sie ihren Anklägern überlegen. Sie hatten ja den Pentateuch und den Koran gelesen und wußten, daß die beiden rivalisierenden Religionen es als Sakrileg betrachteten, dem Herrn, dessen unendliche Größe sogar verbot, seinen Namen auszusprechen, menschliche Gestalt zu verleihen. Geschweige denn das Bildnis eines einfachen Propheten zu verehren. Je öfter sie verhört wurden, desto abweichendere Beschreibungen gaben die Templer von dem angeblichen Götzenbild, bis auf einen Punkt: es handelte sich stets um einen Kopf.

Zahlreiche Historiker haben aus diesen Abweichungen auf das Nichtvorhandensein des Baphomet geschlossen. Sie argumentieren ebenso wie bei den übrigen Hauptpunkten der Anklage: unter der Folter habe man die Angeklagten dazu gebracht, das zu sagen, was man hören wollte. Wie bereits aufgezeigt, wird durch die Anwendung der Folter im Templerprozeß zwar zweifellos eine Reihe von Dingen erklärt, jedoch nicht alles. Und in diesem speziellen Punkt könnte man sogar annehmen, daß gerade die Abweichungen den Geständnissen eine gewisse Glaubwürdigkeit verleihen. Denn ausschließlich von den Anklägern diktierte Geständnisse wären ja gleichlautend gewesen. Die Ritter, die bekannten, mit eigenen Augen den Kopf gesehen zu haben, logen sicherlich zumeist aus Schmerz oder Angst. Aber daß sie alle diesen Kopf erwähnten, und zwar mit sämtlichen Anzeichen des Entsetzens, beweist wohl, daß sie zumindest innerhalb des Ordens davon als von dem am strengsten gehüteten Geheimnis hatten sprechen hören.

Und dann gab es ein Beweisstück, das bei den Historikern nicht die verdiente Wißbegier erregt hat. Es wurde im Temple von Paris am Morgen der großen Razzia gefunden: ein schöner Frauenkopf in Gold. Er war hohl und enthielt den Schädel eines kleinen Mädchens, der in einen Stoff in den Farben des Ordens eingewickelt war, mit der seltsamen, lakonischen eingestickten Aufschrift: »CAPUT LVIII m«.

Die Chronisten, die darüber berichtet haben, vermuten, es handle sich um eine Reliquie. Dazu wäre zu sagen, daß es durchaus unüblich ist, die verehrungswürdigen Überreste der Heiligen mit Seriennummern zu kennzeichnen. Übrigens waren sowohl Ankläger wie Angeklagte außerstande, sie zu identifizieren. Über denjenigen, der den Untersuchungsbeamten diesen merkwürdigen Gegenstand überreichte, wird noch zu sprechen sein . . .

Unter den vielen unklaren Aussagen, die sich auf den mysteriösen Baphomet beziehen, verdienen zwei besondere Aufmerksamkeit: die der Templer Antoine de Verceil und Hugues du Faure.

Verceil hatte vierzig Jahre hintereinander das Amt eines No-

tars beim Templerorden in Syrien innegehabt. Als er wie die anderen über das Götzenbild und seine Bedeutung befragt wurde, erklärte er, die Templer in Syrien erzählten hierzu folgende merkwürdige Geschichte:

Ein Edelmann aus Sidon hatte sich in ein junges Mädchen verliebt, die ihm jedoch durch den Tod entrissen wurde, bevor er sie erringen konnte. Am Abend der Beerdigung öffnete der Ritter, toll vor Begierde, das Grab und befriedigte seine Leidenschaft an dem Leichnam der Jungfrau. Dann sprach eine geheimnisvolle Stimme von irgendwoher zu ihm: »Kehre in neun Monaten hierher zurück. Du wirst einen Kopf vorfinden, die Tochter eines Tuns. Trenne dich niemals von diesem Kopf, denn er wird dir alles geben, was du nur wünschen kannst.« Zu dem genannten Zeitpunkt öffnete der Ritter abermals das Grab und fand zwischen den von Fleisch entblößten Schenkeln der Toten einen Kopf, mit dessen Hilfe er Wunder vollbrachte.

Erstaunlicherweise erzählte Hugues du Faure, der in einer anderen Stadt von anderen Beamten als Verceil verhört wurde und diesen nicht kannte, dieselbe Geschichte. Er hatte sie von Templern aus Zypern erfahren.

Die Inquisitoren waren vermutlich enttäuscht von den Aussagen der beiden, die erklärten, sie hätten das Götzenbild, diesen Angelpunkt der Anklage, nicht gesehen und könnten es daher auch nicht beschreiben. Für uns aber, die wir aus der Religionsgeschichte einiges über die symbolische Interpretation der Göttermythen erfahren haben, ist das Motiv der Legende, welche die wohlinformierten Templer über diesen berühmten Kopf in Umlauf setzten, höchst interessant.

Zwei Angeklagte, die in keinerlei Beziehung zueinander standen, konnten eine solche Legende unmöglich erfinden. Also mußte diese wohl innerhalb des Ordens überliefert worden sein. Was aber mochte jene Fabel aus dem Orient bedeuten, die auf den ersten Blick nur die abstoßende Geschichte eines Nekrophilen zu sein scheint?

In Ermangelung von weiteren Informationen hätten wir auf eine Erklärung verzichten müssen. Nun berichtet aber ein Zeit-

genosse der Templer — der englische Dichter Roger of Hoveden, der 1201 starb — dieselbe Legende. Allerdings ist er genauer und damit auch klarer: bei ihm heißt nämlich die vergewaltigte Jungfrau Yse.

Sofort erkennen wir nun die unsterbliche Allegorie von den Geliebten der Isis wieder. Wer es wagt, ihren Schleier zu lüften und ihre verborgenen Geheimnisse zu enthüllen, wird den Gipfel des Wissens und der Macht erreichen. Eine siebenundvierzig Jahrhunderte alte Allegorie zum Thema der Erkenntnis, auf die alle späteren zurückgehen: der Baum der Erkenntnis, dessen Frucht jeden, der von ihr kostet, den Göttern ähnlich macht; der Diebstahl des göttlichen Feuers durch Prometheus. Gemeinsames Leitmotiv aller religiösen Esoterik.

Die morbiden Einzelheiten der Legende bestätigen und präzisieren nur diese Interpretation. In alchemistischen Schriften des 14. Jahrhunderts taucht häufig die Formulierung auf: »Die *prima materia* wird aus dem Geschlecht der Isis gewonnen.« Man erkennt jetzt noch deutlicher, was dieser Kopf eigentlich ist und mit welcher Art von Tätigkeit sich der Ritter in Wahrheit befaßte. Die Legende gibt nun nicht nur eine allgemeine Allegorie über das Geheimnis der Erkenntnis, sondern weist vielmehr genauer darauf hin, daß dieses Geheimnis nach Ansicht vieler Zeitgenossen im Okkultismus zu finden sei.

Ist es jedoch glaubhaft, daß die Beamten der Inquisition im ganzen Abendland mobilisiert wurden, um mit skrupellosen Methoden das Geheimnis einer einfachen metaphysischen Metapher zu lösen? War dieser Kopf, der Wissen und Macht verlieh und in dessen Besitz man die Templer glaubte, wirklich nichts als ein gewöhnliches Götzenbild mit einer etwas verschwommenen Beziehung zu einer symbolischen Fabel? Oder war er im Gegenteil mit für jene Zeit außerordentlichen Eigenschaften begabt? Und warum trug er den seltsamen Namen Baphomet, für den auch in der Legende von Yse keine Erklärung zu finden ist?

Wir behaupten nicht, die endgültige Lösung für dieses Rätsel zu besitzen. Doch wie sollte man der Versuchung widerstehen, es mit einer Tatsache in Verbindung zu bringen, die nicht der Le-

gende, sondern der Geschichte angehört und die auch heute noch äußerst mysteriös ist?

Im Jahre 1003 verlor die Christenheit in Gerbert d'Aurillac ihr Oberhaupt und Frankreich seinen ersten Papst. Er war vier Jahre zuvor unter dem Namen Silvester II. inthronisiert worden. Zweifellos der bedeutendste Geist seines Jahrhunderts und eine ungewöhnliche Persönlichkeit.

Seine Herkunft bleibt dunkel. Manche sagen, er sei der Sohn einfacher Bauern, andere, er stamme von den Herzögen von Aquitanien ab. Fest steht, daß er, von seinen Eltern verlassen wie Moses, gefunden, aufgenommen und erzogen wurde, zwar nicht von ägyptischen Priestern, doch zumindest von den Mönchen von Aurillac, die als ebenso gelehrt galten. In dem Kloster in der Auvergne entwickelte sich Gerbert zu einem glänzenden, wenn auch eigenwilligen Schüler. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er floh und sich ganz allein auf den Weg nach Spanien machte. Der entlaufene Mönch war von verbotenem Wissensdurst geplagt. Die Araber besäßen den Schlüssel zu vielen Geheimnissen, hieß es, die die braven, naiven Mönche für Teufelswerk hielten. Die Legende berichtet, Gerbert habe auch seine neuen Lehrer rasch überflügelt. Nur ein alter arabischer Gelehrter sei ihm überlegen geblieben, denn er besaß ein Buch über die Zahlen mit dem Titel »Abacum«, das ihm magische Kräfte verlieh. Da er es sich nicht ausleihen konnte, verführte Gerbert die Tochter des Alten und stahl mit ihrer Hilfe das Buch unter dem Kopfkissen seines Lehrers. Darauf folgte eine abenteuerliche Flucht. Das »Abacum« aber gibt es wirklich. Neben der »Ars subtilissima Arithmeticae«, der »Geometrie«, dem Buch über das Schachspiel und der umfangreichen Abhandlung über Maße und Gewichte steht es unter den zwei Dutzend genialen mathematischen Werken, die Gerbert d'Aurillac hinterlassen hat, in den Bibliotheken. Außerdem verdankt ihm das Abendland die Einführung der arabischen Ziffern.

Ähnlich ist die Karriere, die der entlaufene Mönch machte. Durch Betrug Erzbischof von Reims geworden, wurde er deshalb exkommuniziert und vom Heiligen Stuhl mit dem Bann belegt.

Bald darauf wurde er Nachfolger eben des Papstes, der ihn verurteilt hatte. Einen solchen Aufstieg vermochten sich die meisten nicht anders zu erklären, als durch einen Pakt mit dem Teufel.

Und was hätte man Papst Gerbert wohl nicht zugetraut? »Er stellte selbst die Magie der vergangenen Jahrhunderte in den Schatten«, schrieb der Chronist William of Malmsbury voller Entsetzen, doch mit einem bewundernden Unterton. Man erzählte sich, auf dem Marsfeld bei Rom gäbe es ein Standbild aus Eisen und Bronze, das den Zeigefinger der rechten Hand ausstreckte und auf dessen Stirn geschrieben stand: »Schlage hier!« Jedermann schlug nun zu, ohne daß sich irgend etwas ereignete. Gerbert aber beobachtete, daß der Schatten des Zeigefingers genau um die Mittagstunde auf einen Punkt am Boden wies. Nachts kehrte er zu der Stelle zurück, grub, von einem Pagen unterstützt, nach und fand den Eingang zu einem unterirdischen Schloß. Auf diese Geschichte folgten weitere Berichte von erstaunlichen Begebenheiten, ein Beweis, wie ungeheuer stark Gerbert die Phantasie seiner Mitmenschen beschäftigte.

Dieser Einfluß war auf die bemerkenswerten Erfindungen des gelehrten Papstes zurückzuführen. Er konstruierte ein Astrolab, die erste Pendeluhr und eine Wasserorgel. Eine wahrhaft phantastische Schöpfung des Papstes Gerbert aber offenbart die »Patrologie latine«, eine Gesamtausgabe der Kirchenväter, die der Abbé Jacques-Paul Migne veröffentlicht hat. [63]

Gerbert wandte die geheimen Kenntnisse, die er von den Arabern erworben hatte, an und goß in dem Augenblick, da alle Planeten ihre Laufbahn beginnen, einen Kopf in Kupfer. Dieser Kopf nun konnte mittels einer unbekanntenen Vorrichtung alle ihm gestellten Fragen mit »Ja« oder »Nein« beantworten und ihm die Zukunft voraussagen. Der Papst verriet das Geheimnis des Automaten nicht, sondern sagte nur, es sei im Grunde ganz einfach, da es lediglich auf einer Rechnung mit zwei Zahlen beruhe.

Heute gibt es überall Elektronengehirne — Maschinen, die denken können. Zu Beginn des 11. Jahrhunderts jedoch mußte der sprechende Kopf, den der Papst erfunden hatte, als furchtbares

Teufelswerk erscheinen. Nach Gerberts Tod zerstückelte man seinen Leichnam, warf ihn auf einen Ochsenkarren, um ihn an der Stelle zu begraben, wo die Tiere von selber stehenbleiben würden. Angeblich befolgte man damit die Anweisungen des Verstorbenen, der in seiner letzten Stunde seinen Pakt mit dem Teufel habe sühnen wollen.

Zufällig aber blieben die Ochsen vor der Lateranskirche stehen. Dort wurde Gerbert beigesetzt. Lange Zeit war der Name Silvester II. von der Liste der Päpste gestrichen. An seiner Stelle stand Agapitus. Nur die Templer, die ja immer aus der Reihe tanzten mußten, hielten sein Andenken hoch in Ehren und betrauertem in ihren Geheimstatuten (Erster Teil, Artikel 18) »die Kirche des wahren Christus in den Zeiten von Papst Silvester«. Und den sprechenden Kopf, so wurde laut verkündet, habe man sofort nach dem Tod des Teufelspapstes vernichtet.

Merkwürdigerweise existierte dieser Kopf aber zwei Jahrhunderte später immer noch und machte seinen gelehrten Besitzern sehr zu schaffen. In mehreren zeitgenössischen Texten heißt es, der berühmte englische Franziskaner Roger Bacon, Astrologe und Alchemist, Erfinder des Schießpulvers, den die Päpste Innozenz IV. und Nikolaus III. in unbegreiflichem Zorn ins Gefängnis werfen ließen, habe ihn besessen. Der »Doctor mirabilis« Bacon gab ihn an Albertus Magnus weiter, den berühmten deutschen Magier, der an der Sorbonne der Lehrer des Thomas von Aquin war. Albertus Magnus starb 1280. In der Blütezeit des Templerordens verliert sich die Spur des sprechenden Kopfes, jener Wundergabe der Araber an den seltsamsten Heiligen Vater, der je gelebt hat.

Die Etymologie des Wortes Baphomet war Gegenstand verschiedener Hypothesen. Sie wetteiferten alle darin, die geheimnisvolle Vokabel als Hieroglyphe zu deuten. Kürzlich stellten einige Fachleute fest, die Ableitung aus dem arabischen Ouba El Phoumet, das heißt: Mund des Vaters, sei am einleuchtendsten. Es bleibt jedem überlassen, daraus seine Schlüsse zu ziehen.

Was wurde aus dem Templerorden, nachdem er durch den Gewaltstreich des Königs dezimiert und von der Kirche verurteilt worden war?

Manche behaupten, er habe nie aufgehört, im Schatten weiterzuleben, und jedes Unglück, das seit seinem Sturz in Frankreich dem Thron oder der Kirche widerfahren sei, lasse sich als geheimer Racheakt der Templer deuten. Es erübrigt sich wohl zu betonen, daß eine solche Auslegung nicht mehr in den Bereich der Geschichte, sondern des Romans fällt. Da ihnen auch der kleinste Beweis für ihre Behauptung fehlt, lassen die phantasievollen Autoren die Templer einfach als Geister auftauchen, die Jeanne d'Arc verbrennen und Ludwig XVI. guillotinierten, wohlverstanden durch Mittelspersonen.

Andere wiederum halten es für bequemer zu erklären, der Orden sei ebenso schnell verschwunden wie der Rauch der Scheiterhaufen. Ein kürzlich erschienenen Werk von Albert Ollivier zum Beispiel endet mit dem kategorischen Satz: »Der Temple hat einen Fall hinterlassen, kein Erbe.«

Wie so oft, scheint die Wahrheit in der Mitte zu liegen. Wenn der Orden als bestehende Körperschaft auch den Keulenschlag, den man ihm in Frankreich, seinem Hauptsitz, durch Clemens V. und Philipp den Schönen versetzte, nicht überlebte, so behandelten ihn doch die Herrscher in anderen Ländern weniger gewaltsam. So in Deutschland, mehr noch in England und vor allem in Portugal, wo der Temple unter dem neuen Namen Christusorden praktisch intakt geblieben war und noch zwei Jahrhunderte später sein Kreuzbanner stolz auf den Karavellen Vasco da Gamas und Magellans hissen konnte. Selbst in Frankreich begaben sich zahlreiche Templer, einzeln oder in kleinen Gruppen, in ein Untergrunddasein, auf das sie, wie wir gesehen haben, seit langem vorbereitet waren. Sie verteilten sich auf verschiedene Mönchsorden, öfter noch auf Gilden und Zünfte, wohin sie die Gewöhnung an ein tätiges Leben und die Notwendigkeit, ihren

Unterhalt zu verdienen, führten. Man schätzte ihre Kenntnisse hoch, und sie übten großen Einfluß aus.

Unter dieser Perspektive lassen sich die Behauptungen mancher Gesellschaften und Vereinigungen, sie stammten in direkter Linie vom Tempelritterorden ab, besser beurteilen. Das gilt vor allem für manche Freimaurerlogen, deren Ursprünge strittig sind.

Als Geheimgesellschaft mit philosophischem Charakter, wie wir sie heute kennen, wurde die Freimaurerei erst 1717 in England von Intellektuellen gegründet. Den meisten Historikern genügte dies, um jede Art von Verbindung zwischen dieser spekulativen Freimaurerei und den alten Gilden der Maurer und Steinmetze zu leugnen, die nichts als den Namen miteinander gemein hätten.

Diese klassische These ist trotzdem nicht ganz stichhaltig. Es ist schwierig einzusehen, daß die moderne Freimaurerei aus reiner Phantasie Namen, Traditionen und Symbole von einer alten Gilde entliehen haben sollte. Vor allem aber ist ein Gegensatz von »Arbeit« und »Spekulation«, von Technik und Ideologie völlig willkürlich. Kürzlich erschienene Werke beweisen, daß bereits die römischen Handwerkerkollegien einander insgeheim nicht nur technische Methoden, sondern auch spekulative Traditionen — magische, religiöse, philosophische — weitergaben, was ihnen die Unterdrückung durch die Cäsaren eintrug. Im Mittelalter war das gesamte Schaffen Riten unterworfen, von Symbolen bevölkert, mit Kosmogonie durchtränkt. Insbesondere die Baukunst erforderte von jeher die Zusammenarbeit von Handwerkern, Künstlern und Gelehrten. Die mittelalterlichen Gilden waren keineswegs reine Arbeitsgenossenschaften. Die Behauptung, die Erbauer der Kathedralen, vom Architekten bis zum Maler und Bildhauer, seien nicht durch spekulative Beschäftigung — eine bestimmte Konzeption vom Menschen, von der Welt und von Gott — inspiriert worden, läßt sich keine Sekunde aufrechterhalten. Im Gegensatz zu der gängigen Ansicht haben diese Gilden übrigens von Anfang an Intellektuelle und hochgestellte Persönlichkeiten als Ehrenmitglieder aufgenommen. Aus dem rein spekulativen Charakter der modernen Freimaurerei wäre also

keineswegs zu schließen, daß sie nicht aus den Gilden hervorgegangen ist, sondern nur, daß die soziale Evolution im 18. Jahrhundert das alte System der Gilden zunichte machte.

Zu Beginn des 12. Jahrhunderts begannen sich die Gilden der Baumeister von den Mönchsklöstern zu lösen, mit denen sie bis dahin verschmolzen waren. Seitdem zeigen sie bestimmte Merkmale, die sich sechshundert Jahre später bei der modernen Freimaurerei wiederfinden: Einweihung, Geheimhaltungspflicht, esoterische Lehren. Das führte mehrmals zu ihrer Verurteilung, wie es später den Freimaurern durch die katholische Hierarchie geschah.

Einweihung und Geheimhaltung rein beruflichen Charakters hätten diese Verurteilungen nicht gerechtfertigt. Die erste erfolgte bereits 1189, die letzte wurde 1655 ausgesprochen. Sie geschah übrigens ausdrücklich wegen »gottloser, schändlicher und abergläubischer Praktiken«, das heißt mit deutlichen Worten, wegen Esoterik.

Das ist durchaus nicht erstaunlich. Seit Beginn des Mittelalters, lange vor den Kreuzzügen, machten sich durch die Mauren in Spanien nichtchristliche Einflüsse auf die sakrale Architektur bemerkbar. In Frankreich zeugen die ersten romanischen Bauwerke davon. In der Gotik zeigen die Heiligenbilder der Kathedralen, daß die Hermetik, und insbesondere die Alchimie, den Baumeistern geläufig war. Man sieht also, wie falsch es ist, die Beschäftigung mit der Hermetik ausschließlich der modernen Freimaurerei zuzuschreiben, in die sie durch den englischen Altertumssammler und Alchimisten Elias Ashmole im 17. Jahrhundert eingeführt worden sei. In Wirklichkeit war sie bereits im Mittelalter weit verbreitet. Wie der bedeutende Kenner des Mittelalters, Etienne Gilson, schrieb: »Eine Sache verstehen und erklären, bestand für den Denker jener Zeit darin, zu beweisen, daß sie das Symbol oder das Zeichen einer tieferen Wahrheit war, daß sie etwas anderes verkündete oder bedeutete.«

Nun waren die durch die Schule der Zisterzienser geprägten Tempel von Anfang an große Baumeister. Wie die anderen Mönchsorden unterstützten sie die Bildung von Laienbruder-

schaften der Baumeister. Diese Bruderschaften waren häufig innerhalb des Ordensgebietes ansässig. Sie profitierten von dessen Sonderrechten und Freiheiten. Ohne jeden Zweifel nahmen sie hermetische Gedankengänge in sich auf, die sich allmählich unter dem Einfluß des Orients bei ihren Schutzherrn entwickelten. Und als diese nach der Katastrophe bei ihnen Zuflucht fanden, ließen sie das hermetische Gedankengut weiterleben.

Wohlverstanden, der Kult, den die sogenannte »strikte Observanz« der Freimaurer mit dem Andenken der Tempel in Form von angeblich ererbten Legenden, Traditionen und Riten treibt, beweist keineswegs ausreichend, daß eine tatsächliche Verbindung zwischen beiden besteht.

Andererseits ist das Mißtrauen der Historiker begrifflich. Denn wie wir bald sehen werden, hat das von Geheimnis umwobene Erbe des Tempelritterordens zu einigen betrügerischen Versuchen geführt, es zu erschleichen. Und schließlich ist es in jedem Fall schwierig, die Behauptungen von Vereinigungen zu überprüfen, die es sich zur Regel gemacht haben, ihre Archive und Urkunden für sich zu behalten.

Die heftigsten Gegner der Freimaurer unter den Schriftstellern begeben sich auf das Gebiet der reinen Legende, wenn sie schreiben, »der Tempelorden lebt fort unter dem Deckmantel der Freimaurerei«, eine Behauptung, die bis zu den seriösen Historikern der Freimaurerei nur Lächeln erweckt. Wiederholen wir: die gewaltige Organisation des Tempelritterordens wurde vollständig zerschlagen und ist nie wieder aufstanden.

Alle Mythologie beiseite gelassen, hat die spekulative Freimaurerei jedoch fraglos über die Baumeistergilden teilweise die Lehren des Tempelordens in ihre Konzeption aufgenommen, adaptiert und integriert.

In diesem Punkt möchten wir uns dem Fazit des Historikers Paul Naudon anschließen, das er in seinem bemerkenswerten Werk über »Die religiösen und korporativen Ursprünge der Freimaurerei« zieht: »Ohne von einer vorgefaßten Meinung auszugehen, mußten wir zu dem Beweis gelangen, daß gewisse als feststehende Tatsachen geltende Anschauungen trotzdem jeder Grundlage ent-

behren. Wir haben das in voller Objektivität festgestellt. Dieselbe Objektivität hat uns nun umgekehrt zu der Schlußfolgerung geführt, daß bestimmte Legenden, die bei nüchternen Geistern jede Glaubwürdigkeit verloren haben, in Wahrheit auf seriöser Grundlage beruhen. Auch das haben wir aufrichtig anerkannt. Hierzu gehören vor allem die auf die Templer zurückgehenden Ursprünge der Freimaurerei. Wir waren selber geneigt, darin nur eine Fabel zu erblicken. Jetzt sind wir auf Grund der vorhandenen Beweise überzeugt davon, daß der Templerorden den Ausgangspunkt für die operative Freimaurerei bildet. Wir wollen präzisieren, daß wir nicht so weit zu gehen beabsichtigen, die heutigen Freimaurer zu Überlebenden des untergegangenen Ordens zu machen.«

DER SCHWANK

Am 18. März 1808 bot die Kirche Saint-Paul in Paris einen ungewohnt feierlichen Anblick. Sie war ganz mit weißem, von roten Kreuzen übersättem Stoff ausgeschlagen.

Vor dem großen Portal waren mehrere Bataillone der kaiserlichen Infanterie als Ehrengarde aufmarschiert. Im Schiff mischten sich hohe Offiziere in Traueruniform unter die Gläubigen und Schaulustigen.

Vor dem Hauptportal zelebrierte Diakon Pierre Romain die Messe. Seine schlichte Dalmatika bildete einen vorteilhaften Gegensatz zu den prächtig gewandeten Leuten, die sich würdevoll im Chor niederließen. Sie trugen Pelzmäntel, die an der linken Schulter mit einem roten Kreuz geschmückt waren. Ihre Ordensschärpen waren mit Troddeln besetzt, die unweigerlich an Gardinen erinnerten, und auf ihren Hermelinbaretts thronten goldene Agraffen wie Kanarienvögel.

Einer jedoch übertraf alle anderen durch seine Würde und seinen Glanz. Das goldene Diadem, das an Stelle des Baretts auf

seinem dunkelbraunen Haupt prangte, die hohen Absätze seiner Stiefel aus rotem Juchtenleder bemäntelten geschickt seinen kleinen Wuchs. Um den Hals trug er eine Schnur aus einundachtzig Perlen und eine Art Amtsdienerkette. Die eine Hand ruhte auf dem mit Rubinen besetzten Schwertgriff, die andere hielt ein Zepter, dessen Spitze ein Globus und ein Kreuz zierten, höchstes Attribut seiner Würde. Das war Bernard-Raymond de Spolète, Nachfolger des Apostels Johannes, oberster Priester, Patriarch und Großmeister des wiedererstandenen Tempelritterordens, diesem Gedenktag an die Hinrichtung von Jacques de Molay schuldig.

Bernard-Raymond Fabré-Palapatrat hatte selbst in den Tagen, als er sich Doktor titulieren ließ, nur den bescheidenen Beruf eines Hühneraugenoperators in seinen heimatlichen Pyrenäen ausgeübt. Er wurde es zweifellos müde, immer zu Füßen der Menschen zu sitzen, und beschloß, sich an die Spitze einer phantastischen Mystifikation zu stellen. Eine unterhaltsame Geschichte, über die man jedoch nicht allzu sehr lachen sollte. Denn der Fall der Neotempler war keineswegs bloß eine harmlose Posse, sondern wurde zum seltsamsten Intrigenspiel des ganzen 19. Jahrhunderts.

Das Ganze hatte in den Anfangszeiten des Konsulats begonnen, als in Paris ein Verein mit dem höchst prosaischen Namen »Gesellschaft zum Lendenbraten« gegründet wurde. Man muß seinen Mitgliedern insofern Gerechtigkeit widerfahren lassen, als sie mit den Templern zumindest die Vorliebe für gutes Essen und Trinken gemeinsam hatten, wie auch ihr Name offen bekundete. War es nun die sehr entfernte Verwandtschaft dieser Bankette mit den christlichen Liebesmählern der Antike, die — unter dem Einfluß des guten Weines — einem ihrer Mitglieder namens Radix de Chevillon eine grandiose Idee eingab? Man weiß es nicht. Tatsache ist jedoch, daß eben dieser Radix 1804 proklamierte, der Tempelritterorden lebe immer noch in Gestalt des »Lendenbratens«, er habe auch nie aufgehört zu existieren, und er, Radix, sei direkt von dem soeben verstorbenen letzten Großmeister, dem Herzog von Cossé-Brissac, zu dessen Nachfolger ernannt worden.

Radix verschwand noch in demselben Jahr, nachdem er auf

ungeklärte Weise seine Vollmachten auf Bernard-Raymond Fabré-Palaprat übertragen hatte. Durch den Hühneraugenoperateur wird das Unternehmen rasch vergeistigt. Lendenbraten kommt nicht mehr in Frage. Beweise für die Kontinuität des Templerordens? Da ist zunächst einmal der Schatz: eine schwarzweiße Fahne, eine Sturmhaube und ein Schwert, von denen behauptet wird, sie hätten Jacques de Molay gehört, ein paar ausgedörrte Knochen, die — so schwört man — auf dem Scheiterhaufen gesammelt worden seien. Vor allem aber gibt es das »Levitikon«. Das ist der Titel einer Übertragungsurkunde. Sie ist griechisch auf Pergament geschrieben und trägt die Unterschriften sämtlicher Großmeister, die einander ohne Unterbrechung gefolgt sind, nachdem der Orden von der Bildfläche verschwand.

Das »Levitikon« ist übrigens — dessen sind sich seine Besitzer gewiß — nur die getreue Kopie eines Dokumentes, das aus dem Jahre 400 datiert. Denn, so steht darin geschrieben, der Orden stammt nicht etwa von Hugues de Payen, wie die Laien annehmen, sondern geht viel weiter zurück. Jesus Christus selber war der erste in einer langen Reihe von Großmeistern, die wie eine Eiche von Jahrhundert zu Jahrhundert gewachsen ist und nun in Bernard-Raymond Fabré-Palaprat gipfelt.

Wer würde es wagen, die Glaubwürdigkeit des »Levitikon« anzuzweifeln? Hat nicht Abt Gregor, ehemaliger Bischof von Blois, soeben seine gelehrte »Geschichte der religiösen Sekten« vollendet und, von mehreren Wissenschaftlern bestätigt, erklärt, es enthalte »alle Anzeichen der Authentizität«?

Im Besitz einer solchen Inkunabel erlebt der neuartige Templerorden einen ungeahnten Erfolg. Sicher öffnet er seine Pforten nicht umsonst. Ritterurkunden, Titel wie der eines Großpriors von Monomatapa — keine Erfindung —, die das Recht auf Siegel und Wappen verleihen, machen sich bezahlt, und nicht gerade schlecht. Bei der Verleihung wird gleich eine Liste der Lieferanten mitgegeben, bei denen der Anwärter Abzeichen, Medaillen und Insignien des Ordens beziehen kann, wie die Zeremonienkleidung, die wirklich prachtvoll ist. Auserlesene neue Mitglieder strömen in Scharen herbei: der Herzog von Choiseul-Praslin gehört zu den

Stars des Ordens, bevor sein Name durch die Zeitungen gezogen wird. Der Erzbischof von San Domingo, Monsignore Mauviel, wird Primas und Präsident des Ministerrats von Fabré-Palaprat.

Selbst Napoleon interessiert sich eingehend für den Fall. Ob er an die unter Fanfarengeschmetter von dem Hühneraugenoperateur und seinen Helfershelfern proklamierte Legitimität des neuen Templerordens glaubte, ist ungewiß. Allerdings kannte er die Geschichte des Temple, wie wir sehen werden, sehr genau aus den Urkunden. Doch der junge General Bonaparte hatte in Italien häufig Geheimgesellschaften besucht und vermochte ihre politische Bedeutung zu ermessen. Später handelte er äußerst geschickt, als er seinen Minister Fouché unterderhand ein Unternehmen fördern ließ, das trotz allem eine Doppelrolle spielen könnte, nämlich einerseits die Freimaurerei, andererseits den Vatikan zu schwächen. Deshalb bot er auch bei jeder von Fabré inszenierten Vorstellung seine alten Haudegen bereitwillig als Ehrengarde an. 1815 bricht das Kaiserreich zusammen. Die Polizei Ludwigs XVIII. verhaftet Fabré als »Agent des Usurpators«. Er kauft sich wieder frei durch das Versprechen, einen Dankgottesdienst zu Ehren der wiedergekehrten Bourbonen abzuhalten. Diese Messe findet statt, und das Unternehmen geht weiter. Jetzt tritt der Vicomte d'Asfeld auf.

Sein Titel entstammt derselben Quelle wie das oberste Pontifikat des Hühneraugenoperateurs. Als Sohn eines Schneiders in Pau heißt er in Wirklichkeit Latapie und betätigt sich erfolgreich als Abenteurer. Während des Kaiserreichs arbeitet er in Oloron unter dem Deckmantel eines Notariats als Spion für den Herzog von Wellington und verrät sich unvorsichtigerweise während der Hundert Tage. Die Rückkehr Napoleons zwingt ihn, sich den Titel eines Vicomte und die Tressen eines spanischen Brigadegenerals zuzulegen. Mit deren Hilfe begeht er einige erfolgreiche Betrügereien. Doch er hat Pech und wird verhaftet. Sein Sündenregister ist reichhaltig, er simuliert Geistesgestörtheit und wird freigelassen. Abermals ernennt er sich zum Vicomte, diesmal d'Asfeld und darüber hinaus zum Ritter Ludwigs des Heiligen — die Bourbonen sind ja wieder an der Macht.

Mit diesem neuen Rang läßt sich Latapie als Sekretär von Abt Gregor engagieren, überdies glänzt er als Veteran in der Ritterschaft des Großmeisters Fabr . Von einer angeblichen Reise in den Orient hat der falsche Vicomte ein Pergament mitgebracht, das wunderbarerweise eine Ergänzung des »Levitikon« darstellte und die Gründung des Ordens durch Jesus Christus bewies.

Nun erhält der Prsident der Dominikanischen Republik einen Brief von Abt Gregor, der ihn bittet, Monsignore Mauviel seine Grüße zu übermitteln und dem verdienstvollen Vicomte d'Asfeld eine jährliche Pension von 4000 Livres zu gewähren. Warum hatte auch der dominikanische Staatschef den unglücklichen Einfall, genauere Auskünfte von dem Abt zu erbitten, statt dessen Sekretär direkt ein Konto zu eröffnen? Das Schwindelmanover wird aufgedeckt. Der Abt und der Hühneraugenoperateur jagen den Vicomte weg.

Schonungslos, aber auch ohne Aufsehen, denn ein Skandal würde ja ein eigentümliches Licht auf die palographischen Fähigkeiten des Abtes Gregor und einen grausamen Schatten auf die Rechtschaffenheit Fabr s werfen. D'Asfeld weit das und greift zur Erpressung. Gegen den einen schreibt er ein Pamphlet, in dem er berichtet, wie er ihn mit seinem apokryphen Pergament genarrt habe. Gegen den anderen kündigt er ein Buch an, »Die Templer von 1830«, aus dem die Welt erfahren würde, daß der »Levitikon« selber eine grobe Fälschung des Großmeisters sei.

Werden die Neotempler diesmal an Lächerlichkeit zugrunde gehen? Keineswegs, sie waren noch nie in besserer Form. D'Asfeld treibt ein verwegenes Spiel. Er behauptet, die einzigen authentischen Archive des Ordens zu besitzen. Da er die Experten täuschen konnte, sei wohl bewiesen, daß er stärker ist als sie und daß man ihm bezüglich Urkunden trauen kann. Überdies hat er eine geniale Idee. Man mußt den Evastochtern schön tun, in ihrer Eitelkeit und Koketterie. So veröffentlicht er 1831 in »L'Encyclopédie moderne« einen Artikel, der offenbart, daß es von jeher weibliche Templer gegeben habe und nicht etwa x-beliebige: Jeanne d'Albret, Elisabeth von England, Christine von Schweden, Katharina II., Josephine Beauharnais (und das Gelübde der Keusch-

heit?), Madame de Stael . . . In einer Zeitung aus dem Jahre 1833 kann man folgenden Bericht lesen, denn das Fest geht weiter, immer mit Unterstützung der Behörden:

»Das Publikum wurde in den großen Saal geführt, die Anfahrtsstraen waren von teilweise berittener Gendarmerie flankiert. Innen wehten Trikoloren.

Im Hintergrund sah man die Fahne der Templer sowie das Bildnis von Jacques de Molay. Alte Rüstungen schmückten die Wandpfeiler. Um halb acht Uhr spielte das Orchester einen Kriegsmarsch, und der Grosprior des Ordens, Monsieur Besuchet, von drei Priestern begleitet, bestieg die Estrade. Die Ritter tragen das historische Kostüm, das man im Theatre Français besichtigen konnte. Im Namen der Ritter vom Tempierorden, die alle ihre blanken Schwerter zucken, erklärt der Grosprior, er nähme den Raum in Besitz, um hier den Gottesdienst der Urkirche zu zelebrieren und für Louis-Philippe zu beten. Darauf wurde der Großmeister Bernard-Raymond Fabr -Palaprat vorgestellt. Von den weiblichen Rittern, die den Titel Stiftsdame führen, wurde eine Kollekte veranstaltet. Dabei öffnete sich das lange einfarbige Gewand aus Musseline, das sie umhüllte, ein wenig.« [64]

1838 starb Fabr -Palaprat. An seine Stelle trat der Admiral Sidney Smith. Der neue Großmeister von Louis-Philippes Gnaden träumt von der großen Politik seiner mittelalterlichen Vorgänger. »Der Sieg von Algier eröffnet die Gestade Afrikas der Zivilisation«, erklärt der moderne Kreuzfahrer, überquert das Mittelmeer und versucht, die Oberhäupter der unterworfenen Mohammedaner für die Sache der Neotempler zu gewinnen. Seine Taschen sind gefüllt mit Orden und Ehrenzeichen. Die Annalen schweigen über das Ergebnis dieser psychologischen Offensive. Auch über die Tätigkeit der Neotempler in der zweiten Republik schweigen sie, da diese anscheinend sehr zurückhaltend waren . . .

Die Tage der »Junischlacht« fegen wie ein eisiger Wind über sie hin und erwecken sie wieder zum Leben. Jetzt bittet der Fürst von Chimay den Papst, das Dekret Clemens V. aufzuheben und den Neotemplern, die bereit seien, der Ketzerei Palaprats abzuschwören, in diesen gefährlichen Zeitläuften den Schutz des

Heiligen Stuhls zu gewähren. Doch bald ist Napoleon III. an der Macht. Sofort widmet ihm der Neotempler Philippe Bellot ein Gedicht. Er schildert darin das Alter und die Loyalität des Ordens, der die überkommenen Regeln, das Banner und den Glauben als »kostbare Güter« hütet. Gleichzeitig erinnert er den »natürlichen Erben des großen Napoleon, Frankreichs neuen siegreichen Apoll«, daran, daß auch sein Ahnherr dem Orden Schutz angedeihen ließ.

Wie man sieht, sind die besten Späße nicht immer die kürzesten. Der Scherz der Neotempler erreicht jedenfalls am 6. Juli 1857 seinen Höhepunkt. An diesem Tag läßt Seine Majestät König Georg V. von Hannover den Würdenträgern des Ordens ein offizielles Schreiben durch seinen Gesandten, den Grafen von Szapary, übermitteln. Er teilt darin mit, daß er geruhe, in seinen Ländern die Würde des Großmeisters dieser außergewöhnlichen Vereinigung, die aus der Gesellschaft zum Lendenbraten hervorging, anzunehmen...

Das war zwar schön, aber auch der Schwanengesang. Die Welt drehte sich jetzt im Rhythmus der Maschinen und nicht mehr im Walzertakt. Ein neues Rittertum entstand — das der Aktiengesellschaften. Und in Paris erhoben sich die Säulen eines neuen Tempels — der Börse. Das goldene Zeitalter der von Balzac geschaffenen Figur des Rastignac war vorbei. Um das Jahr 1870 gehen ein paar Spätlinge vergebens von Tür zu Tür und bieten Urkunden, Fahnen, ausgebleichte Knochen und alte Sturmhauben an. Sie werden überall abgewiesen und begnügen sich damit, diesen sonderbaren Schatz den staatlichen Archiven zu übergeben, wo man ihn heute noch besichtigen kann. Der Kriminalroman der Neotempler war in einer Gesellschaft entstanden, die zunehmend an Boden verlor, und fand keine Anhänger mehr in einer späteren, die ihrer selbst sicher war und unbeschwert ihrer »belle époque« entgegenschritt.

Anscheinend sind in jüngster Zeit die Geister des Vicomte d'Asfeld und des unaussprechlichen Fabré-Palaprat wiederaufstanden, um Männer, die über großen Plänen brüten, zu necken.

Zum Beispiel den »Ritter X«, der in einer Zeitschrift schreibt: »Die Orden wurden beinahe zur einzigen Zuflucht der Heimwehkranken bis in die allerletzten Jahre, wo das Ritterideal eine machtvolle Wiedergeburt erlebt... Manche alten Orden haben die Berufung empfangen, mitunter bereiten sich auch Neugründungen vor. Freiwillig aber verzichten wir zumindest auf zwei Orden. Das moderne Rittertum lehnt den oberflächlichen Charakter und das Getöse des 19. Jahrhunderts ab. Es zieht der Reklame das Wirken in der Stille vor.« [65]

Der Drache von Tarascon taucht immer wieder auf und mit ihm die Tartarins, die sich in die Rüstung St. Georgs werfen.

Vor wenigen Monaten wurde ich eingeladen, der Aufnahme eines Templers beizuwohnen. Es gab sie also immer noch? Und ich sollte die Chance haben, vermutlich hinter einem Vorhang versteckt, die Geheimnisse ihrer Einweihungsriten zu ergründen, über die ich gerade schreiben wollte? Unter den Kuppeln irgend-einer Komturei, die für eine Nacht ihrer einstigen Bestimmung zurückgegeben wurde, würde ich einer Aufnahmezeremonie beiwohnen, die trotz der Scheiterhaufen erhalten gebliebenen Riten beobachten und vielleicht sogar den goldenen Kopf des Baphomet aufblitzen sehen. Als man mir den Namen des Anwärters mitteilte, erreichte meine Neugierde den Höhepunkt: es war Don Jaime de Mora y Aragon, der Bruder der Königin von Belgien.

Seine Aufnahme in den »Souveränen Orden der Ritter vom Tempel von Jerusalem« fand in den Salons des Hotels »George V.« statt, in Gegenwart von über hundert Journalisten. Don Jaime hat Ähnlichkeit mit seinem Landsmann Salvadore Dali. Eine Zigarettenspitze in den Fingern, sprach er von der Auerhahnjagd, hielt eine Lobrede auf General Franco und nahm huldvoll die Ordensinsignien entgegen.

Er spuckte nicht auf das Kreuz, in den Whisky übrigens auch nicht.

Das am Ende einer langen Abenteuerfahrt vernichtete Schiff des Templerordens übt die gleiche Anziehungskraft aus wie die Galeonen, die mit ihrer geheimnisvollen Fracht untergegangen sind. Man träumt von ihm, ohne auch nur die Augen zu schließen, da ja die Schatzinsel in Frankreich liegt und jede Provinz dem Blick steinerne Trümmer bietet, über denen einst das Banner der Ritter wehte. Welche ehemalige Komturei hätte nicht schon den Besuch eines der zahllosen, mit Wünschelrute oder Pendel bewaffneten Geisterseher erhalten, die dem widerspenstigen Boden hartnäckig den berühmten Templerschatz zu entreißen suchten? Über keinen Schatz wurde so viel Tinte verspritzt, keiner hat so die Phantasie erhitzt und so zahlreiche Hirngespinnste erzeugt.

Zu jener Zeit, die uns beschäftigt, hatte sogar das Wort Schatz einen Doppelsinn. Der Schatz eines Landes, einer Gemeinschaft, einer Familie umfaßte ebenso die Archive, die Zeugnis von seiner Tradition ablegten, wie den Besitz in Edelmetallen. So vereinigte Philipp der Schöne die offiziellen Dokumente in einem »Urkundenschatz« und schuf gleichzeitig den »Staatschatz des Louvre«, wo die Barbestände des Staatsvermögens aufbewahrt wurden.

Sobald der Temple von Paris zum Stammhaus geworden war, barg er einen zweifachen Schatz: einmal die Papiere des Ordens und zum anderen seine Geldbestände. Das wissen wir. Henri de Curzon hat es im vorigen Jahrhundert unwiderlegbar in seinem grundlegenden Werk festgestellt, das er der Pariser Festung der Tempelritter widmete.

Nun ist allen — und es sind ihrer Legionen —, die sich mit den Akten des Templerfalles beschäftigt haben, ein merkwürdiger Widerspruch aufgefallen.

Der Templerorden war eine internationale, souveräne Organisation, deren religiöses, militärisches und finanzielles Wirken beinahe zwei Jahrhunderte lang zwei Kontinente umspannte. Sie besaß zweifellos Archive in Hülle und Fülle. Sicher wurden diese gut geführt, aus denen anderer geistlicher Orden zu schließen, zu-

mal man gerade im 13. Jahrhundert begann, Dokumente systematisch zu ordnen und aufzubewahren.

Trotzdem besitzen wir nur ganz wenige Papiere, die aus dem Templerorden selber stammen: drei Kopien seiner offiziellen Regel (gegenüber dreizehn der Hospitaliter), einige Urkundenbücher aus der Provinz, zwei Rechnungsbücher, jedoch kein wichtiges Dokument, keine diplomatische Urkunde und vor allem kein einziges Protokoll der Generalkapitel, die über manche Ritterorden wie den vom Goldenen Vlies so genaue Aufschlüsse geben. Wir würden aus ihnen direkt etwas über die dunklen Geheimnisse erfahren, die man auch nach sechs Jahrhunderten nur mutmaßen kann.

Einige Forscher vertreten die Meinung, die Dokumente des Ordens würden größtenteils im Vatikan unter Verschluss gehalten. Da dieser Staat als einziger der Welt niemals seine Bilanz oder seine Archive veröffentlicht, muß seine Geheimbibliothek erhalten, und das oft zu Recht, wenn den Historikern die Unterlagen fehlen. Im Fall der Templer jedoch trifft das nicht zu. Nach der Einnahme von Rom nämlich ließ Napoleon, der sehr interessiert war, in den Archiven des Vatikans alles, was damit zusammenhing, beschlagnahmen. Dieses Dossier wurde nach Abschluß des Konkordates dem Papst zurückgegeben. Doch inzwischen hatten sich mehrere Gelehrte damit befaßt und einen Katalog zusammengestellt, aus dem einwandfrei hervorgeht, daß der Heilige Stuhl nicht im Besitz der Archive des Temple ist. Allerdings bewahrt er einige Prozeßakten auf, die für uns von allergrößtem Interesse sind, wie wir noch sehen werden.

Philipp den Schönen kann man ebenfalls nicht für das Verschwinden der Archive verantwortlich machen. Eine solche Aktion hätte ihn ohne Frage kompromittiert, falls die Templer unschuldig waren, wenn auch weniger, als man annimmt, da er die Papiere ja nur unter Verschluss zu halten brauchte. Doch selbst dann hätte er sie bestimmt im »Urkundenschatz« deponiert, wie er es mit allen in seinen Händen befindlichen offiziellen Dokumenten getan hat.

Über das Schicksal der Geldreserven, die der Temple von Paris

im Augenblick der großen Razzia aufbewahrte, wissen wir besser Bescheid. Sie waren ja nicht durchweg Eigentum des Ordens, und der Staat nahm den Teil wieder an sich, den er diesem zur Verwaltung anvertraut hatte. Der Rest wurde wie die übrige Habe der Templer beschlagnahmt und fiel dann fast ganz dem Orden der Hospitaliter zu.

Da aber die Archive des Temple fehlen und die Verzeichnisse der beschlagnahmten Werte nur zum geringen Teil erhalten sind, läßt sich unmöglich mit Sicherheit sagen, ob tatsächlich der gesamte Besitz des Ordens in Paris konfisziert wurde, der wiederum lediglich einen Bruchteil seines gewaltigen Vermögens ausmachte.

Ebensowenig kann man behaupten, daß die Beschlagnahme sämtliche Kultgegenstände erfaßte, deren unvergleichliche Pracht Jacques de Molay in einem seiner Geständnisse gepriesen hatte.

Aus naheliegenden Gründen läßt sich nichts über das Schicksal des Schatzes sagen, den der Großmeister bei seiner letzten Reise von Zypern nach Paris gebracht haben soll. Dessen Existenz ist nur gerüchtweise bekannt.

Bereits Henri de Curzon stellte fest: »Läßt sich nicht in dem Verhalten Philipps gleich zu Beginn des Prozesses schlecht verhohlene Enttäuschung darüber erkennen, nicht alles Gesuchte gefunden zu haben, als er am Tag der Verhaftung in den Temple eilte, um auf die Papiere und den Schatz des Ordens ein Auge zu haben und vielleicht sogar die Hand darauf zu legen?«

Die Frage des Templerschatzes ist in jedem Fall eng mit einer anderen verknüpft: Kam die Razzia vom 13. Oktober 1307 für die Leiter des Ordens wirklich völlig überraschend?

Allein die Tatsache, daß Jacques de Molay selber den Papst um Eröffnung eines kirchlichen Untersuchungsverfahrens gebeten hatte, um dadurch der Aktion des Königs zuvorzukommen, würde bereits genügen, das zu bezweifeln. Das taten auch die meisten Schriftsteller, die sich mit diesem Punkt beschäftigt haben.

»Die Archive, die Statuten, die Geheimdokumente sind verschwunden«, schrieb einer. »Sie waren bereits vor der Verhaftung der Ritter verschwunden. Wurden sie vernichtet? Es ist höchst unwahrscheinlich, daß man das eines Tages erfährt.«

»Man fragt sich«, schrieb Jules Piquet, »ob sich ohne Vorbehalt behaupten läßt, der Großmeister sei durch seine Verhaftung überrascht worden. Man hatte ihn gewarnt. Ist er diesen Warnungen wirklich mit Hochmut und Mißtrauen begegnet? Hat er nicht vielmehr die Statuten, die Grundregeln, die Rechenschaftsberichte der Kapitel, die Korrespondenz, einen Teil der Buchführung, wenn auch provisorisch, in Sicherheit gebracht? Dies sind natürlich nur Vermutungen, allerdings recht naheliegende.«

»Die Wahrheit ist«, versichert Paul Chacornac, »daß der König nicht das fand, was er suchte. Denn der Großmeister tat nur unbefangen und hatte die wichtigsten Urkunden seiner Archive längst in Sicherheit gebracht.«

Schließlich erklärt John Charpentier: »Die Templer ergriffen die elementare Vorsichtsmaßnahme, einige Dokumente, Texte oder Bilder, die kompromittierend sein und gewitzte Beobachter auf die richtige Spur führen könnten, zu vernichten, zu verstecken oder zu vergraben.«

Wie man sieht, handelt es sich bei den beiden letzten Verfassern um eine sichere Behauptung. Man fragt sich, worauf sie nach über sechshundert Jahren beruhen mag.

Nun berichtet Albert Ollivier in seinem kürzlich erschienenen Buch eine Anekdote, die interessante Einzelheiten über die Evakuierung bestimmter kostbarer Besitztümer durch die Templer gibt. »Eine Legende will wissen«, schreibt er, »Jacques de Molay sei keineswegs überrascht gewesen, sondern habe das Verhaftungsdatum gekannt und die wichtigsten Dokumente des Ordens am 12. Oktober in drei mit Stroh bedeckten Wagen wegschaffen lassen.«

Der Journalist und Historiker fährt fort: »Eine ziemlich abenteuerliche Geschichte, denn die genannten Papiere wurden nie wieder aufgefunden. Außerdem wäre durch die Folter das Geheimnis ihres Verstecks ja leicht zu lösen gewesen.«

Tatsächlich findet man nicht die geringste Spur einer solchen Erzählung, wenn man die 1221 Seiten umfassenden lateinischen Prozeßakten genau liest, die im vorigen Jahrhundert von Michelet herausgegeben wurden.

Sicher sind darin nicht die Unterlagen aus den Archiven des Vatikans enthalten, die unter Napoleon zwischen Rom und Paris hin und her gingen. Aber Raynouard, der die Papiere in Händen hatte und 1813 seine Analyse darüber veröffentlichte, schweigt ebenfalls über diese Episode.

Allerdings ist die Arbeit von Raynouard nur eine Zusammenfassung. Der deutsche Historiker Schottmüller veröffentlichte 1887 als erster die Dokumente des Vatikans *in extenso*, vor allem die Geständnisse der Templer, die von Clemens V. und seinen Kardinälen in Poitiers verhört wurden. Aber auch bei ihm findet sich kein entsprechender Hinweis. Doch wir wissen aus einem wiederaufgefundenen Brief von Clemens V., daß er in Poitiers zweiundsiebzig Templer verhört hat. Daraus läßt sich feststellen, daß in der Arbeit Schottmüllers eine Anzahl von Geständnissen fehlt.

Nun findet sich ausgerechnet unter den letzteren ein wichtiges Dokument, das nicht nur die Episode mit den drei Wagen berichtet, sondern außerdem dazu außerordentlich interessante Einzelheiten gibt.

Es handelt sich um das Ende 1308 vor dem Papst persönlich abgelegte Geständnis des sechsvierzigsten Verhörten, nämlich des Templers Jean de Chalon aus dem Temple von Nemours, Diözese von Troyes.

Dieser erklärte, er habe am Abend vor der Razzia, am 12. Oktober 1307, selber drei mit Stroh beladene Wagen gesehen, die bei Anbruch der Nacht den Temple von Paris unter Leitung von Gérard de Villers, der fünfzig Pferde führte, und von Hugues de Châlons [66] verließen. In diesem Wagen waren Truhen verborgen, die den gesamten Schatz des Generalvisitators Hugues de Pairaud (*totum thesaurum Hugonis Peraldi*) enthielten. Sie nahmen Richtung auf die Küste, wo sie an Bord von achtzehn Schiffen des Ordens ins Ausland gebracht werden sollten.

Dieses Dokument erscheint in den Geheimarchiven des Vatikans unter dem Zeichen »Register Aven. No 48 Benedicti XII., Teil I, Seiten 448—451«.

Kommentarlos sei festgehalten, daß Pater Theiner, der Leiter der Archive, 1867 schrieb: »Über den Originalprozeß der Templer findet sich weder in der Bibliothek des Vatikans noch in den Geheimarchiven des Heiligen Stuhls irgendein Hinweis.« Dies ist nicht der erste und auch nicht der letzte merkwürdige Umstand, zu dem unsere Untersuchung geführt hat.

Da das, was man für eine später entstandene Legende hielt, in Wirklichkeit das unter Eid abgelegte Geständnis eines Beteiligten ist, müssen wir es in Erwägung ziehen und auf seinen Wert untersuchen.

Zunächst ist zu unterstreichen, daß die Geständnisse von Poitiers, die vor dem Papst und den Kardinälen gemacht wurden, viel glaubwürdiger sind als diejenigen, die von den Bevollmächtigten des Königs und den französischen Inquisitoren häufig erpreßt wurden. Der König sträubte sich so heftig dagegen, die Templer Clemens V. zu überstellen, weil er dessen Skepsis gegenüber den angeblichen Verbrechen des Ordens kannte und ebenso seine Neigung zur Nachsicht. In Poitiers also sprechen die Templer ungehemmt.

Andererseits enthalten die Erklärungen von Jean de Chalon so genaue Einzelheiten, daß schwer anzunehmen ist, sie seien aus Furcht erfunden worden. Im Gegenteil, die Furcht hatte ihm lange Schweigen geboten. Auf die Frage der Kardinäle, weshalb er nicht früher von dieser Angelegenheit gesprochen habe, antwortete er wörtlich, »er hätte nicht um alles in der Welt gewagt, was auch immer zu enthüllen, wenn nicht der Papst und der König ihm den Weg dazu geöffnet hätten; denn wenn man im Orden erfahren hätte, daß jemand gesprochen hat, wäre der Orden erfahren hätte, daß jemand gesprochen hat, wäre der Betreffende sofort getötet worden«.

Aber wollte Jean de Chalon nicht gerade durch die Worte, mit denen er vom Papst und vom König sprach, versteckt darauf hinweisen, daß diese ihm sein Geständnis diktiert hätten? Wir glauben das nicht, und zwar deshalb: Clemens V. warf Philipp dem Schönen die Eile vor, die er bei der Verhaftung der Templer an den Tag gelegt hätte. Darauf erwiderte dieser, er habe erfahren, daß einige Ritter bereits begannen, den Schatz des Ordens

in Sicherheit zu bringen. Natürlich könnte das nur ein Vorwand Philipps gewesen sein. Dann wäre Jean de Chalon dem Papst vorgeführt worden, um lediglich zum Schein diesen Vorwand zu bekräftigen. Warum hätte aber dann der König, wie verschiedene Dokumente beweisen, sämtliche Hauptstraßen seit dem Tag vor den Verhaftungen bewachen lassen? Da er das tat, mußte es wohl noch andere Transporte gegeben haben, und somit besteht für uns keinerlei Ursache mehr, jenen vom 12. Oktober anzuzweifeln.

Es gibt jedoch noch bessere Argumente. In der Nationalbibliothek existiert ein Text, der in die Briefe Clemens V. eingeschoben ist und der unseres Wissens noch von niemand zitiert wurde. Es handelt sich um ein Blatt mit der Überschrift: »Dies sind die Namen der Brüder, die entflohen sind.« Dieses Blatt enthält die Liste von zwölf Würdenträgern des Ordens und einen Hinweis auf die Richtung, die einige von ihnen eingeschlagen haben. Nun finden sich darunter auch die beiden von dem Zeugen aus Poitiers genannten Namen: Hugues de Châlons und Gérard de Villers, »der vierzig Brüder bewaffnet hat«. [67]

Damit wird die Aussage von Jean de Chalon über das Verschwinden des Tempelerschatzes unanfechtbar und bis ins einzelne bestätigt.

Wir können nun, ohne großes Risiko eines Irrtums, auch den Weg des heimlichen Transports festlegen. Denn selbstverständlich würden die Leiter des Tempelritterordens, nachdem sie erfahren hatten, daß die Razzia drohte, ihre kostbaren Güter, Geld und Archive, die sie jenseits des Meeres in Sicherheit bringen wollten, nicht den Gefahren einer langen Reise quer durch das Land aussetzen, sondern den kürzesten Weg wählen. Um so mehr, als dieser in das einzige Land führte, das ein sicherer Verbündeter des Ordens war, nämlich England. Schließlich war es für derartige Unternehmen kein unbekannter Weg. Bereits 1247 hatte der Großmeister Guillaume de Sonnac dem englischen Herrscher Heinrich III. aus Südfrankreich unter starker Eskorte eine geheimnisvolle Fracht geschickt.

Selbstverständlich konnte der Transport nicht die Hauptstraße nach Rouen nehmen, da sämtliche Hauptstraßen bereits bewacht

waren. Und da außerdem die Flußmündung der Seine damals anders verlief als heute, war Rouen auch für Hochseeschiffe ungeeignet.

Von Paris aus war die nächste und verschwiegenste Stelle für die Einschiffung vor der alten gallischen Stadt Eu an der Mündung der Bresle, etwa dort, wo jetzt Le Tréport liegt. Heute gelangt man von Paris aus entweder über Beauvais oder Gisors dorthin. 1307 jedoch hatte man keine Wahl, da nur die alte Römerstraße durch das Vexin existierte.

Wenn Jean de Chalon mit eigenen Augen (*obviavit*) den Geleitzug gesehen hatte, so war er doch nicht bei der Einschiffung dabeigewesen, sondern hatte nur davon reden gehört (*audivit dici*). Wahrscheinlich hat diese Einschiffung niemals stattgefunden, denn die Verladung und Abfahrt von achtzehn Schiffen des Ordens konnte nicht unbemerkt vor sich gehen. Andererseits steht fest, daß der Transport nicht abgefangen wurde. Darüber findet sich in keiner Chronik ein Hinweis. Wenn jedoch ein solcher Transport dem König in die Hände gefallen wäre, so hätte er sich beim Papst darauf und nicht auf ein bloßes Gerücht berufen, um die abrupten Verhaftungen zu rechtfertigen. Der Geleitzug hatte sich also gezwungen gesehen, unterwegs haltzumachen und seine Fracht an einen sicheren Ort zu bringen.

Dies konnte selbstverständlich nicht eine der normannischen Komtureien sein, die bei Tagesanbruch genau durchsucht und von den königlichen Wachen besetzt worden wären, bevor Gérard de Villers und seine Gefährten sie hätten erreichen können. Ferner durfte dieser Zufluchtsort nicht zu weit von Paris entfernt liegen, denn man mußte vor der kritischen Stunde dort angelangt sein. In einer Nacht konnten Pferde im Schritt nicht mehr als etwa sechzig Kilometer zurücklegen. Und schließlich mußte er nicht direkt an der Straße sein, da diese ja stellenweise bereits bewacht war. Die Logik umschreibt also den Umkreis ziemlich eng, innerhalb dessen der Schatz des vornehmen und mächtigen Herrn Hugues de Pairaud, Generalvisitator von Frankreich des Tempelritterordens, Zuflucht finden konnte.

Dennoch bleibt ein Punkt in dem Geständnis des Jean de

Chalon merkwürdig. Wieso hätten drei Wagen genügt, um Truhen zu transportieren, für deren Verfrachtung achtzehn Schiffe erforderlich waren? Der Widerspruch ist so ungeheuer, daß er unserer Meinung nach die ganze Aussage hinfällig machen würde, wenn es nicht noch ein anderes Dokument gäbe, das deren Authentizität bestätigt. Und trotzdem beweist gerade diese enorme Diskrepanz, daß der Widerspruch freiwillig geschah. Welches war die treibende Kraft, die Jean de Chalon dazu bewog? Hat er nicht gehandelt wie vor ihm die beiden anderen Templer, Antoine de Verceil und Hugues du Faure, als sie die Legende von dem magischen Kopf erzählten? Und sind nicht die drei Wagen oder die achtzehn Schiffe oder auch beide ein Hinweis, ein Wegweiser, ein Symbol, das für die allein Eingeweihten verständlich ist, um diese auf die Spur des verschwundenen Schatzes zu bringen?

Dritter Teil

DAS RATSEL VON GISORS

»Im Mittelalter hat die Menschheit keinen wichtigen Gedanken gedacht, ohne ihn in Stein auszudrücken.«

VICTOR HUGO

»Die vollkommenste aller Tätigkeiten ist das Bauen.«

PAUL VALERY

Im Jahre 1711 wollten die Domherren von Notre-Dame in Paris die Grabstätten der Erzbischöfe verschönern und ließen deshalb hinter dem Hauptaltar eine Gruft ausheben. Man grub fünfzehn Fuß tief, bis am 16. März eine alte Mauer freigelegt wurde, die quer durch die ganze Breite des Chors ging. In ihr waren höchst erstaunliche Dinge eingemauert, die noch heute die Neugier der Besucher des Cluny Museums erregen, wo sie ausgestellt sind.

Es waren neun mit Flachreliefs und Inschriften verzierte würfelförmige Steine. Auf einem war ein Stier dargestellt. Er trug auf seinem Rücken drei Kraniche, wie man sie an den Nilufersieht. Auf dem anderen der keltische Gott Cernunnos, dessen gebogene Hörner zwei Räder trugen, und sein Zwilling Bruder Smertullos. Auf dem nächsten der Sohn Jupiters, Vulcan, Gott des metallurgischen Feuers. Auf dem vierten ein Baum, den Esus, der gallische Mars, fällte. Der fünfte zeigt zwei Reiter: die Zwillinge Castor und Pollux, Beschützer der Schiffahrt. Der sechste und siebente einen Herkules und einen Mann und eine Frau in verschiedenen Stellungen. Der achte wies auf den Ursprung der anderen hin; auf ihm war folgende Inschrift zu lesen:

TIB. CAESAR E
AVG. IOVI. OPTUM
MAXVMO M^o
NAVTAE PARISIAC
PVBLICE. POSIERV
.TN

Was ungefähr bedeutet: »Unter dem Kaiser Tiberius, zu Ehren des sehr guten und sehr großen Jupiter, haben die Pariser Schiffer dies öffentlich niedergelegt.«

Ungefähr — denn Félibien und Lobineau haben in der monumentalen »Geschichte von Paris«, die sie drei Jahre nach der Entdeckung veröffentlichten, mit den scharfen Augen der Benediktiner einige Eigentümlichkeiten darin festgestellt, zum Beispiel das M^o vor NAVTAE und die Vertauschung des V und I in MAXSVMO und POSIERVNT. [68] Was nun die seltsame Form anbelangt, in der jenes letzte Wort eingemeißelt ist:

POS I E R V
. T N

so erklären uns die gelehrten Mönche, daß »es sich dabei um eine Schreibweise handelt, die im Griechischen *bustrephedon* genannt wird, weil sie den Weg eines von Ochsen gezogenen Karrens nachahmt«.

Félibien und Lobineau sind voller Bewunderung für den religionsgeschichtlichen Wert der Inschrift und machen auf folgendes aufmerksam: »Es fällt schwer, diese gelehrten Kenner der Antike als Schiffer anzusehen. Wenn *nautae* Schiffer heißt, hat man dann die berühmten Helden, die das Schiff Argo bestiegen, um das Goldene Vlies zu erobern, nach ihnen genannt? Man nennt sie alle *nautae*, *argonautae*.«

Der wahrscheinlich zufällige Fund der Domherren begeisterte die größten Geister der Zeit. Leibniz schrieb Brief auf Brief, ließ sich Abbildungen schicken und wies mit philologischen Argumenten nachdrücklich darauf hin, daß der Name Esus auf einem der Steine ein Wortspiel mit dem der Isis darstelle, der »göttlichen Mutter« der Ägypter, der bald weißen, bald schwarzen Himmelskönigin, die ihren Adepten die geheimsten Kenntnisse offenbarte.

Die Hypothese dieses Universalgenies, der Philosoph, Mathematiker und Diplomat in einem war, übte eine um so stärkere Wirkung aus, als sich daraus seine Zugehörigkeit zur gelehrtesten

und unzugänglichsten aller Geheimgesellschaften entnehmen ließ, den Rosenkreuzern. Und die qualifiziertesten Wappenkundler betrachteten daraufhin das Schiff auf dem Stadtwappen von Paris als Anspielung auf das der Isis, der Göttin, der angeblich die Segel zu verdanken sind. Ferner hatte ein Standbild der Isis seit Gründung der Abtei durch Childebert I. im Jahre 558 in Saint-Germain-des-Prés gestanden und war von den Gläubigen als Schwarze Madonna verehrt worden, bis Kardinal Briçonnet im 16. Jahrhundert Anweisung gab, es zu beseitigen.

Es blieb nun noch der neunte Steinwürfel mit der rätselhaften Inschrift EVRISES, an der sich selbst die gelehrten Mönche Félibien und Lobineau und ebenso der geniale Leibniz die Zähne ausbissen, wie man zumindest aus ihrem Schweigen schließen kann.

Niemand aber machte darauf aufmerksam, daß 1633 in Paris in der oberen rue Saint-Martin der Brunnen mit dem merkwürdigen Namen »du Vert-Bois« errichtet wurde. Er existiert heute noch und lohnt durchaus, ihn sich anzusehen, wenn man in der Gegend ist.

Auf dem Fundament des Hochreliefs hat der Bildhauer Muschelzierat, einen geflügelten Helm und einen geflügelten Schlangensstab dargestellt, die herkömmlichen Embleme Merkurs. Darüber ein Schiff, das gleiche wie auf dem Wappen von Paris. Das Focksegel steht so, daß man die Fracht erkennen kann: es ist einer der würfelförmigen Steine, die man ein gutes Dreivierteljahrhundert später unter Notre-Dame entdeckt hat (*Tafel XIII unten*).

Es ist jedoch nicht denkbar, daß das Schiff der Isis mit den Emblemen des Hermes gewöhnliche Bausteine verfrachtet. Der einzige Stein, der seiner würdig wäre, ist der Stein der Weisen. Sollten das einige Menschen seit langem gewußt haben? Wenn wir die steinernen Würfel der Nauten entziffern wollen, führen sie uns von einem Punkt zu einem anderen, an dem wir stehen bleiben müssen...

VERWANDTSCHAFT IN BILD UND STEIN

Als die *nautae parisiaci* zur Zeit von Tiberius und Jesus Christus neun Teile aus ihrem steinernen Buch auf der Ile de la Cité zurückließen, durchquerten sie jede Woche auf ihrer Fahrt zwischen Paris und Rouen das Gebiet des Stammes der *Ebrovises* oder *Evroises*, dem das heutige Departement Eure seinen Namen verdankt.

Hier gab es einen Landstrich, der Argonauten anzuziehen vermochte: das Vexin, *Pagus Beliocassinus*, das Land des Geheimnisses des Widders. [69]

Um ins Innere dieses Landes zu gelangen, das unter dem Zeichen des brennenden Feuers stand, mußte man die direkte Wasserstraße Paris—Rouen verlassen. Entweder konnte man den Wasserweg wählen, in der Höhe von Giverny, bei Vernon, abzweigen und die Epte hinabfahren, oder den Landweg, da — wie wir gesehen haben — eine Römerstraße Paris mit dem Vexin verband.

Dieser Umweg ist kommerziell von keinerlei Interesse, er hatte nur symbolische Bedeutung. Und seltsamerweise scheinen ihn diese einfachen Schiffer doch gemacht zu haben. Ihr Zeitgenosse Ptolemäus nennt die Hauptstadt des Vexin, obwohl sie kein Hafen ist, *Gessoriacum Navale*: das schiffahrende Gisors. Die Römerstraße, die von der Ile de la Cité über Montmartre, Saint-Denis und Pontoise nach Gisors führte, war zwar nur ein zweitrangiger Verkehrsweg, jedoch eine heilige Straße. Jede Nacht wurden von Hügel zu Hügel zwischen dem Denkmal, das die Nauten dem Jupiter errichtet hatten, und der geheimen Hei-

mat des Widders Feuer entzündet. Ein Rosenkranz von Flammen, den heidnische Priester durch die Landschaft gleiten ließen.

Im Vexin mischten sich ebenso wie auf den Steinwürfeln der Nauten gallische und römische Götter wie ältere und jüngere Söhne derselben Mutter, verschiedene Gesichter einer einzigen Tradition. Manche Orte hatten bereits — wie ihr Name bewies — den Götterkult Roms übernommen. Aber die Menhire und Dolmene der Druiden blieben die Herren der Wälder. Sie drehten sich auf magische Weise um sich selbst im Augenblick der Winter- sonnenwende und bevölkerten die Nächte durch den Mann ohne Kopf, der noch heute in den Sagen als Blaiseau l'Ardent fortlebt.

Letztlich spielt es auch kaum eine Rolle, für wen die Altäre errichtet sind. Die Religionen vergehen, doch die Landschaften bleiben. In den von jeher heiligen folgen die Götter einander nur als Mieter, und die Wege, die sie verbinden, bestehen auch nach dem Sturz der Götter weiter.

Im Mittelalter wechselt das Vexin den Namen. Es bleibt jedoch unter dem Zeichen des Feuers, da man es jetzt *Pagus Vulcaninus* nennt, Land des Geheimnisses des Vulcans. Die beiden Wege, zu Wasser und zu Land, zwischen dem Gebiet von Paris und dem Vexin, genauer zwischen Paris und Gisors, erfahren am Rande der großen Wirtschaftsadern das ungewöhnliche Schicksal von großen Verbindungswegen der Symbole.

Die Pariser Schiffer machen Karriere. Unter dem Namen »marchands d'eau«, das heißt auf dem Wasser handeltreibende Kaufleute, verwalten sie jetzt die Hauptstadt. Das älteste Siegel von Paris, das wir besitzen, stammt aus dem Jahre 1200. Es stellt das Schiff der »marchands d'eau« dar. Die Urkunde, auf der es sich befindet — eine einfache Abmachung über den Salztransport zwischen Paris und Rouen —, wurde, entgegen jeder Logik, in Gisors in Gegenwart des Königs von Frankreich unterzeichnet (*Tafel XIII, oben*).

Auf der Römerstraße werden nach wie vor Feuer entzündet. Sie dienen nur noch als Signalfener, die nachts von den Türmern erspäht werden. Trotzdem werden sie *Montjoies* genannt, das heißt Berg des Jupiter (*Mons Jovis*). Dadurch bleibt die Erinne-

rung an ihre Funktion in der Antike erhalten, und sicher auch deren geheimes Überleben.

986 tauchte der erste Graf des Vexin, Gauthier, auf. Und 1075 nimmt sein Nachfahre Godefroy als erster den Namen von Gisors an. Wir würden diese Menschen einer längst entschwundenen Zeit gar nicht erwähnen, wenn die Grafen des Vexin nicht ein unwahrscheinliches Privileg genossen hätten: In der Schlacht marschierten sie vor dem König von Frankreich, und ihr Banner hatte den Vortritt vor allen anderen. Nun hieß dieses Banner die »Romaine« oder »Montjoie«; es war feuerfarben und mit goldenen Flammen übersät nach dem Vorbild des flammenden Schwertes, von dem es dem »Rolandslied« zufolge seine sagenhafte Abstammung herleitete.

Zu jener Zeit vollbrachten zwei Heilige, Denis und Clair, der eine in der Nähe von Paris, der andere bei Gisors, das gleiche Wunder. Sie schritten nach ihrer Enthauptung weiter und hielten ihren Kopf in den Händen. Unter Godefroy wird Gisors Lehen der Abtei Saint-Denis, und das kostbare Banner verläßt über die Römerstraße das Land der Männer ohne Kopf, wird auf das Grab des Pariser Märtyrers gepflanzt, was ihm neuerlichen Aufstieg bringt. Von nun an heißt es »Oriflamme« wegen seiner Farben oder »Vexin« wegen seiner Herkunft [70]. Die Rolle, die es spielt, könnte den Gedanken erwecken, Gisors sei zwar Lehen von Saint-Denis nach den Urkunden, in Wahrheit jedoch Lehnsherrin dank irgendeiner unbekannteren Übereinkunft. Denn tatsächlich ist die Oriflamme bei der Krönung der Könige von Frankreich zugegen, und diese verehren sie wie eine Reliquie, beinahe wie einen Gott. Wenn sie in den Krieg ziehen, dürfen sie sie nur ergreifen, nachdem sie ihr, nüchtern, kniend, barhäuptig gehuldigt und auf die Heilige Jungfrau geschworen haben, sie getreulich zu verteidigen. Die Oriflamme bleibt nun zusammengerollt bis zum Augenblick des Angriffs, wo sie feierlich entfaltet wird, während der Kriegsruf des Königs erschallt: »Montjoie saint Denis!« Man bezeichnet den Träger des Banners mit dem lateinischen Namen »Signifer«, Träger des Zeichens, was sich auch auf den Tierkreis bezieht. Und da das Zeichen in diesem Fall das der Sonne und des Feuers ist, könnte sich der Träger des »Vexin« ebenso auf



Tafel IX: Gisors. Eglise Saint-Gervais. Tympanon des großen Portals, aus neun kubischen Steinen zusammengesetzt



Tafel X: Gisors. Eglise Saint-Gervais: Nordportal; ein Kristallgefäß mit Lilienstengeln (links). — Gisors. Eglise Saint-Gervais: Säule der Lohgerber (rechts)

lateinisch Luzifer und auf griechisch Phosphor nennen, Träger des Feuers, des Lichtes.

Unter König Johann II. dem Guten ist Geoffroy de Charnay, ein Verwandter und Namensvetter des Leidensgefährten von Jacques de Molay auf dem Scheiterhaufen, Träger der Oriflamme. Das Banner nimmt an allen Schlachten teil, in denen es um das Schicksal des Königreiches geht: Azincourt, Roosebeke, Crécy. Die ersten nationalen Farben waren also zugleich alchemistische Farben — des Goldenen Vlieses und der Schmiede Vulcans.

Dieselben Farben finden wir übrigens in den späteren Wappen von Gisors wieder. Wenn man diese mit denen von Paris vergleicht, werden neue Übereinstimmungen zwischen den beiden Städten verliehenen Symbolen sichtbar.

Wappen sind vollkommene Hieroglyphen, in denen jede Einzelheit zählt. Die Farben, die Figuren und ihr Platz auf dem Schild, die Devise müssen sorgfältig untersucht werden, will man den Sinn des Ganzen entdecken. Die Heraldik verfährt in der Tat nach einem minutiösen Symbolismus und gehorcht genauen Regeln.

Das ursprüngliche Wappen von Gisors war: rot, mit liegendem goldenem Hirsch. Später nimmt Gisors: rot, mit ausgezacktem goldenem Kreuz, während Paris ein rotes Stadtwappen hat mit silbernem Schiff, das auf silbernen Wogen schwimmt. Nun braucht man in der Wappenkunde nicht besonders bewandert zu sein, um zu wissen, daß die Embleme des Kreuzes und des Schiffes einander entsprechen — alle katholischen Kirchen sind in Kreuzform gebaut und bestehen aus Schiff und Querschiff.

Noch später werden beide Stadtwappen durch dasselbe königliche Ornament ergänzt: ein blaues Oberfeld, mit goldenen Lilien verziert. Und schließlich haben sie die gleichen Schildhalter: gekreuzter Eichen- und Mistelzweig.

Zwischen diesen Wappen besteht nur der Farbunterschied der mittleren Embleme. Allerdings handelt es sich um Komplementärfarben: das Schiff von Paris, das jenes der Isis darstellen sollte und tatsächlich die Form eines Halbmondes hat, bleibt dem silbrigen Mondlicht treu, während Gisors, das unter dem Zeichen des Feuers steht, ein Kreuz in der Farbe der Sonne wählt.

Der Symbolismus ihrer Wappen bestätigt, daß eine echte Verwandtschaft zwischen den beiden Städten besteht, aber auch — wie bei der Oriflamme — eine Art geheimer Lehnsherrschaft der kleineren über die größere, denn Gold ist kostbarer als Silber und die Sonne leuchtender als der Mond. Und bedient sich nicht auch Papst Innozenz III. dieses Vergleichs in eben dem Augenblick, als die Stadtwappen auftauchten, um das Supremat der Kirche über

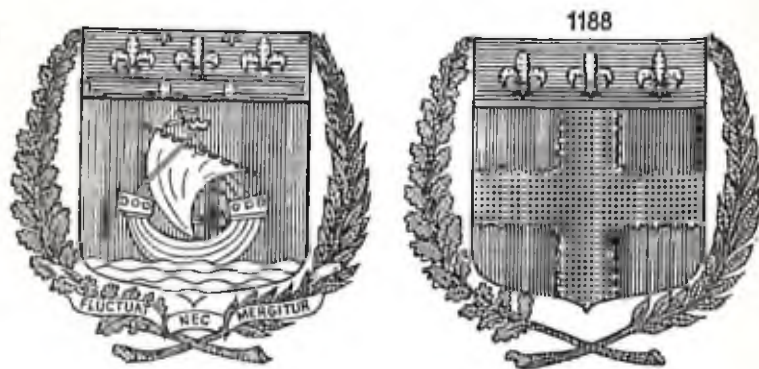


Abbildung 3: Wappen von Paris (links), Wappen von Gisors (rechts)

das Weltliche zu postulieren? »Wie Gott zwei Lichtquellen erschaffen hat«, schrieb der große Schutzherr der Templer, »eine größere, die den Tag, und eine kleinere, die die Nacht regieren soll, so hat er auch am Firmament der allumfassenden Kirche, deren Erbe himmlischen Ursprungs ist, zwei Ehrenämter geschaffen: ein größeres, um die Seelen zu regieren, als seien sie Tage, und ein kleineres, um die Körper zu regieren, als seien sie Nächte. Es sind dies die päpstliche und die königliche Gewalt.« Als der Papst den König von England treffen wollte, wählte er erstaunlicherweise das Schloß von Gisors für diese Begegnung.

Ein weiteres Merkmal des Wappens von Gisors darf nicht übersehen werden: die Zahl 1188, die darüber steht. In jenem Jahr verkündete Erzbischof Guillaume de Tyr von Gisors aus den dritten Kreuzzug. Die Wahl dieser Stadt, Gegenstand von hundertjährigen Streitigkeiten zwischen Franzosen und Engländern, wäre

vielleicht politisch unklug gewesen, wenn es hier nicht einen für die Zusammenkunft der christlichen Könige sehr geeigneten Platz gegeben hätte. Vor den Toren der Stadt befand sich an der berühmten Römerstraße das sogenannte Heilige Feld. Seit undenklichen Zeiten stand auf diesem Feld eine Ulme. Wenn man den Chroniken glaubt, war sie wirklich ungewöhnlich: »Vier Männer konnten sie kaum mit den Armen umspannen. Sie war wie ein Wald, und ihr Schatten bedeckte mehrere Morgen, so daß dort Tausende von Menschen Platz und Obdach fanden.« Um diesen botanischen Riesen gegen jeden Anschlag zu schützen, hatte man seinen Stamm »mit einem gewaltigen Gerüst von Eisen und viel Bronze« umgeben, so daß sie »Eiserne Ulme« genannt wurde.

Dieser Baum, der sogar den Namen des Feuers trägt [71] und der in der Antike dem Mars geweiht war, erschien Guillaume de Tyr als idealer Platz, um die Kriegsbegeisterung der Kreuzfahrer zu entfachen. Unter ihm vereinten sich König Philipp II. August von Frankreich und König Heinrich II. Plantagenet von England. Der erste bewunderte voller Neid die Burg über der Stadt, die der zweite vor knapp vier Jahren vollendet hatte. Im Gefolge Heinrichs würdigte der Dichter Roger of Hoveden, der die düstere Legende von der Jungfrau Yse berichtet hat, den Ort als Kenner. Dasselbe taten die südfranzösischen Troubadoure. Sie hielten unter der Ulme von Saint-Martial in Toulouse ihre erste Versammlung ab.

Wer hatte einst das Heilige Feld von Gisors gepflügt, um dort die Eiserne Ulme zu pflanzen? Waren es die Nauten nach dem Beispiel Jasons, der die Stiere mit den ehernen Hufen auf dem Marsfeld zu Kolchis vor den Pflug gespannt hatte? Jedenfalls hatte der Baum bereits eine lange Geschichte und ebenso das Feld, auf dem er stand. Als er 1111 in den Krieg zog, hatte König Ludwig VI. der Dicke auf dem Heiligen Feld vor einem im Freien errichteten Altar die Messe gehört. Während der Zeremonie waren die Engländer erschienen, um die heiligen Gefäße zu erobern. Doch eine Ochsenherde hatte sie in die Flucht geschlagen. Zwei Tiere blieben als Wache vor dem Altar stehen. Zur Erinnerung an dieses ungewöhnliche Ereignis wurde auf dem Feld eine

Kapelle errichtet, die man *Saint-Pierre-aux-Boeujs* nannte [72]. Etwas später meditierte Sankt Bernhard unter den Blättern der Ulme über die Ordensregeln der Templer. Und schließlich hatten hier bereits mehrere Zusammenkünfte zwischen Franzosen und Engländern stattgefunden.

Die Folgen seiner Predigt überstiegen alle Hoffnungen des Erzbischofs. Er versetzte seine hochgeborenen Zuhörer in einen solchen Gnadenzustand, daß man am Himmel von Gisors ein großes leuchtendes Kreuz erscheinen sah. Schleunigst wurde es auf das Stadtwappen übertragen. Angeblich ließ man auch bei ebenjener Gelegenheit das schöne, eigenartige Kreuz meißeln und setzen, das als unzerstörbares Andenken an den Templerorden noch heute an einer Straßenbiegung zwischen Neaufles und Gisors Aufmerksamkeit erweckt.

Doch nachdem die allgemeine Begeisterung abgeklungen war, bemühte man sich, Unterscheidungsmerkmale zu schaffen. So wählten die Engländer ein weißes Kreuz, die Deutschen und die Flamen ein grünes und die Franzosen ein rotes. Die Rivalitäten gewannen wieder die Oberhand. Sie sollten im selben Jahr die Ulme das Leben kosten.

Es geschah am 15. August. Die Chroniken widersprechen einander, je nachdem, ob es sich um französische oder englische handelt. Provozierten die Engländer, die ruhig unter dem Baum saßen, mit ihren Spottreden die in der Sonne schwitzenden Franzosen? Oder waren es im Gegenteil die Franzosen, die sich im Zorn zurückzogen, da sie den Einzug in Gisors nicht erzwingen konnten? Fest steht jedenfalls, daß die Franzosen die Ulme fällten und sich dessen wie einer Heldentat rühmten.

Die Engländer waren jedoch von jeher Naturliebhaber und beklagten mit rührender Traurigkeit die zerstörerische Tat: »Außerhalb der Stadt gab es eine runde Ulme. Sie war schön und grün und spendete im Sommer angenehmen Schatten. Aus Dummheit schlugen die Männer des Königs sie Stück um Stück ab. Niemals ist der Krone Frankreichs solch große Schmach widerfahren.«

Wie in Gisors, gab es auch in Paris eine von alters her berühmte Ulme. Sie stand vor der Kirche Saint-Gervais et Saint-Protais,



Abbildung 4: ... das geheimnisvolle Buch des Alchimisten. Frontispiz des »Liber Mutus« von Soulat des Marets

einige Schritte von der Ile de la Cité entfernt. Sie ging normal ein, aber es wurde stets sofort eine neue gepflanzt. So kann man noch heute vor dieser Kirche eine schöne Ulme bewundern, die durch ein Gitter aus Eisen und Bronze geschützt ist.

Treibt man die Neugier so weit, die Kirche zu betreten, erlebt man die erfreuliche Überraschung, vom Pfarrer selbst einige interessante Einzelheiten über die Geschichte des Baumes zu erfahren, das bleibende Sinnbild der Gemeinde. Zum Beispiel hört man, daß die Einwohner des Viertels ihm bis ins 15. Jahrhundert Platzmiete entrichten mußten, als sei er ihr Hausherr. Vor allem aber war die Ulme von Saint-Gervais wie die von Gisors von jeher ein Versammlungsort. Und wenn sich in ihrem Schatten auch keine Fürsten trafen, so war es doch eine auf ihre Abkunft nicht minder stolze Korporation: die der Maurer und Steinmetze.

Bei näherer Besichtigung entdeckt man einen wunderbaren Chor, der 1540 geschnitzt wurde und dessen beide Seiten je zwei- undzwanzig Chorstühle enthalten. Wenn man nun die Sitze dieser Chorstühle nacheinander hochklappt, daß die Scharniere quietschen, hat man gewonnenes Spiel.

Dann entdeckt man nämlich die Rundbilder, die mit zwar wenig katholischen, aber äußerst ausdrucksvollen Emblemen geschmückt sind: ein Männerkopf mit Widderhörnern, ein Schifferkahn, die mit einem Eisengitter umkleidete Ulme scheinen den Weg zu weisen, den es einzuschlagen gilt, sowie den Ort, der zu erreichen ist. Und sollte man sich noch fragen, unter welchem Zeichen die Reise wohl stehen soll, so gibt das Rundbild Auskunft, das einen Maurer mit der Kelle in der Hand darstellt. Man stellt fest, daß sein Knie entblößt ist. Eine Haltung, die tatsächlich bei dem Aufnahmezeremoniell der Freimaurer vorgeschrieben ist.

Es wird den Leser kaum wundern zu hören, daß die Kirche Saint-Gervais et Saint-Protais im Jahre 1195 ihre Urkunde im Vexin erhielt und daß eine Priorei im Vexin die Schutzherrschaft übertragen bekam. Mehr wird ihn vielleicht erstaunen, daß die Kirche von Gisors ebenfalls Sankt-Gervais und Sankt-Protais geweiht wurde.

Das Schicksal beider Kirchen weist übrigens Parallelen auf. Sie wurden ursprünglich an der Stelle eines Sanktuariums aus dem 6. Jahrhundert errichtet. Beide wurden im 11. Jahrhundert verlegt, die erste, um dem Rathaus, die zweite, um der Burg Platz zu machen. Beide verdanken ihr heutiges Aussehen einem dritten Bau, der zu Ende der Renaissance fertiggestellt wurde. Wer im Gegensatz zu uns abergläubisch ist, würde noch hinzufügen, daß beide — die eine 1916, die andere 1940 — bombardiert und daß dabei die großen Orgeln zerstört wurden.

Am merkwürdigsten aber ist, daß die Embleme im Chor von Saint-Gervais in Paris sich zumeist in Saint-Gervais in Gisors wiederfinden. Insbesondere sieht man dort die Figur mit dem entblößten Knie, deren Eigenschaft als Maurer durch einen Zirkel und als Eingeweihter durch das griechische Φ gekennzeichnet ist, unter vielem anderen der Anfangsbuchstabe des Wortes »Philosoph«, mit dem sich die Alchimisten bezeichneten.

Man kann in beiden Kirchen noch viele andere gemeinsame Embleme entdecken, über deren Bedeutung man vergebens genaue Auskunft in Reiseführern oder bei den Priestern suchen würde. Blättert man jedoch in zwei alten alchimistischen Alben, dem »Liber Mutus« von Soulat des Maretz (1677) (*Abb. 4*) und dem »Traité symbolique de la pierre philosophale« von Conrad Barchusen (1718), so findet man darin zu seinem Erstaunen die meisten dieser Embleme wieder. Sogar die allegorische Szene, die das Titelblatt des ersten Werkes bildet, erscheint ebenfalls auf dem Giebelfeld des großen Portals der Kirche Saint-Gervais in Gisors. Dort ist sie, wahrhaft verblüffenderweise, in neun würfelförmige Steine eingemeißelt (*Tafel IX*).

Welche Botschaft unbekannter Hände haben sie — von den Nauten bis zu den Erbauern der Kathedralen — während sechzehn Jahrhunderten dem Schweigen der Steine anvertraut? Und wie weit haben sie zwischen Paris und Gisors diese Symmetrie der Wegweiser getrieben?

Man erinnert sich, daß in Paris neben Saint-Gervais drei Gefährten von Hugues de Payen im 11. Jahrhundert auf einem von Ludwig VI. geschenkten Platz die erste, noch bescheidene Wohn-



Abbildung 5: Auszug aus dem »Traité symbolique de la Pierre philosophale« von Conrad Barchusen



Abbildung 6: Gisors, Kirche Saint-Gervais, West-Fassade



Tafel XI: Paris, Eglise Saint-Gervais: Chorgestühl. Die »drei Köpfe« (oben). — Aufnahme eines Freimaurers (das linke Knie ist entblößt). Das Kryptogramm auf den Stufen mahnt: »Studiere die Schrift« (unten)

DIE BAUMEISTER

Als der Wikinger Rollo, der nur zu Fuß ging, weil kein Pferd kräftig genug war, ihn zu tragen, sich die Normandie von König Karl dem Einfältigen abtreten ließ, teilten sich die beiden Männer in das Vexin. Der König behielt das Land links der Epte mit Pontoise. Der neue Herzog bekam die andere Hälfte mit Gisors, das wegen seiner Lage am Fluß fünf Jahrhunderte lang zur Grenzstadt wurde.

Das geschah 911. Hundertfünfzig Jahre später wird Wilhelm der Bastard, Enkel eines Lohgerbers, der sechste Nachfolger Rollos als Herzog der Normandie. Er besiegt England und wird daraufhin Wilhelm der Eroberer genannt. Zwischen Anglonormannen und Franzosen beginnt eine lange Zeit der Rivalität, die erst der hundertjährige Krieg beendet.

Alle Vorstöße der Widersacher richten sich auf die Seine, diese Wirtschaftsader ohnegleichen, die jeder zu beherrschen sucht. Wer das Vexin hat, hat auch die Seine, und wer die Epte überschreitet, hat das Vexin. Vom 11. Jahrhundert ab wachsen an den steilen Ufern der Epte zwei Reihen von Burgen empor. Sie liegen einander gegenüber und wechseln mitunter in den Kämpfen die Besitzer. Als später unter den angiovinischen Königen der anglo-normannische Vorstoß sich auch auf die Loire ausdehnt, entsteht in der Touraine eine in allen Punkten ähnliche Kette von Burgen. Unter den Burgen der Epte aber ist die von Gisors, das die alte Römerstraße abriegelt, an strategischer Bedeutung allen benachbarten überlegen. Deshalb gibt es auch im Kampf um Gisors bis zum 15. Jahrhundert keinen Waffenstillstand.

Die Erbauer der Burg verkannten das nicht. Sie sollte den Zeiten trotzen, und sie können sich noch im Grab rühmen, daß ihnen das gelungen ist.

Wenn auch strategische Erwägungen völlig genügen, um das Vorhandensein der Burg von Gisors zu erklären, so bleibt der Plan, nach dem sie erbaut wurde, doch im dunklen. Zum Beispiel läßt sich schwer erkennen, welche militärische Notwendigkeit die

Baumeister veranlaßt haben mochte, die Ringmauer des Wehrturmes in Form eines regelmäßigen Polygons mit vierundzwanzig Seiten und den Wehrturm ebenso wie seinen Wachturm als regelmäßiges Achteck zu errichten. Häufig wurde sogar den strategischen Erfordernissen entgegengehandelt, ein Umstand, der die Archäologen sehr beschäftigte. Bereits der Marquis de Dion betont, als er von dem Tor spricht, das in die Ringmauer des Wehrturms eingelassen wurde: »Man beachte das Tor dieser Ringmauer. Es ist weder von oben noch seitlich befestigt. Obwohl man nur über eine gerade, erschreckend steile Treppe dorthin gelangen kann, ist es 2,70 Meter breit und 5 Meter hoch. Das heißt, daß ein Heuwagen hindurch könnte. Ich würde es direkt als Triumphbogen bezeichnen.«

Dasselbe gilt für den äußeren Festungsgürtel der Burg. Er ist kreisförmig und von zwölf Türmen flankiert. Aber diese wurden keineswegs den Erfordernissen der Verteidigung entsprechend verteilt. Im Osten und Südosten nämlich, von wo stets die Angriffe erfolgten, sind nur drei vorhanden.

Vom militärischen Standpunkt aus ist der Bau der Burg von Gisors also wenig exakt. Umgekehrt scheint er nicht ohne gewisse mathematische Erwägungen entstanden zu sein. Bei oberflächlicher Betrachtung kann man bereits feststellen: mit einem Wehrturm und einem Wachturm, von denen jeder acht Seiten hat, zwölf Außentürmen, einer inneren Ringmauer von vierundzwanzig Seiten — das heißt: 2×4 , 2×4 , 3×4 und $2 \times 3 \times 4$ — genügen die vier ersten ganzen Zahlen als gesamte geometrische Basis.

Diese erste Besonderheit ist dazu angetan, sich näher damit zu befassen. Da aber Zahlen schnell die Phantasie mit sich fortreißen, empfiehlt es sich, zunächst die historischen Tatsachen zu konsultieren: wie ist diese Burg erbaut worden, und von wem?

Die Geschichte der Burg ist in ihren Anfängen eng verknüpft mit dem Kampf, den sich die drei Söhne von Wilhelm dem Eroberer um die Normandie lieferten — Robert Kurzhose, Wilhelm der Rote und Heinrich Beauclerc, der Schöngest oder

der Gelehrte. Später wurde er fortgesetzt, um das normannische Vexin gegen die französischen Angriffe zu verteidigen. Zwischen diesen beiden Aspekten entstand nun eine Wechselwirkung. Kurzhose, der Älteste und legitimer Erbe nicht nur des Herzogtums Normandie, sondern auch der Krone Englands, wurde vom König von Frankreich nicht genügend unterstützt, um ihm den Erfolg zu sichern.

Thibaud, Graf von Gisors, war keine betont katholische Erscheinung. Er führte den Beinamen der Heide. Eine Chronik berichtete: »Schon ziemlich groß, war er noch nicht getauft.« Thibaud der Heide stellte sich einmal auf die Seite der Anglonormannen, dann wieder auf die der Franzosen. Er begann 1090 mit dem Bau der ersten Befestigungen. Etwas davon ist noch in Form eines Mauerrestes erhalten, der im Südosten den äußeren Festungsgürtel unterbricht.

Thibaud Payen war der Sohn des Grafen Hugues de Chaumont und der Adélaïde de Payen. Die Geschichtsforscher taten sehr unrecht daran, sich mit der Familie dieser Dame nicht eingehend zu beschäftigen. Sie hätten dann nämlich festgestellt, daß Adélaïde die Schwester von Hugues de Payen war. So ergibt sich die bemerkenswerte Tatsache, daß derjenige, der den Grundstein für die Burg von Gisors legte, kein anderer war als der Neffe des Gründers des Tempelritterordens. Der Onkel liebte diesen Neffen zweifellos wie einen Sohn, denn aus einer Chronik erfahren wir, daß Hugues de Payen 1128 bei seiner Anwesenheit in Frankreich »seinen Sohn Thibaud besuchte«. Da wir nun wissen, daß der erste Großmeister des Templerordens keine Kinder hatte, kann der erwähnte Thibaud nur der von Gisors sein.

Die Anlage der Burg, wie sie bis heute erhalten ist, verdankt Thibaud Payen nicht viel. Sie wurde von Robert de Bellême ersonnen, der 1096 mit der Ausführung begann, unterstützt von dem Baumeister Leufroy.

Von diesem Leufroy wissen wir nur wenig, was sehr bedauerlich ist, da seine Persönlichkeit fraglos einige Überraschungen bieten würde. Über seinen Bauherrn jedoch erfahren wir aus den Urkunden weit mehr.

Robert II. de Bellême, Vicomte d'Exmes, Graf de Ponthieu und Shrewsbury, war einer der mächtigsten anglonormannischen Lehnsherren. Nach einer politischen Intrige mit den Franzosen verbannt ihn Wilhelm der Rote jedoch aus England. Von da ab verbündet er sich militärisch und politisch mit Robert Kurzhose, der ihn zum Großseneschall der Normandie ernannt.

Nun kommt der erste Kreuzzug. Robert hat kein Geld, daran teilzunehmen. Er ist daher gezwungen, es sich von Wilhelm zu leihen, der die Normandie als Pfand fordert. So befindet sich Bellême ganz gegen seine Überzeugung im Dienst seines alten Gegners, der ihm bald befiehlt, in das französische Vexin einzufallen. Bei dieser Gelegenheit beginnt der Bau der Burg von Gisors, um einem zu erwartenden Gegenstoß zuvorzukommen.

Über die Rolle, die Robert de Bellême dabei spielte, berichtet uns ein Zeitgenosse, der Historiker Orderic Vital, Verfasser gründlicher Chroniken, die eine der Hauptquellen für mittelalterliche Geschichte darstellen. »Dieser geschickte Baumeister wählte die Stelle aus, entwarf den Plan und beaufsichtigte den Bau«, schrieb Vital. Auf einem hoch aufgeworfenen Erdhügel setzte Bellême die vieleckige Ringmauer des Wehrturms und errichtete darauf den ursprünglichen Turm. Dieser war viereckig und nach Norden gerichtet. Ein Teil seiner Grundmauer ist heute noch neben einer Steinbank zu sehen. Er entwarf auch den Plan für den äußeren Festungsgürtel und begann mit dessen Bau. Überreste davon finden sich im Mauerwerk der noch vorhandenen Umwallung, und zwar auf deren Krümmungen im Westen und Südosten. Er scheute auch nicht davor zurück, die Kirche abzureißen, die ihn störte und die vor zwanzig Jahren neben dem heutigen »Tour du Prisonnier«, dem Turm des Gefangenen, erbaut worden war. Und schließlich ließ er den »Tour du Gouverneur«, den Turm des Gouverneurs, errichten. Wir gehen auf diese Einzelheiten ein, um daran begreiflich zu machen, daß das Werk von Robert de Bellême seine Nachfolger verpflichtete, eine festgelegte Linie einzuhalten. Es blieb ihnen nichts weiter übrig, als den vorgezeichneten Weg fortzusetzen. Wir werden sehen, daß sie es mit Klugheit und wahrscheinlich mit Vergnügen taten.

Was für ein Mensch war nun dieser Robert de Bellême? Eine geheimnisumwitterte Persönlichkeit, die schon bei seinen Zeitgenossen von Sagen umwoben war. »Sein Name war in aller Munde«, schrieb Orderic Vital. »Die Wunder des Robert de Bellême waren sprichwörtlich.« Und sein moderner Biograph, der Vicomte du Motey, erklärt: »Seine wahren oder falschen Heldentaten waren großartige Dinge, Wundertaten, von denen man sich mit Schrecken erzählte. War er nicht eine Art Dämon?« Die treffendste Bemerkung aber stammt fraglos von einem alten normannischen Chronisten, der ihn »den Drachen, der vom Himmel herabgeworfen wurde«, nennt. Er wußte wahrscheinlich, was er sagen wollte, als er diese Metapher aus der Apokalypse, dem dunkelsten Bibeltext, verwandte.

Eine wichtige Tatsache ist den Biographen Bellêmes entgangen. Vielleicht weil dieser, als Alleinerbe seiner mütterlichen Familie, den Namen seiner Mutter trug, der Dame de Bellême, Vicomtesse d'Exmes. Einem Zufall verdanken wir die Entdeckung.

Im Jahre 1715 berief sich Anderson, der Organisator der spekulativen Freimaurerei in England, auf ein in seinem Besitz befindliches Dokument, um deren Herkunft zu beweisen. Es handelte sich um die Liste der Großmeister, die einander an der Spitze der Zunft der britischen Maurer seit dem Jahre 925 gefolgt waren, in dem sie nach ihrer Behauptung ihre Gründungsurkunde erhalten hatten. [75] Dieses weit zurückliegende Datum ist zweifellos von den Historikern angefochten worden. Für sie ist die Freimaurerei eine Schöpfung *ex nihilo* des 18. Jahrhunderts. Dennoch steht fest, daß zumindest im 12. Jahrhundert Geheimgesellschaften der Baumeister im anglonormannischen Gebiet existierten, da bereits 1189 auf der Synode von Rouen gegen diese Gesellschaften gewettert wurde, »vor denen die Heilige Kirche Abscheu empfindet«. Das macht die Liste Andersons glaubwürdig, aus der wir erfahren, daß die britischen Maurer 1066 als Großmeister Roger Montgomery, Graf von Shrewsbury, wählten. Roger Montgomery nun, ein Vorfahr »Montys«, des Siegers von El Alamein, war kein anderer als der Vater von Robert de Bellême.

Nach dem Tod seines Bruders Wilhelm des Roten ergreift

Robert Kurzhose wieder die Herrschaft über die Normandie. Aber 1106 entreißt sie ihm sein jüngerer Bruder Heinrich I., inzwischen König von England geworden, nach der Schlacht von Tinchebray. Im Verlauf dieser Schlacht wird Bellême, der Seneschall von Kurzhose, gefangengenommen. Er verließ den alten Turm des englischen Schlosses Warham nicht mehr, in dem er zwanzig Jahre lang dahinsiechte. Sein Besieger hatte ihm nämlich die Augen mit einem weißglühenden Schwert ausgebrannt. Sicher waren die Bräuche der Zeit nicht sanft, doch die Marterung Bellêmes fordert zu einem eigentümlichen Vergleich heraus: bei den Freimaurern wird auch heute noch ein neues Mitglied dadurch geweiht, daß man ihm mit Hilfe eines flammenden Schwertes »das Licht gibt«. Beging nun Heinrich I., den man auch den »Rächer« nannte, dadurch, daß er Bellême auf dieselbe Weise das Licht nahm, eine willkürliche Grausamkeit, oder vollzog er ein Ritual der Ausschließung? Man wird nie erfahren, welches Geheimnis der Erbauer von Gisors vielleicht verraten hat, doch die seltsame Folter von Warham spricht eine dem Henker und seinem Opfer gemeinsame Sprache.

Nach der Gefangennahme Bellêmes setzt nun Heinrich I. den Bau des Schlosses von Gisors fort. »Er macht es uneinnehmbar«, berichtet abermals Orderic Vital, »indem er es mit Mauern und hohen Türmen umgibt.« Und wirklich vollendet er die Ringmauer des Wehrturms und den äußeren Festungsgürtel vom »Tour du Gouverneur« bis zur »Porte des Champs«. Die letztere ist sein Werk ebenso wie der viereckige Turm, der sie flankiert, und der sogenannte »Tour du Corps de Garde«. Man ist außerdem der Ansicht, daß er auf dem Platz des heutigen »Tour du Prisonnier« den ursprünglichen Turm erbaute, der »Tour Ferrée«, Eiserner Turm, genannt wurde.

Die Geisteshaltung Heinrichs zeigt sich von Jugend auf. Zwischen zwölf und vierzehn Jahren führt er das Dasein eines fahrenden Ritters an den Grenzen Schottlands, in der Bretagne und im Vexin. Unmittelbar nach diesen Lehr- und Wanderjahren erwirbt er seinen Beinamen »Beau Clerc«, der meist mit »der Gelehrte« übersetzt wird. Tatsächlich hatte er alte Sprachen stu-

diert — bei den großen Herren jener Zeit etwas äußerst Seltenes —, war Fachmann in Rechtskunde und sehr versiert in den Naturwissenschaften. In Woodstock in England hatte er die erste Menagerie mit exotischen Tieren geschaffen, die von seinen Untertanen sehr bewundert wurde. Schließlich griff er bei Gelegenheit zur Feder. Er gebrauchte dabei die Sprache Äsops, und einige seiner sibyllinischen Fabeln sind erhalten geblieben.

Im Jahre 1119 findet in der Burg von Gisors eine Begegnung zwischen Heinrich und Papst Calixt II. statt, deren Umstände und Verlauf anschaulich in den Chroniken wiedergegeben werden: »Der große König und der große Pontifex befinden sich im Innern des Wehrturms. Der König stellte dem Papst zwei junge Herren vor, die den Kardinälen Thesen in einer so machtvollen Dialektik, Schlußfolgerungen in so kunstreichen Wendungen vortrugen, daß jene sie nur mit Mühe verstanden.« Und der Verfasser dieses Berichtes fügt hinzu: »Diese Barbaren (es handelt sich um die Normannen) hatten sich zur rechten Stunde den Wissenschaften und Künsten einer Gesellschaft geweiht, die aus ihren Ruinen wieder aufzusteigen begann.« Die intellektuellen Turniere mit dem Heiligen Vater und seinen Prälaten, die anscheinend unterlegen waren, dürften nicht ohne hitzige Debatte abgegangen sein, denn Heinrich war »durch und durch skeptisch in religiösen Fragen«. [76] Deshalb machten sie auch bald politischen Gesprächen Platz.

Diese hatten ein ganz präzises Thema: der Papst war Gisors wegen erschienen. Einige Monate zuvor hatte der König von Frankreich, Ludwig VI. der Dicke, Heinrich gegenüber seine Ansprüche auf die Burg geltend gemacht. Die beiden Herrscher trafen sich nun bei Neaufles auf einer Brücke, die man »die Brücke, die zittert« nannte. Doch bald darauf entbrannte der Krieg, und Ludwig VI. behielt keineswegs die Oberhand. In Brenneville geschlagen, [77] wäre er beinahe von einem englischen Bogenschützen gefangengenommen worden. Papst Calixt, ein Verwandter Ludwigs VI., war nun als Vermittler gekommen. Aber die Burg von Gisors war ein Zankapfel, um den sich die Könige noch lange streiten sollten.

Auf der Rückkehr von dieser Zusammenkunft ereignete sich die Katastrophe, welche die letzten Jahre Heinrichs verdüsterte. Man begab sich nach England zurück, der König an der Spitze. Ihm folgte eines seiner Schiffe, die »Blanche Nef«, dem er seinen einzigen Sohn, seine Geliebte und sein Geld anvertraut hatte. Doch dieses Schiff, dessen bloßer Name jeden Alchimisten entzückt hätte, kenterte und ging unter. Es gab keinen einzigen Überlebenden. »Von Stund an sah man den König nie mehr lächeln.«

1135 wurde Heinrich auf der Jagd in einem Wald bei Gisors von einem verirrtten Pfeil getötet. Auf dieselbe Weise waren bereits seine beiden Brüder Wilhelm und Robert umgekommen. Den Söhnen Wilhelms des Eroberers war die Jagd nicht nur ein Sport, sie war ihnen heilig. Man nannte sie »Hüter der Wälder« und »Hirten der wilden Tiere«. Sie gingen so weit, Kirchen abtragen und die Pfarrkinder umsiedeln zu lassen, um so für das von Hirschen und Bluthunden geliebte Dickicht Platz zu schaffen. Ihr tragisches, geheimnisvolles Ende, das von Sagen umspunnen wird, galt dem Klerus, den sie, wie es heißt, mit Spott überhäufeten, als Strafe des Himmels.

Sein Beiname wirft ein besonderes Licht auf die Person des Königs, der in Gisors das unvollendete Werk Bellêmes fortsetzte. Die Sprache der Zeit war genau, und wenn ein »Clerc« ein Gelehrter ist, so ist ein »Beau Clerc« ein Gelehrter besonderer Art; denn in jener Epoche bedeutet »entendre bellement« den verborgenen Sinn verstehen. So ist die einzig exakte Übersetzung von Beau Clerc »der Eingeweihte«. Es wäre sicher gewagt, Heinrich I. diese Eigenschaft nur im Hinblick auf seinen Beinamen beizulegen. Aber wir erfahren wiederum durch die Liste von Anderson, daß die britischen Maurer 1110 Heinrich Beau Clerc als Großmeister wählten, unter dessen Regierung — wir wissen es aus anderer Quelle — sich tatsächlich die ersten Handwerker-gilden organisierten, die sogenannten *craftguilds*.

Nach Heinrichs Tod trägt Stephan von Blois einige Jahre die Krone Englands. 1154 fällt sie dann an Heinrich II. Plantagenet, der die Dynastie der angiovinischen Könige begründet. Durch seine Mutter Mathilde ist er der Enkel von Heinrich Beau Clerc

und Sohn des Grafen Gottfried von Anjou. Er erschien wie ein Adler, der seine Flügel zugleich über England und Frankreich ausbreitete, wie es einst der Zauberer Merlin geweissagt hatte. Sein Erbe umfaßte Maine, Anjou, die Touraine und die Normandie. Hinzu kam bald der gesamte Südosten Frankreichs durch seine Heirat mit Eleonore von Aquitanien. An der Spitze eines so gewaltigen Königreiches hätte Heinrich II. sehr wohl freiwillig auf die Burg von Gisors verzichten können, die 1144 an König Ludwig VII. von Frankreich abgetreten worden war. Doch eine Chronik berichtet, daß er für diese Burg »eine ganz besondere Zuneigung« hatte. Und um sich ihrer zu bemächtigen, ging er äußerst geschickt vor.

Mit allerlei List bewog er Ludwig VII., die Hand seiner Tochter Margarete seinem Sohn Heinrich dem Jungen zu versprechen. Das zeugte von Humor bei Plantagenet. Ludwig VII. war nämlich vor ihm mit der schönen Eleonore verheiratet gewesen, die ihn ausgiebig betrog, sicher auch mit Heinrich selber. Außerdem waren die Verlobten drei und fünf Jahre alt. Der Schwiegervater *in spe* forderte zur Besiegelung dieses Bundes, seine künftige Schwiegertochter solle am Hochzeitstag Gisors als Mitgift in die Ehe bringen. Ludwig VII. war der Meinung, bis dahin sei noch viel Zeit, und willigte ein. Mit der Führung der Verhandlung beauftragt, war der Erzbischof von Canterbury, Thomas Becket, eigens nach Paris gekommen, wo er im Temple beherbergt wurde. [78] Man kam überein, die Burg solle während der Wartezeit neutral bleiben und deshalb in zuverlässige Hände übergeben werden — die der Templer. Im November 1158 nun zogen die Tempelritter Othon de Saint-Omer, Richard of Hastings und Robert de Pirou in Gisors ein. Drei Jahre später jedoch ließ der hinterlistige Plantagenet plötzlich die Hochzeit der Kinder feiern und sich die Mitgift sofort von den gefälligen Templern ausfolgen. Ludwig VII. war wieder einmal der Geprellte. Es war eine Staatsaffäre. Die meisten Geschichtsschreiber von Gisors verlassen sich auf die alten Chroniken und berichten, der König von Frankreich habe aus Wut über diesen vermeintlichen Verrat die Templer später aufknüpfen und dann ihre abgeschlagenen Köpfe

an dem Tor in der Ringmauer des Wehrturms aufhängen lassen. In Gisors wird noch heute das »Haus der Gehenkten« gezeigt. Wenn aber die Templer gehenkt wurden, so konnte das nur *in effigie* geschehen sein, da man aus zuverlässigen Urkunden weiß, daß sie ins Heilige Land zogen, wo sie bei Hattin an der Seite Guy de Lusignans wieder auftauchten.

Die als Wächter von Gisors bestellten Templer waren keine geringen Herren. Othon de Saint-Omer, Bruder eines der neun Gründer des Ordens, und Richard of Hastings waren die beiden wichtigsten Ratgeber Plantagenets und wurden nacheinander Großmeister des Ordens in England. Es ist erstaunlich, welches großes Risiko Heinrich II. einging und welche Mittel er anwandte, um Gisors in die Hand zu bekommen. Die Haltung der Templer aber ist noch erstaunlicher, denn der Orden, der völlig im Heiligen Land gebunden war, konnte mit der Burg nichts anfangen, zumindest vom militärischen Standpunkt aus. Aber nochmals erlaubt vielleicht die Chronologie Andersons, die geheimen Triebkräfte dieses Unternehmens zu mutmaßen. Der Urkunde zufolge findet sich nämlich 1155 an der Spitze der britischen Maurer der Großmeister des Templerordens, Bertrand de Blanquefort, der, aus Aquitanien stammend, durch Eleonore englischer Untertan geworden war.

Sobald er Herr von Gisors ist, geht Heinrich II. daran, dessen Bau fertigzustellen. Die äußere Ringmauer ist unvollendet. Er schließt sie im Nordosten und Südosten, schmückt sie im Norden mit dem Eisturm (Tour Frileuse) und flankiert sie im Westen mit drei vorspringenden Türmen. Ebenso baut er das Achteck des Wehrturms und versieht ihn mit Strebemauern (*Tafel IV unten*). Es besteht kein Zweifel daran, daß die Templer maßgeblich an diesen Arbeiten beteiligt waren, die von 1177 bis 1184 dauern und über die wir genau unterrichtet sind durch die Rechnungsberichte des Schatzkammerers für die Normandie. Darin wird angeführt, daß sie 2650 Livres kosteten — über 500 Millionen heutige Francs. Das ist viel, war aber nicht zuviel, da Heinrich jetzt Gisors als Wohnsitz wählte. Es ist die Zeit seines Zwistes mit Thomas Becket. Der lästige Erzbischof von Canterbury for-

dert zuviel für den Klerus und wird in seiner eigenen Kathedrale, zu Füßen des Hauptaltars, erdolcht. Er wurde als Märtyrer heilig gesprochen. Heinrich jedoch, der geistige Urheber dieses Mordes, der Skandal auslöste, mußte den Bußfertigen spielen. Er ließ auf dem Hügel des Wehrturms von Gisors eine Sühnekapelle errichten. Einige Spuren sind noch erhalten als Andenken an den Mann, der »die Ehre Gottes« gegen einen Fürsten verteidigte, von dem Sankt Bernhard sagte: »Er kommt vom Teufel. Nun, so möge er auch dorthin zurückkehren!«

Das war mehr als eine Anspielung, es war ein Hinweis. Tatsächlich bildete die Familie Plantagenet das Thema einer Sage, über die ebenso wie über andere ein paar Worte zu sagen sind, da sie bestimmte Neigungen Heinrichs und seiner Frau in neuem Licht zeigen.

Alle alten englischen Chronisten erzählen, daß Gottfried von Anjou [79], der Vorfahr Heinrichs, sich unbedingt verheiraten wollte und überall in seiner Provinz nach einer Frau suchen ließ, deren Schönheit seinen Wünschen entsprach. Man fand sie, er heiratete die Unbekannte bald darauf, und sie schenkte ihm drei Kinder. Doch das Verhalten der Gräfin war seltsam. Nur gezwungen setzte sie den Fuß in eine Kirche, und wenn sie zur Messe geführt wurde, war sie bestrebt, vor der Wandlung wieder herauszukommen. Eines Tages wollte ihr Mann sie am Mantel zurückhalten, doch der blieb ihm zwischen den Händen. Sie ließ ihre beiden Kinder, die sie unter den Falten ihres Gewandes wärmte, und das dritte, das sie schützend an die Brust drückte, im Stich und flog zur Verblüffung der Anwesenden durch ein Glasfenster auf und davon. Sie wurde niemals wieder gesehen.

Manche Erzähler machen Heinrich selber zum Gemahl der Teufelin. Zur Erklärung dafür stehen mehrere Gründe zur Auswahl.

Zunächst war Eleonore von Aquitanien eine sehr große Dame von sehr kleiner Tugend. Mit vierzehn Jahren wurde sie die Gemahlin Ludwigs VII. Der religiöse Eifer ihres Gatten sowie seine Verachtung für die Freuden dieser Welt flößten ihr sichtlich

nur sehr wenig Bewunderung ein. Es bestand ein großer Unterschied zur Lebensauffassung ihrer Familie. Der wilde Großvater Eleonores, Guillaume de Poitiers, ein Krieger und Troubadour, hatte in seiner Stadt Niort ein Freudenhaus eröffnen und die Insassinnen in Ordensgewänder kleiden lassen. Die junge Königin war so schön und machte vor allem so ausgiebig Gebrauch davon, daß Ludwig VII. gut daran tat, sie auf den Kreuzzug mitzunehmen. Diese Neuerung brachte ihm jedoch kein Glück. In Antiochia fällt die Dame in die Arme ihres alten Onkels

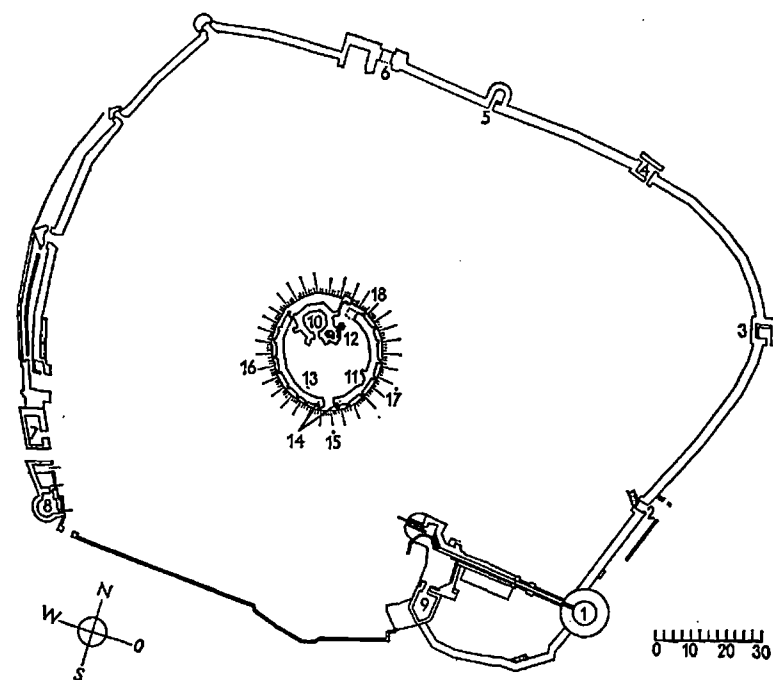


Abbildung 8: Plan der Burg von Gisors.

- 1 Eiserner Turm oder Turm des Gefangenen. — 2 Porte de Bleu (Tor des Rekruten). — 3 Tour Frileuse (Eisturm). — 4 Rechteckiger Turm. — 5 Teufelsturm. — 6 Porte des Champs (Tor zu den Feldern). — 7 Weißer Turm. — 8 Wächerturm. — 9 Turm des Gouverneurs. — 10 Wehrturm. — 11 Thomas-Becker-Kapelle. — 12 Wachturm. — 13 Brunnen. — 14 Eingangspforte zum Vorhof des Wehrturms. — 15 Erste Stufe der ehemaligen Treppe. — 16 und 17 Eingänge zu den unterirdischen Stollen

Geoffroy de Poitiers. In der nächsten Etappe schickt sie durch Brieftauben Liebesbriefe an Nureddin, den Onkel des Feindes Saladin. Bald darauf kommt die Katastrophe. Eines schönen Morgens wird der König geweckt. Seine Frau hat eine Galeere bestiegen, um den Sultan zu treffen. Eile ist geboten, das Schiff lichtet schon den Anker. Man erreicht sie noch, doch sie erklärt ihrem Gatten ohne Umschweife: »Daß Ihr's nur wißt, wirklich halten werdet Ihr mich niemals!« Es stimmt, Eleonore ist nicht zu halten. Eines Tages bietet sie ihr Hemd dem Ritter, der sich nicht fürchtet, im Turnier ohne jede andere Waffe zu kämpfen. Ein gewisser Saldebreuil nimmt törichterweise an. Er kommt natürlich um, und am selben Abend erscheint die Königin nur mit dem blutigen Hemd bekleidet auf dem Ball. Nun hat Ludwig VII. eine Idee. Er ruft seine sämtlichen Barone zusammen, um sie zu fragen, was er tun soll. »Auf Ehre, der beste Rat, den wir Euch wüßten, ist, sie gehen zu lassen«, antworten diese. Sie haben Mühe, ernst zu bleiben, denn eines Tages hat sich die Königin vor ihnen, wie ein Troubadour berichtet, entkleidet und dabei gesagt:

*Ihr Herrn, ist zum Entzücken nicht mein Leib?
Der König sagt, ich sei ein Teufelsweib.*

Und auch hier war Teufel das richtige Wort. Eleonore stammte nämlich in gerader Linie von dem Grafen Hursio von Toulouse ab, der, so erzählte man, eine Fee zur Frau genommen hatte. Er traf sie auf der Jagd an einer Quelle. Die Gräfin war eines Tages verschwunden, da Hursio sein Versprechen brach und ihr Zimmer ohne anzuklopfen betrat. Man sieht, Eleonore war erblich belastet, als sie dem bedauernswerten Ludwig VII. unter den Händen entglitt.

Sicher ist die Sage von der Heirat mit einer teuflischen Fee keineswegs neuartig. Man findet sie in dieser oder ähnlicher Form bei anderen Adelsfamilien jener Zeit. König Elinas hatte die Fee Pressine geheiratet, sie auf dieselbe Weise verloren, und aus dieser Verbindung war das Haus der Lusignan hervorgegangen. Der Urgroßvater Gottfrieds von Bouillon, Lothar, wie-

derum hatte aus seiner Ehe mit einer Fee Kinder, die sich nach Belieben in Schwäne verwandeln konnten.

Eigenartigerweise legten die aus solchen sonderbaren Verbindungen hervorgegangenen Familien bemerkenswerten Eifer an den Tag, sich untereinander zu verschwägern durch Ehen, die wiederum völlig historisch sind. Die Enkelin Gottfrieds von Bouillon, Mélisande, heiratete den Grafen Fulko von Anjou, einen Nachkömmling der Fee, die aus der Messe floh. Ihre Enkelin Sibylle ehelichte Guy de Lusignan, seinerseits ein Nachkomme der Fee Pressine. So — und dahin wollten wir kommen — schloß die Heirat zwischen Heinrich und Eleonore die Lücke in einer Reihe von dynastischen Verbindungen zwischen Familien, von denen die Legenden mit den Tatsachen übereinstimmend erzählen, daß es ihrer religiösen Tradition entschieden an Orthodoxie fehlte, deren Ruf der Zauberei jedoch fest gegründet war.

Aus einer alten Liebschaft entstanden, wurde diese Ehe ebenso aus politischem Interesse wie aus Liebe geschlossen. Doch Heinrich war zehn Jahre jünger als seine Frau, die bald furchtbare Eifersuchtsqualen litt, wobei sie als echte Evastochter beachtlichen Mangel an Gedächtnis und Logik bewies. Heinrich hatte nun auf eine junge, bezaubernde Engländerin, Rosamond Clifford, ein Auge geworfen. Er kannte die Unbeständigkeit der Frauen, die er sich lange genug zunutze gemacht hatte, und war sich klar darüber, daß er nicht jünger wurde. Deshalb bemühte er sich, dem Schicksal zu entgehen, das er einst dem guten Ludwig VII. bereitet hatte. Die Erinnerung an seine eifrigen Studien gab ihm nun einen Gedanken ein, der zwar nicht neu, aber auch keineswegs gewöhnlich war.

In Oxfordshire, in Woodstock — jener Stadt, die an der Stelle des einstigen Hexenwaldes erbaut war und wo Heinrich Beauclerc seine berühmte Menagerie hatte — stand eine sehr alte Burg. Er machte sie zum Wohnsitz von Rosamond. Um sie vor Begehrlichkeit sowie vor Versuchungen zu schützen, richtete er ihr Zimmer am äußersten Ende eines Labyrinthes ein, das er genau nach dem Vorbild der ägyptischen bauen ließ. Er allein kannte das Geheimnis.

Eleonore erfuhr von der ganzen Geschichte und rächte sich, laut Roger of Hoveden, folgendermaßen. Dank ihres getreuen Bogenschützen Mercadier, der nach Gunstbezeugungen seufzte, mit denen sie verschwenderisch umging, gelang es ihr, sich das Labyrinth entschlüsseln zu lassen, und zwar von einem der Maurer, die daran gebaut hatten. Sie begab sich auf die Suche nach ihrer Rivalin.

»Im ersten Gang zählte sie acht Türen, ohne stehenzubleiben, stieß die neunte auf, folgte einem neuen Weg, an dem sich gerade und schräge Gänge befanden, schlug den dritten ein und wandte sich nach rechts. Nach fünfundzwanzig Schritten entdeckte sie eine Falltür im Boden, hob sie hoch, stieg sechs Stufen herab und befand sich plötzlich in einem dunklen Keller. Sie wußte, daß sie drei Armeslängen an der rechten Innenwand entlanggehen mußte. So konnte sie sechs weitere Stufen finden, die ihr erlaubten, wieder ans Tageslicht zu steigen, und die letzte Tür zur Linken führte in das Zimmer von Rosamond.« Das Ende der Erzählung ist des Anfangs würdig. Eleonore zückt einen Dolch und stößt ihn in die hübsche Brust ihrer Rivalin. In anderen Versionen der Legende ist es einmal ein seidener Faden, dann wieder ein langes Haar von Rosamond, die Eleonore durch das Labyrinth führen.

Man kann darüber lächeln, sollte jedoch vor allem zu begreifen suchen. Die ganze Geschichte gibt bis in die Einzelheiten den uralten Einweihungsmythos wieder. Lediglich die Namen der Helden haben sich geändert, nicht aber ihre Rollen. König Heinrich II. Plantagenet tritt an die Stelle des Königs und Richters Minos, der das Labyrinth von Kreta erbauen ließ, Eleonore an die des Theseus und Rosamond bald an die der Ariadne, bald an die des furchtbaren Minotauros. Mercadier schließlich erhält sogar die Rolle und den Namen Merkurs zugleich, der in Gestalt des Hermes Psychopompos den Eingeweihten bis zum geheimen Sanktuar führte. Die Erzähler konnten keine bessere Fabel ersinnen, um uns zu sagen, daß der König von England und seine Frau Okkultisten höheren Grades waren.

Höchst beachtlich ist, wie die Legende sich hier so sehr den

historischen Tatsachen annähert, daß sie in den meisten Punkten mit ihnen zu verschmelzen scheint. Nicht nur, daß alle Helden, Mercadier inbegriffen, existiert haben, sondern auch die Orte, an denen Hoveden seine Erzählung spielen läßt, sind für die verschiedene Begebenheiten besonders geeignet.

Die Burg von Woodstock ist wirklich ein rundes Schloß, das von den Dänen erbaut wurde. Die Römer haben ihm einen doppelten Festungsgürtel gegeben, und es liegt an einer Römerstraße. Im 9. Jahrhundert wurde es die Residenz von König Aethelstan. Die Zunft der Maurer rühmte sich, von ihm ihre erste Urkunde erhalten zu haben. Dann wurde Woodstock den Templern geschenkt. Unter Heinrich II. Plantagenet war es der Wohnsitz des Großmeisters in England, eben jenes Othon de Saint-Omer, der später Hüter der Burg von Gisors wurde. Und wenn Heinrich nicht genau das Labyrinth der Sage nachbauen ließ, so schuf er doch ein weitgespanntes Netz von unterirdischen Gängen, wie er es gleichzeitig in Gisors tat. Was von diesem Netz geblieben ist, läßt sich nicht mehr sagen, da Marlborough bei seinem Aufbruch in den Krieg 1723 die alte Burg von Woodstock zerstörte. Man sieht aber heute noch den alten Brunnen, der mit einem Eisengitter bedeckt ist. Er heißt Brunnen der Rosamond. Es ist nämlich erwiesen, daß die geheimnisvolle Geliebte Heinrichs — man nannte sie »fair Rosamond«, im Englischen ein Wortspiel, das zugleich die Schöne und die Fee (in Anlehnung an »fairy«) bedeutet — sehr wohl in der Burg von Woodstock wohnte, wo sie 1177, wahrscheinlich auf Anweisung Eleonores [80], vergiftet wurde.

Heinrich ließ sie in Godstow vor dem Hauptaltar der Kirche beisetzen und folgende Grabinschrift einmeißeln:

*Hier ruht in der Erde
Nicht eine reine Rose, sondern die Rose der Welt.
Sie duftet nicht, doch sie verrät,
Was zu duften pflegt. [81]*

Der Bischof von Lincoln entrüstete sich über den unverständlichen Kult, den die Nonnen von Godstow mit »dieser Dirne« trieben. Er ließ später das Grab verlegen und die Inschrift löschen.

Ich erinnere mich des Tages, an dem ich Woodstock entdeckte. An einem klaren Frühlingstag trieben die Wolken am Himmel Englands wie Federn dahin. Worin war Eleonore verletzt worden? Zutiefst in ihrer Weiblichkeit oder in ihrem geheimsten Wissen? Und wem hatte die Liebe Heinrichs II. Plantagenet gegolten? Rosamond Clifford, der Tochter von Lord Walter Fitz-Ponce, die ihm den Bastard Wilhelm Langschwert schenkte? Oder vielmehr der symbolischen Rose, der Blume mit den fünf spitzen Blättern an dem alten Wappen, der Rosette der Kathedralen, dem Emblem der Rosenkreuzer, der Blume, der Dante die Gestalt des Templerordens verleiht, wenn er schreibt:

*Ins gelbe Zentrum jener ew'gen Rose,
die sich ausdehnt und abstuft und zur Sonne
des steten Lenzes Lobesdüfte sendet,
geleitete Beatrix mich, der schwieg
und reden wollte, doch sie sagte: Schau,
wie groß die Schar der Weißen Mäntel ist.*

Die Frage war durchaus nicht unbegründet. Eleonore hatte als Emblem den Vogel der Alchimisten gewählt, den Pfau. Auf ihrem Siegel, das in der Abtei de la Sauve aufbewahrt wird, sieht man sie, in der rechten Hand eine Rose haltend und in der linken einen Pfau, der auf einem Kreuz sitzt. Sie veranstaltete Pfauenfeste, auf denen man den Vogel feierlich verzehrte, nachdem man ihm den Eid geleistet hatte, genauso wie es der Sage nach am Hof König Artus' geschah. Das Emblem Heinrichs war der Leopard, den er den Wappen von England und der Normandie vermachte. Der Leopard hieß einst »Panthee«, woraus später Panther wurde, da er den Gott Pan, das Große All, den Kosmos symbolisierte. Auf den Monumenten des alten Orients werden die Flecken seines Felles übrigens durch Sterne dargestellt. [82] Und die ägyptischen Priester hüllten sich für den Gottesdienst in ein Pantherfell. »Daß Heinrich II. den Leopard wählte, geschah sehr wahrscheinlich aus Widerspruch gegen die Kirche.« [83]

In der Abtei von Fontevrault in der Touraine sind heute noch die Grabstätten Heinrichs und Eleonores zu sehen. Auf den Hän-

den Heinrichs — »er trug nie Handschuhe, es sei denn zur Falkenjagd« — erkennt man zwei Rosen. Auch Wilhelm der Rote und Heinrich Beau Clerc führten sie auf ihrem großen königlichen Siegel. [84]

DIE LIEBHABER DER KÖNIGIN BLANKA

Ad lapidem currebat olim regina

Die Templer erschienen in Gisors nur auf der Bühne während der drei kurzen Jahre, in denen ihnen die Obhut über die Burg anvertraut worden war. Vermutlich hat aus diesem Grund kein Historiker bemerkt, daß dunkle Tatsachen ihr Geschick bis zum Ende mit dem der Festung verbanden, deren Bau Thibaud Payen, ein Neffe ihres Gründers, begonnen hatte.

Bekanntlich basierte der ganze Prozeß auf den Denunziationen von Esquieu de Floyran und seinem Helfershelfer Bernard Pelet. Die beiden Templer gaben an, dem König einige Geheimnisse des Ordens zu verraten. Nun wurde diese Intrige in Gisors gesponnen. Bei seinem Widerruf erklärte der Templer Ponsard de Gizy: »Dies sind die Verräter, die Falschheit und Treulosigkeit gegen die vom Templerorden angeraten haben: der Mönch Guillaume Robert, der sie der Folter aussetzte, Esquieu de Floyran aus Béziers, Prior von Montfaucon, Bernard Pelet, Prior von Mas d'Agenais und Géraud de Boysol, Ritter des Königs, die alle nach Gisors gekommen sind.« [85]

Man erinnert sich an den ungewöhnlichen Gegenstand, der am Morgen der großen Razzia im Temple von Paris gefunden wurde und den die Ankläger für den geheimnisvollen Baphomet hielten: ein goldener Frauenkopf, der den Schädel eines kleinen Mädchens enthielt und das seltsame Etikett trug »CAPUT LVIII m«. Dieser Kopf wurde nach der Auffindung einer Person namens Guillaume de Gisors anvertraut. [86]

Das ist noch nicht alles. Die große Razzia fand am 13. Oktober 1307 statt, die Untersuchung jedoch begann erst am 12. November 1308. Am 29. November 1308 übermittelte Philipp der Schöne dem Friedensrichter von Gisors den schriftlichen Befehl, die dortigen Templer zu verhaften. [87] Warum waren diese bis jetzt als einzige in Freiheit geblieben? Und welche Tatbestände förderte die Untersuchung zutage, daß man sofort nach deren Beginn sich der Templer bemächtigte?

Man fragte sich nun, in welchem Gefängnis die Würdenträger des Ordens — Molay, Pairaud, Charnay und Gonneville — nach ihrer Einkerkung in Chinon geschmachtet hatten. Ein allerdings wenig bekannter Geschichtsforscher des vergangenen Jahrhunderts, J. Depoin, hat bereits die Antwort darauf gegeben: »Jacques de Molay wurde in Gisors eingesperrt, bevor der letzte Großmeister der Templer 1314 den Weg auf den Scheiterhaufen antrat.« [88]

Nachdem sich der Vorhang über den letzten Akt der Tragödie gesenkt hat, findet man wiederum in Gisors die Spur einer merkwürdigen Persönlichkeit, die vielleicht die verborgenen Hintergründe kannte. Es war der Templer Simon de Macy. Im Gegensatz zu allen anderen war er niemals der Gerichtsbarkeit überantwortet worden, da sich der König von Anfang an seinen Fall vorbehalten hatte. Auf schriftliche Anweisung Philipps des Schönen wurde er nach Gisors gebracht und im Turm eingesperrt, »am Pfingstsonnabend im Jahre des Heils MILCCC und vierzehn«. Der König warnte den Vogt von Gisors, er hafte mit seinem Leben für die Bewachung dieses Gefangenen, mit dem niemand sprechen durfte. [89] Derart ausgedehnte Vorsichtsmaßnahmen wirken einigermaßen überraschend, da der Templerorden gerade außer Gefecht gesetzt worden war. Bewahrte Simon de Macy irgendein Geheimnis, das der König, falls er es ihm entrissen hätte, keinesfalls mit den kirchlichen Untersuchungsrichtern teilen wollte? Die Behandlung dieses Gefangenen legt solche Gedanken nahe.

Zu Anfang dieses Buches haben wir die Sage erwähnt, auf die hin Roger Lhomoy gegen jeden gesunden Menschenverstand

sein außergewöhnliches Werk begann. Königin Blanka wird belagert, erscheint und verschwindet nach Belieben dank der angeblichen unterirdischen Verbindung zwischen den Burgen von Gisors und Neaufles. In diesen unterirdischen Gängen soll ein Schatz verborgen sein. Er wird von Eisengittern geschützt, die sich nur am 24. Dezember um Mitternacht öffnen. Zu dieser Sage kommt noch eine andere. Königin Blanka hatte einen Liebhaber, den Ritter Poulain. Aus dieser Liebe entsproß eine Tochter, die nicht am Leben blieb. Der König erfuhr von seinem Mißgeschick und ließ seinen Rivalen in den Turm der Burg von Gisors werfen, der seitdem »Turm des Gefangenen« hieß. Poulain wurde bei einem Fluchtversuch verwundet und starb in den Armen seiner Geliebten. Sie begrub ihn in dem berühmten unterirdischen Gewölbe neben ihrer beider Tochter.

Es gab eine Königin Blanka, nämlich Blanka von Navarra, die ihr Onkel König Philipp VI. von Valois nach Frankreich kommen ließ, um sie seinem Sohn, dem zukünftigen Johann II., dem Guten, zur Frau zu geben. Aber als der Onkel, ein Witwer, der mit einer hinkenden, zänkischen Frau verheiratet gewesen war, seine unvergleichlich schöne, achtzehnjährige Nichte sah, zog er es vor, sie für sich zu behalten. 1349 wurde Blanka Königin von Frankreich und im nächsten Jahr Witwe. 1359 erhielt sie Gisors und Neaufles als Witwensitz. Sie zog sich dorthin zurück und starb 1398 im Alter von sechsundsechzig Jahren (*Tafel II*).

Blanka war allerdings eine vorbildliche Witwe. Sie lehnte die Hand König Alfons' XI. von Kastilien mit der stolzen Antwort ab: »Die Königinnen von Frankreich verheiraten sich nicht wieder.« In ihrem Verhalten kann man nun keinesfalls den Grund dafür suchen, daß die Überlieferung ihr geheime Liebschaften zuschreibt.

Sie hatte sie dennoch, aber von ganz anderer Art, nach ihrem Testament zu urteilen. Es wurde in Neaufles abgefaßt, in den Archiven der Basses-Pyrénées aufbewahrt und 1885 von dem Historiker Léopold Delisle veröffentlicht, der außerdem die Testamente der Alchimisten Arnold von Villanova und Rai-

mundus Lullus herausgab. Das Testament der Königin Blanka enthält drei wenig alltägliche Legate.

Den Karmeliterinnen von Paris vermachte Blanka »einen Teil von einem der Nägel, die den Erlöser durchbohrten«. Diese Reliquie war in eine Statuette gefaßt, die »Christus darstellte, der den Nagel in der Hand hält« [90]. Ihrer Tochter [91] vermachte die Königin »Das Buch von Barlaam, Joasaph und vielen anderen Dingen aus den Wappen Frankreichs und Burgunds« und ihrem Schloßkaplan Nicole de Rueil »einen Krug aus Kristall, darin eine Lilie steht und die Milch Unserer Lieben Frau ist« (*Tafel X links*).

Das Buch von Barlaam und Joasaph ist eine Erzählung aus dem 14. Jahrhundert in provenzalischer Sprache. Die Idee wird allgemein den Katharern zugeschrieben. Der südfranzösische Eremit Barlaam bringt dem Joasaph, Prinz von Indien, »den kostbaren Stein, den kein Mensch sehen kann, wenn er nicht das wahre Gesicht hat, und der seinem Besitzer alle Güter gibt«.

Die Herkunft dieses Werkes verdient angedeutet zu werden. Die Literaturhistoriker waren es müde, vergebens nach den Quellen zu suchen und vermuteten, daß der anonyme Verfasser seine Inspiration aus einem griechischen Roman der alexandrinischen Epoche bezogen hatte. Nun haben kürzlich sowjetische Archäologen in Turkestan mehrere Seiten des Originaltextes aufgefunden in der zumindest unerwarteten Form eines Manuskriptes aus dem 8. Jahrhundert in uigurischer Sprache. Diese Entdeckung wirft mehr Probleme auf, als sie löst...

Das kostbare Gefäß zeigten die Erben höchstwahrscheinlich niemals bei öffentlichen Prozessionen.

Im bilderreichen Vokabular der Hermetiker bedeutete die »Milch der Jungfrau« das bei der Herstellung des Steins der Weisen unerläßliche quecksilberhaltige Wasser. Ein Zeitgenosse der Königin Blanka, der Alchimist Basilius Valentinus, gibt folgendes Rezept: »Wenn der Stein fertig und mit der wahren Milch der Jungfrau präpariert ist, nimm einen Teil davon und mache ausgezeichnetes und sehr reines Gold.« [92]

Durch die Mitteilung, daß eine auf Alchimie versessene Köni-

gin in Gisors die Nachfolge der letzten Templer antrat, bestätigt die Geschichte nur, was die Sagen in verschleierte Worten berichten. Was weiß sie uns nun über den Gefangenen zu sagen, den die Königin mit ihrer Gunst ausgezeichnet haben soll?

Sie schweigt wohlgerne über den romanhaften Ritter Poulain, dessen Abenteuer als Allegorie erfunden wurde.

Dafür gibt sie uns einen Hinweis darauf, welches wohl Ursprung und Sinn dieser Sage sein könnten. Ein Forscher des vergangenen Jahrhunderts entdeckte, daß ein Wolfgang de Polham — er war der Vertraute der Maria von Burgund, der Tochter Karls des Kühnen — von Ludwig XI. 1479 in der Schlacht von Guinegate gefangen genommen und in den Turm von Gisors geworfen wurde, aus dem er erst nach dem Tod des Königs, vier Jahre später, wieder herauskam. [93] Von diesem Polham ist noch etwas anderes bekannt: er war Mitglied des Ritterordens, der 1429 von Herzog Philipp dem Guten von Burgund gestiftet wurde. Dieser Orden, der, seinem neuesten Historiker zufolge, »den geheimen Zweck gehabt zu haben scheint, zwischen Okzident und Orient das Band der Einweihungen neu zu knüpfen, das durch die Vernichtung des Templerordens abgerissen war« [94], nannte sich Orden zum Goldenen Vlies [95]. Bekanntlich ist der Argonaut Alchimist. So hätte der Ritter Polham für Königin Blanka von Navarra einen würdigen Liebhaber abgegeben. Trotzdem kann er es nicht gewesen sein, denn die Königin war beinahe ein Jahrhundert zuvor gestorben.

Es stimmt, daß eine solche Königin für die Sage nie stirbt und immer Liebhaber finden wird. Sie ist weiß und Witwe, wie Isis. Sie wird in ihren Liebschaften durch einen eifersüchtigen König behindert, wie Isolde. Sie zeugt mit einem Ritter eine Tochter, die im Dunkel bleibt, wie die Yse der Templer. Sie ist Herrin über alle Geheimnisse, die der Profane stets dort sucht, wo sie schon nicht mehr ist. Unerwartet wie der Blitz straft sie jeden, der sich ihrer mit Gewalt bemächtigen will. Der Umgang mit ihr ist jedoch für den Adepten fruchtbar, dem gegenüber sie stets hilfreich ist.

Im ursprünglichen Sinn des Wortes aber ist eine Legende

etwas, das man lesen soll. Die von Blanka und Poulain übermittelt uns, ebenso wie die anderen, die sich um die Erbauer der Burg ranken, eine deutliche Botschaft. Wie Bellême, Heinrich Beau Clerc und Plantagenet waren auch Molay, Macy und Polham Adepten. Gisors gehört den Liebhabern der Isis.

Metapher? Jedenfalls ist sie nicht von uns erfunden. Ein Gefangener hat vielmehr in Gisors deutlich in Stein eingemeißelt, daß er ein Liebhaber der Isis war. Dieser Gefangene unterzeichnete mit Poulain. Er hatte die Burg entschlüsselt, dieses unvergleichliche hermetische Gebäude, dessen Geheimnis und dessen Schatz sich für eine Nacht, vier Jahrhunderte später, unter dem Spitzhackenschlag des Schweinehirten Lhomoy einen Spalt weit öffnen sollten.

DIE BURG DER DREI WAGEN

Wenn wir jetzt erklären, daß die Überlieferung von dem unterirdischen Schatz, dessen schützende Eisengitter sich nur in der Christnacht öffnen, kein Altweibermärchen ist, sondern der Wirklichkeit entspricht — wer wird uns glauben wollen?

Dennoch hat diese Legende nichts mit phantasievollen Träumen zu tun: Weise haben sie vielmehr mit großer Sorgfalt verfaßt, um demjenigen, der zu verstehen weiß, den geheimen Plan der Burg von Gisors zu offenbaren.

Der defensive Wert der Burg ist mittelmäßig, wie wir bereits bewiesen haben. Trotzdem darf man nicht meinen, ihre Erbauer seien Stümper gewesen. Ganz im Gegenteil, der Grad ihrer Klugheit ist erstaunlich. Die Strategie hat in ihren Plänen nur eine sekundäre Rolle gespielt. Ihr Hauptanliegen war, astronomischen Regeln entsprechend mit bemerkenswerter Perfektion zu bauen. Welchen? So verblüffend es erscheinen mag — das ganze Gebäude ist nach dem örtlichen Stand des Himmels am 24. Dezember um Mitternacht entworfen worden.

Das ist zwar nicht leicht, aber durchaus möglich zu beweisen. Wenn auch nur der Glaube an die astrologische Symbolik für die Erbauer maßgeblich war — und zudem sicher die Verpflichtung, die Struktur ihres Werkes zu verschleiern —, so genügen doch die positiven Gegebenheiten der Astronomie, diesen Beweis zu liefern.

Bevor wir das tun, wollen wir uns klarmachen, daß für die Menschen des Mittelalters die Sonne sich um die Erde dreht, und daß die Erde nicht kugelförmig, sondern flach ist. Infolgedessen basierten ihre Berechnungen lediglich auf der anscheinenden Bewegung der Gestirne und ließen keine Projektionen auf die Himmelskugel, sondern nur auf die Ebene zu.

Ferner müssen wir beachten, daß der Teil des sichtbaren Himmels von einem angenommenen Punkt auf der Erde nach folgenden Bedingungen variiert: 1. je nachdem, ob dieser Punkt auf der nördlichen oder auf der südlichen Hemisphäre liegt (das hieß für unsere Verfahren, oberhalb oder unterhalb der Erdscheibe); 2. je nach dem anscheinenden Lauf der Sonne, also dem Zeitpunkt des Jahres; 3. je nach der Erdumdrehung, also dem Augenblick des Tages.

Die sogenannte Horizontalebene teilt die Himmelskugel von einem angenommenen Punkt und in einem angenommenen Augenblick in einen sichtbaren und einen unsichtbaren Sektor. Die Meridianebene wird von der Sonne während des Tages durchlaufen.

Schließlich ist zu berücksichtigen, daß das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen, das heißt die Verschiebung der Äquinoktialachse, alle einundsiebzig Jahre annähernd einen Grad ausmacht. So steht die Sonne am 24. Dezember im Zeichen des Steinbocks. Aber zwischen den Jahren 1100 und 1170 beispielsweise stand sie am gleichen Datum 25° im Schützen. Allerdings handelt es sich hier nicht um den herkömmlichen Tierkreis der Astrologen, in dem jedes der zwölf Sternbilder einen gleichen Teil der Ekliptik einnimmt, sondern vielmehr um den astronomischen Tierkreis, in dem die Sternbilder ungleichmäßig auf die Ekliptik verteilt sind, wie es auch der Wirklichkeit entspricht. Dieser Tierkreis nun enthält dreizehn Zeichen und nicht zwölf. Das »astrologische« Stern-

bild des Skorpions besteht nämlich aus zwei verschiedenen, dem eigentlichen Skorpion und dem Ophiuchus.

Von diesen Gegebenheiten ausgehend, läßt sich leicht auf $1^{\circ} 2'$ genau feststellen, welcher Teil des Himmels in Gisors, das heißt $49^{\circ} 17'$ nördlicher Breite und $0^{\circ} 34'$ östlicher Länge von Greenwich, am 24. Dezember um Mitternacht zwischen dem Jahre 1090, in dem der Bau der Burg begonnen, und dem Jahre 1184, in dem er beendet wurde, sichtbar war. Auf dieselbe Weise läßt sich der entsprechende Teil des unsichtbaren Himmels bestimmen (Abb. 9).

Wenn man das nun in die Tat umsetzt, stellt sich etwas Sonderbares heraus: in der fraglichen Zeit standen am 24. Dezember um Mitternacht der Große und der Kleine Wagen einerseits, das Schiff oder der Wagen der Meere andererseits von Gisors aus gesehen in Opposition. Diese reziproke Position der drei Wagen, die sich nur einmal im Jahr ergab, hat den gesamten Grundriß der Burg bestimmt.

Das stark vereinfachte Schema auf *Abbildung 9* zeigt, wie die Erbauer vorgehen. Sie legten zunächst die Projektion der Konstellation des Schiffes auf dem Boden fest. Da dieses Sternbild zur südlichen Hemisphäre gehört und sich somit für sie »unter der Erde« befand, ist sein Abbild auf dem Boden naturgemäß die Umkehrung dessen, das man am Himmel erblickt. Andererseits entsprach die Konstellation des Schiffes im Mittelalter nicht der auf unseren jetzigen Himmelskarten. Das Schiff wird heute von den Astronomen in deutlich unterschiedene Teile aufgegliedert: Bug, Kiel, Segel usw. Damals jedoch war es ein einziges Sternbild. In dieser Darstellung besaß nun das Schiff eine Eigenschaft, die es von allen anderen Sternbildern abhob. Vier seiner Seiten standen nämlich senkrecht zueinander, wodurch es sich in ein vollkommenes Quadrat einzeichnen ließ. Ferner durchschnitt zu der fraglichen Zeit die Verlängerung einer seiner anderen Seiten die Horizontalebene von Gisors im Winkel von 45° und grenzte so ein zweites Quadrat ab. In diesen beiden Quadraten wiederum standen am 24. Dezember um Mitternacht jeweils der Kleine und der Große Wagen.

War eine derart komplexe Himmelsarchitektur den Erbauern

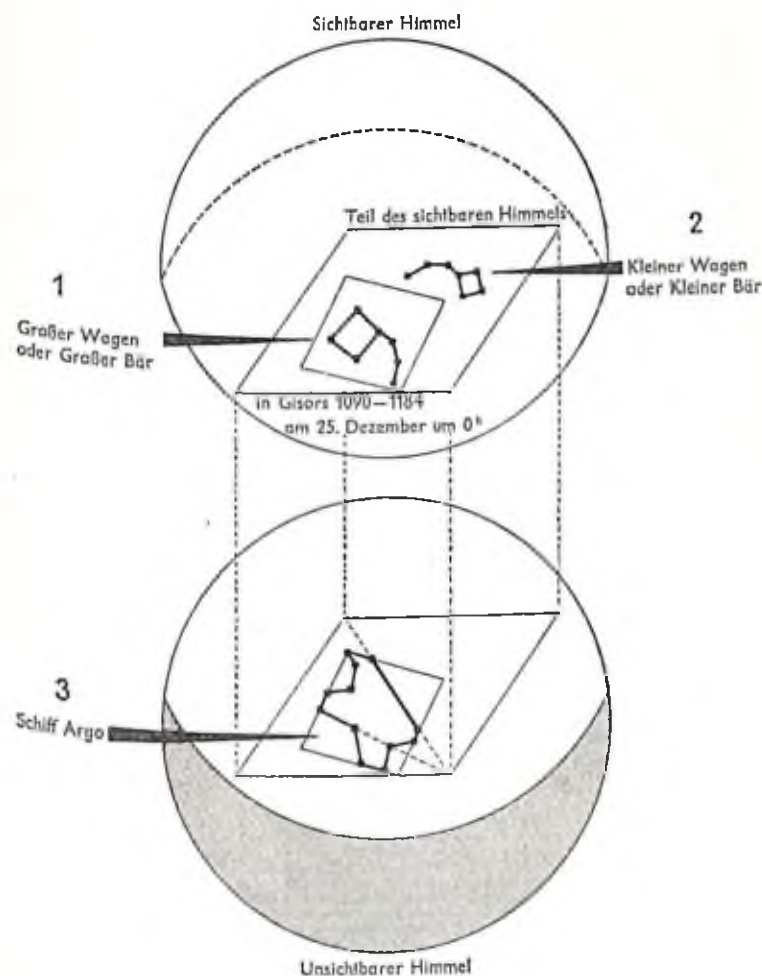


Abbildung 9

wirklich bekannt? Und haben sie diese tatsächlich in Stein verwirklicht? Es fiel schwer, das zu glauben, wenn es dafür nicht zwei sehr stichhaltige Gründe gäbe.

Zunächst wissen wir, daß die Erbauer des Schlosses für sämt-

liche beschriebenen Planungen ein ausgezeichnetes Instrument zur Verfügung hatten, den Astrolab, den die Mauren erfunden hatten und der ein Jahrhundert zuvor von Papst Gerbert d'Aurillac aus Spanien mitgebracht worden war. Auf dieser Art Uhr mit mehreren Zifferblättern befanden sich ein Tierkreis und eine stereographische Projektion der Himmelskugel, wie sie von einem angenommenen Breitengrad aus sichtbar war. Durch in Grade eingeteilte Zeiger konnte man Norden, die Zeit, die Winkelgrade und die Position aller Sterne bestimmen. Die Mohammedaner benutzten den Astrolab seit langem, um die Lage von Mekka und die Gebetsstunden zu fixieren. [96]

Vor allem aber zeugt die tausendjährige Burg selbst, wie wir sie heute noch vor Augen haben, unwiderlegbar für das bei ihrer Erbauung maßgebliche Verfahren (*Abb. 10 und 11*).

Man braucht tatsächlich nur eine Pause der Konstellation des Schiffes oder Wagen der Meere auf den Plan der Burg von Gisors aufzulegen, um folgendes festzustellen:

1. Der äußere Festungsgürtel läßt sich genau in das große Quadrat und der Hügel des Wehrturms genau in das kleine einzeichnen.

2. Die Verlängerung der dreizehn Seiten des Sternbildes fallen jeweils mit allen Türmen und Toren des Gebäudes zusammen.

Wir beschränken uns auf diese beiden sofort feststellbaren Tatsachen, um den Leser nicht mit technischen Einzelheiten zu verwirren, die sicher interessant, aber auch sehr kompliziert sind.

Dennoch sei darauf hingewiesen, daß manche Hermetiker viel weitergehen. Sie behaupten, die Erbauer hätten die beiden Himmelsquadrate als »magische Quadrate« genommen und mit ihrer Hilfe jeden Bestandteil des Gebäudes verschlüsselt. Die mathematischen Schlüssel dieser Quadrate ermöglichten eine vollständige Dechiffrierung. Diese Theorie ist zu gewagt, so daß wir ihren Anhängern die volle Verantwortung für ihre Folgerungen überlassen möchten. Wir können sie aber nicht mit Stillschweigen übergehen, da man sehen wird (*Anhang I*), daß sie in mehreren Punkten auf frappierende Weise die positiven Tatsachen bestätigen.

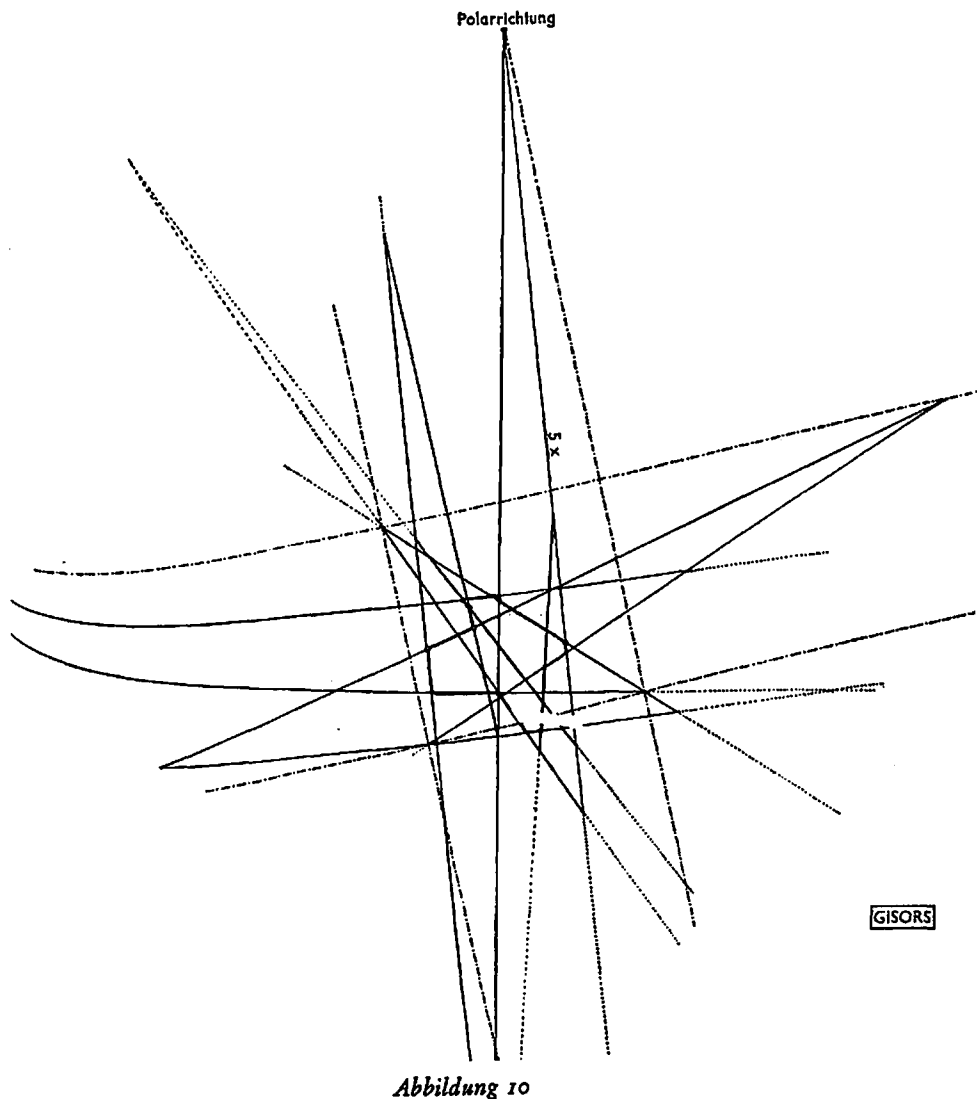


Abbildung 10
Wie dem auch sei, der Plan allein macht die Burg von Gisors zu einem Bauwerk, das zu jener Zeit nicht seinesgleichen hat. Gewiß haben vom 18. Jahrhundert bis in unsere Tage Montluisant, Fulcanelli, Maurice Magre usw. die Esoterik bestimmter mittel-

alterlicher Bauten bereits aufgezeigt. Aber einmal beschäftigen sie sich nur mit sakralen Bauten, bei denen es keineswegs überrascht, symbolische Elemente zu finden; andererseits und vor allem sind es bei diesen Bauten allein ornamentale Einzelheiten mit symbolischen Figuren, die mehr oder minder alchimistische Züge aufweisen. Im Gegensatz dazu ist nun Gisors kein sakrales, sondern ein Festungsbauwerk. Sein gesamter Bauplan, und nicht nur die bloße Ornamentik, wurde jedoch auf Grund von astronomischen Gegebenheiten entworfen, die für die Erbauer Symbolwert hatten.

Das rüttelt an den feststehenden Grundsätzen mittelalterlicher Archäologie. Es beweist, daß die Erbauer in Gisors ein Bauwerk zweifacher Bestimmung errichtet haben, nämlich militärischer und religiöser — besser sollte man sagen, ein doppelsinniges. Zwar fehlt es im Mittelalter keineswegs an befestigten Kirchen, doch sie sind alle als solche erkennbar, während sich in Gisors der sakrale Charakter des Gebäudes völlig hinter dem profanen Äußeren einer Festung verbirgt.

So seltsam diese Kaschierung erscheinen mag, läßt sie sich doch einleuchtend erklären. Das christliche Weihnachten hat nur die heidnischen Feste der Wintersonnenwende abgelöst, die seit der Jüngerer Steinzeit gefeiert wurden. Ihr Fortleben in Gallien wird durch Interdikte der katholischen Kirche bis zum Jahre 789 unserer Zeitrechnung belegt.

Als sie ihren Bauplan auf die Sonnenwende gründeten, taten die Erbauer der Burg von Gisors dasselbe wie fünfundzwanzig bis dreißig Jahrhunderte früher jene der großen steinernen Kultbauten, für die Stonehenge in England das großartigste Beispiel ist. In Stonehenge hatte man beobachtet, daß die Sonne am Tag der Sommersonnenwende in der Nähe eines unbehauenen Steines aufging, der über 600 Meter von dem Gebäude entfernt auf freiem Feld stand. Nun bildet die gerade Linie zwischen diesem Stein und dem Opferaltar die Symmetrieachse des Heiligtums. Manche Archäologen nahmen also an, es handelte sich um eine absichtliche Orientierung. Von dieser Hypothese ausgehend, die bereits in den babylonischen Zikkuraten und den ägyptischen Pyramiden vorweggenommen worden war, berechneten sie, wann

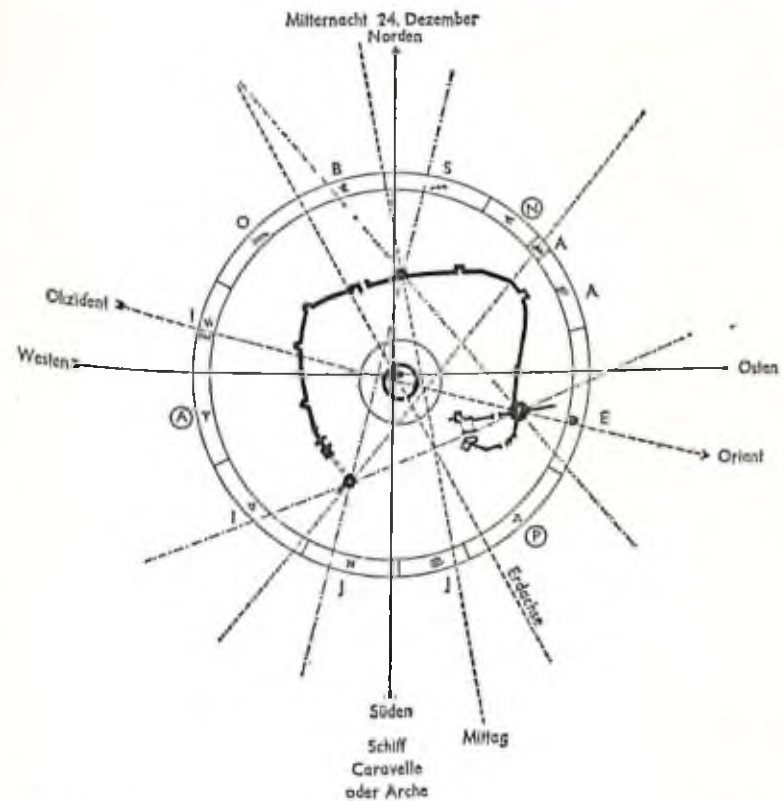


Abbildung 11: Auf der Abbildung Seite 185 sieht man die Konstellationen des Schiffes (in Linien) und (punktiert) die Linien, die man erhält, wenn man diese Konstellation nach jeder Seite verlängert. Der Pol bezeichnet den Norden. Wenn man die Abbildungen 10 und 11 übereinanderlegt, so daß ihre Nord-Süd-Achsen übereinstimmen, und wenn man dann das Ganze gegen das Licht hält, entdeckt man, daß jeder der zwölf Türme und Tore der Burg von Gisors mit einer der Linien der Konstellation des Schiffes zusammenfällt. Gisors befindet sich auf $49^{\circ} 17'$ Breite und $0^{\circ} 34'$ Länge. Der astronomische Plan ist gültig von 1100 bis 1170. Die Präzession der Tages- und Nachtgleichen betrug 1 Grad in 71 a 57 222.

die Sonne direkt über dem Stein aufgegangen war, um den Bau zeitlich bestimmen zu können. Nach ihren Berechnungen mußte er um das Jahr 1900 v. Chr. errichtet worden sein. Andere Archäologen jedoch sahen das lediglich als Spekulation ohne Beweis-

kraft an, die von vernunftwidrigen okkulten Erwägungen ausging. Ihrer Meinung nach resultierte die Orientierung von Stonehenge, genau wie bei den Zikkuraten und den Pyramiden, aus rein zufälligem Zusammentreffen. Nun hat in jüngster Zeit die Datierung der Steine von Stonehenge ins Karbon 14 auf fünfzig Jahre genau den Zeitpunkt des Baues, der sich auf den Himmelsstand gründete, bestätigt. Die absichtliche Orientierung des Heiligtums nach der Sommersonnenwende wurde dadurch unwiderlegbar bewiesen.

Die Erbauer der Burg brauchten ihr Vorbild nicht so weit zu suchen, obwohl sie Stonehenge zweifellos gekannt haben. In unmittelbarer Umgebung von Gisors bezeugen Megalithen, daß diese Landschaft in grauer Vorzeit heilig war. Sie konnten die Haute Borne von Montjavoult sehen sowie die Überreste der prähistorischen Grabstätte von Flavacourt, den Dolmen von Trie, den Stein von Petit Marais bei Vaudrancourt, den der Volksaberglaube für den Wohnsitz von Blaiseau l'Ardent hält, dem Mann ohne Kopf, der die Reisenden irreleitet.

Ihre wenig katholische Bauweise paßt zu ihrem Leben, das zugleich gelehrt, heterodox und ungewöhnlich ist. War der Neffe von Hugues, Thibaud Payen, nicht empfänglich für abergläubische Vorstellungen, nach denen sich alle Megalithen im Vexin in der Nacht der Wintersonnenwende durch Zauber um sich selbst drehen? Sollte Wilhelm der Rote, der Sohn des Eroberers, nicht gewußt haben, daß sich hinter der Gestalt von Blaiseau das Irrlicht [97] verbarg, damals in der Normandie »Wilhelmsdocht« genannt, und daß von seinem Vater das Gesetz zur Einhaltung des Feierabends [98] stammte? Hatte Heinrich I. nicht lange über das Abenteuer des Schiffes Argo meditiert, das die Irrlichter vor dem Untergang [99] retteten? Wußte man nicht, daß Heidentum, Judentum und Christentum jeweils dem Schiff einen symbolischen Wert verliehen haben — Schiff der Isis, Arche Noah, Schiff Petri? Sicherlich wunderten sich diese Männer in Gisors am 24. Dezember um Mitternacht höchlichst darüber, am sternenbedeckten Himmel die Leitidee der esoterischen Lehren, die ihnen so teuer waren, zu entdecken. Selbst wenn er sie ver-

birgt und zu leugnen glaubt, vollendet jeder Kult und jedes neue Wissen in Wirklichkeit die alten Weisheiten und setzt sie fort. Genau in dem Augenblick, da das christliche Zeitalter anbricht, verbirgt sich das Schiff der Antike unter der Erde, bleibt jedoch auch dort gegenwärtig.

Aber soll man sich nicht weiter vorwagen? Das Vexin war reich an Traditionen. Drei hermetische Fürsten errichteten hier die Burg von Gisors. Sie entwarfen den Plan in esoterischem Geist. Und schließlich bestimmte die Stellung der Gestirne den Zirkel der Architekten. Trieben sie die Nachbildung des Himmels und die Perfektion ihres Bilderrätsels in Stein nun nicht so weit, daß sie in das Gebäude ein Schiff einbauten, unterirdisch wie das, das es darstellen sollte?

Nicht allein die Logik des hermetischen Symbolismus, der den Bau bestimmte, spricht für diese Hypothese. Als normannische Fürsten mochten die Erbauer sich auch an die Schiffe ihrer Vorfahren erinnern, die Drakkar genannt wurden nach dem Drachen, der ihren Bug zierte. Die ersten christlichen Kirchen, die im 11. Jahrhundert auf skandinavischem Boden entstanden, haben die Form von umgekehrten Drakkars. [100] Und das Gegenstück zu diesen sichtbaren bilden die in die Erde versenkten Drakkars, die Grabstätten der normannischen Fürsten nach altem heidnischem Ritual. Manche sind fast völlig erhalten in Skandinavien aufgefunden worden. Doch die spektakulärste Entdeckung wurde 1939 in Sutton Hoo in England gemacht, wo man unter einer Aufschüttung das 656 n. Chr. errichtete Grab mit dem Grabschiff König Aethelhers fand. Von diesem Herrscher wußte man bis dahin nur aus alten Sagen und einigen spärlichen Hinweisen in Chroniken. Das Schiff von Sutton Hoo barg sein Geheimnis: es enthielt einen Schatz im Wert von mehr als 100 000 Pfund Sterling, das heißt 1 400 000 Francs. [101]

Es ist bekannt, daß der Architekt Leufroy, der Robert de Bellême beim Bau der Burg von Gisors unterstützte, zwei weitere Burgen in Frankreich errichtete: die von Bellême und Nogent-le-Rotrou. In Nogent-le-Rotrou wie in Bellême baute er unter dem Hauptturm unterirdische Kapellen, die heute noch zu be-

sichtigen sind. Es wäre nur logisch, wenn er dasselbe ins Gisors getan hätte. Sollte das aber der Fall sein, *was für ein furchtbares Geheimnis wurde dann wohl einst der unterirdischen Kapelle von Gisors anvertraut, daß man sie derart versteckt hat, während die Kapellen von Bellême und Nogent-le-Rotrou stets zugänglich waren?*

Die offizielle Kirche begann, die stolzen Schiffe der ersten Kathedralen, die für riesige Menschenmengen bestimmt waren, gen Himmel wachsen zu lassen. Verbargen nicht zur selben Stunde die von Schatten umhüllten Erbauer unter der Erde von Gisors ein Heiligtum, das den Eingeweihten, den Liebhabern der Isis, den Alchimisten vorbehalten war, die das weiße Schiff der Argonauten als Emblem erwählt hatten?

Im Britischen Museum wird das älteste Freimaurergedicht in englischer Sprache aufbewahrt. Ein unbekannter Verfasser schrieb es im 14. Jahrhundert. Es wird das Königliche Manuskript genannt.

*In alter Zeit, so hab' ich gelesen,
mußten Adepten von gutem Stamme sein.
Und manchmal übten auch Herren edlen Geblüts
zu ihrem Ruhm die Kunst der Geometrie. [102]*

Und den Anhängern der Königlichen Kunst empfahl der unbekannteste Dichter:

*Vom Geheimnis der Kammer sprich kein Wort,
auch nicht von dem, was man in der Loge tut.
Was du auch tun, und wo auch sein,
wohin du auch gehen magst, sage nichts.*

War nicht auch Jean de Chalon, der dem Papst vom Verschwinden des Templerschatzes erzählte, ebenso wie Antoine de Verceil und Hugues du Faure, die in versteckten Worten von der Liebe der Yse und des Ritters berichteten, an ein Geheimnis gebunden? Und enthält sein seltsamer Bericht nicht einen versteckten Hinweis auf die Burg der drei Wagen?

ISIS, DU BIST VERBORGEN IM VEXIN...

Jeder Besucher der Burg von Gisors wird in den »Turm des Gefangenen« geführt. Dieser Turm ist ebenso bemerkenswert durch seine Lage und seine Proportionen wie durch die überaus geschickte Anordnung seiner Schlitze, die im 15. Jahrhundert umgebaut wurden. Der Architekt war allem Anschein nach über die Absichten seiner Vorgänger genau unterrichtet. Der Tourist hat jedoch weder Zeit, das festzustellen, noch kann er sich in den beiden oberen Stockwerken aufhalten. Er wird im Sturmschritt die Wendeltreppe hinuntergeleitet. Das eigentliche Schauspiel findet nämlich im Erdgeschoß statt, in dem dunklen Verlies, wo — wenn man dem Führer glauben darf — »der« Gefangene, eben jener Poulain, der Geliebte der Blanka von Evreux, die Zeit damit totschlug, an die Mauern mit einem Nagel die Szenen der Passion Christi einzuritzen, zu denen ihn sein eigenes Martyrium inspirierte.

Der vage Bericht sowie der spärliche Schein einer Kerze bilden die einzigen Anhaltspunkte für den Besucher, der schnell wieder an die frische Luft geführt wird. Dabei hat er, ohne es zu wissen, vor dem Sesam gestanden, das die hermetisch verschlossenen Eisengitter öffnet, die der Legende nach den Schatz von Gisors hüten.

Denn die Sgraffiti im »Turm des Gefangenen« verdienen genau betrachtet zu werden, und zwar nicht nur des künstlerischen Wertes wegen, den einige von ihnen zweifellos besitzen. Vor über einem Jahrhundert ließ Charles Nodier durchblicken, er habe ihr Geheimnis entschlüsselt. Er war ein großer Gelehrter und charmanter Erzähler, ein Freund von Victor Hugo und Gérard de Nerval. In seinem Buch »Voyages pittoresques et romantiques dans l'ancienne France« (1815—1830) hat er den Sgraffiti einige interessante Seiten gewidmet. Wir geben sie im folgenden wieder, wobei auch der Kursivsatz beachtet wurde:

»Welches auch die Herkunft und das Leben dieses unglücklichen Gefangenen, welches auch die Ursachen und das Ende seines Mißgeschicks gewesen sein mögen, man muß zugeben, daß er

einigermaßen bewandert in den Künsten war. Es besteht zumindest keinerlei Zweifel über die Epoche seiner langen Gefangenschaft. Sein Werk enthält zeitlich genaue Angaben. Sie tragen den Stempel eines bestimmten Zeitalters und vermögen dessen Geschichte zu erhellen. Zwischen der Regierungszeit Ludwigs XII. und Heinrichs III. schmückte die christliche Bildhauerei die Kirchen mit diesen eigentümlichen Arbeiten, die auch der seriöseste Kunstverständige noch mit Interesse studiert, selbst wenn er sie nicht mehr verwendet. Ihre Ausführung trägt das Kennzeichen einer Schule.

Jedenfalls konnte der Gefangene schreiben, denn er hat eine Anrufung der Jungfrau an das äußere Ende des Durchmessers seines Turmes eingeritzt, und nur dort hat er vielleicht einen Teil seines Namens hinterlassen: *O Mater Dei miserere mei Pontani*. Er war mehr besorgt um seine ewige Seligkeit im Himmel als um seinen Ruf in der Geschichte, mehr um die Zukunft als um die Gegenwart. So suchte er Zuflucht jenseits dieses Lebens voller Prüfungen und Leiden, das die Welt ihm auferlegt hatte. Wahrscheinlich hatte er diesen Platz für die Nachtruhe erwählt, und er erinnerte ihn zu Anfang und zu Ende des Tages an das Bedürfnis, zu beten. Und wenn ich es richtig beurteilt habe, war er ihm um so angenehmer, als dort die aufgehende Sonne vor ihm sein begonnenes Werk beleuchtete.

In unserem aufgeklärten Jahrhundert, in dem es beinahe als Schande gilt, neue Erkenntnisse auf alte Ansichten zu übertragen, würde man kaum wagen, andere Harmonien mit diesem Andenken in Verbindung zu bringen. Wir berichten ohne jegliche Absicht von dem dreimaligen Zufall, der uns in den verborgenen Winkeln eines kleinen Flachreliefs von der Auferstehung und dem jüngsten Gericht einen lebendigen Schmetterling finden ließ, Emblem des Wunderbaren dieses Mysteriums — *Io, Isis, Tagpfauenauge*. Sie waren ausgeschlüpft an einem Ort, wohin keine Raupe zu gelangen scheint, und zu einer Jahreszeit, da das zerbrechliche Gefängnis der Schmetterlinge nicht minder unverletzlich ist wie das der Ritter.

Allein wegen dieses Andenkens gehört der so häufig bedrohte



Tafel XIII: Das älteste Siegel der Stadt Paris — auf einem Kontrakt über den Salztransport, unterzeichnet in Gisors im Jahre 1200 (oben). — Der Brunnen von Vert-Bois in Paris (unten)



Tafel XIV: Gisors, Turm des Gefangenen. Hinter dem christlichen Glauben steht die hundertjährige Barke (links). »Ein kleines Flachrelief, auf dem die Auferstehung dargestellt ist« . . . (unten)



Turm des Gefangenen zu den sonderbarsten Baudenkmalern des alten Frankreich. Wagen wir zu hoffen, daß er in unseren gedankenlosen Tagen nicht verfallen möge. Zumindest lassen uns einige Gründe daran glauben.«

Wirklich ein seltsamer Text, auf den wir bald zurückkommen werden. Beschränken wir uns im Augenblick auf die Feststellung, daß diese Zeilen bei all ihrer Zurückhaltung uns auffordern, ein Rätsel hinter den Sgraffiti des Gefangenen zu erkennen. Über die Art des Siegels, mit dem diese ihm verkleidet erscheinen, unterrichtet uns Nodier durch die geschickte Allegorie von dem Schmetterling »Isis«. Ferner reiht der keineswegs zu Übertreibungen neigende Autor den Turm unter die sonderbarsten Baudenkmalern Frankreichs ein. Und konstatieren wir schließlich Nodiers seltsame Anspielung auf die zwar wohlverpackte, jedoch echte Sorge, die ihm gilt . . .

Da Nodier jetzt unsere Neugier angestachelt hat, wollen wir den Turm der Gefangenen Schritt für Schritt untersuchen, bevor wir uns der Kirche zuwenden.

Zwar sind die Sgraffiti des Verlieses wohlbekannt. Doch niemand hat bisher jene in den beiden oberen Stockwerken beachtet. Obwohl sie von den Nazis beschädigt wurden, die den Turm während des Krieges besetzt hatten und die Mauern mutwillig zerkratzten, sind sie noch immer hochinteressant. Zunächst durch ihre ziemlich primitive Machart, die sie dem Mittelalter zuordnet und bezeugt, daß sie nicht von berufsmäßigen Steinmetzen stammen. Noch mehr aber durch ihren Inhalt.

Unter diesen Sgraffiti sind besonders eine große Quadrierung aus Rauten, fünf-, sechs- und achtzackigen Sternen sowie ein Emblem, das als dreifacher hermetischer Kreis bekannt ist, hervorzuheben. Diese Abbildungen offenbaren, daß ihre Hersteller Hermetiker waren. Tatsächlich ist die in Rauten aufgeteilte Quadrierung ein Gitter der Geheimschrift, und die Sterne sind die Schlüssel, die seine Dechiffrierung ermöglichen. Der achtzackige Stern (aus dem sich das Alphabet der Templer ableitet, wie wir gesehen haben) ist überdies eine klassische Darstellung des alchemistischen Steins der Weisen. [103] Das Emblem des drei-

fachen Kreises hat zahlreiche esoterische Kommentare ausgelöst, die zu erklären suchen, dank welches Mysteriums es auf den Menhiren, dem Parthenon, den merowingischen Gräbern sowie auf Wandteppichen des 16. Jahrhunderts wiederkehrt.

Nun finden sich diese ungewöhnlichen drei Figuren, wiederum als Sgraffiti, im Turm einer anderen Burg, nämlich im Donjon von Coudray in Chinon. Und hier wissen wir, von wem sie stammen: von den Leitern des Templerordens, die im August 1308 in Chinon eingekerkert waren. Zu ihnen gehörten der Großmeister Jacques de Molay und der Generalvisitator von Frankreich, Hugues de Pairaud, der — wie es im Prozeß hieß — »den Geheimriten am leidenschaftlichsten ergeben war« und der den Schatz in drei Heuwagen in Sicherheit bringen ließ.

Die verblüffende Identität dieser beiden Serien von Sgraffiti bestätigt also die Behauptung des Historikers Depoin, wonach die Würdenträger des Ordens von Chinon nach Gisors verbracht wurden. Professor Probst-Biraben schrieb mit vollem Recht: »Es war nicht das Ziel dieser Männer, sich die Langeweile zu vertreiben. Sie wollten vielmehr ihre Nachfolger durch Wappen und bestimmte seltene Zeichen wissen lassen, daß Templer dieses oder jenes Amtes, möglicherweise auch gewisse Brüder in diesen Gefängnissen eingekerkert gewesen waren.« Zudem haben die Leiter des Templerordens in Gisors auf einer Fensterbrüstung im Turm des Gefangenen eine unzweideutige Unterschrift hinterlassen: das Templerkreuz, Emblem des Ordens.

Das Hauptstück der Sgraffiti in den oberen Stockwerken des Turms ist ein Schiff (*Tafel XIV oben*). Man braucht es nur mit dem auf dem Stadtsiegel von Paris zu vergleichen (wie erinnerlich, wurde es 1200 auf einer in Gisors unterzeichneten Urkunde angebracht), um sich zu überzeugen, daß der Urheber das Schiff der Nauten darstellen wollte. Außerdem drängt sich ein Vergleich mit dem Schiff auf dem Brunnen Vert-Bois auf, der den Hermetikern so teuer war. [104] Dieses Schiff weist nun ein gemeinsames Merkmal mit dem von Gisors auf, das man sofort bemerkt: das Quadrat, das auf dem Brunnen durch die Taue gebildet wird, steht in Gisors neben dem Schiff wie das Gitter eines Kreuzworträtsels.

Schließlich hat das Schiff von Gisors ein einzigartiges Charakteristikum: die Bugfigur ist ein Fisch. Bekanntlich wählten die ersten verfolgten Christen den Fisch als Geheimschriftzeichen für Christus. [105] So erinnert das Schiff im Turm des Gefangenen mit dem Quadrat und dem Fisch nicht nur an das allgemeine symbolische Thema, das die Baumeister anscheinend in Stein verwirklichen wollten: hinter dem Christentum das jahrhundertealte Schiff — sondern weist mit großer Bestimmtheit auf die astronomischen, graphischen und chronologischen Elemente hin, die sich in dem Plan vereinen: Sternbild des Schiffes, Quadrate, Christnacht. Es liefert uns also den Beweis dafür, daß zumindest die hohen Würdenträger des Templerordens sämtliche Geheimnisse des Burgbaues kannten.

Man mag so viel Erfindungsgabe bewundern. Dennoch teilen uns die Sgraffiti in den oberen Stockwerken nichts mit, was wir nicht schon selber entdeckt hätten — Anwesenheit der Templer in Gisors, symbolische Architektur der Festung. Die Sgraffiti des Verlieses, deren Bedeutung zu erraten Nodier uns überlassen hat, geben uns von einem Hinweis zum nächsten viel weitergehenden Aufschluß.

Sie verteilen sich auf drei große Wandfächer rechts, links und gegenüber der Eingangstür des Verlieses. Ein Blick genügt, um die Einheitlichkeit des Stils, die Geschicklichkeit der Komposition zu erkennen. Es sind keine einfachen Sgraffiti, sondern vielmehr halb erhabene echte Flachreliefs. Offensichtlich stammen sie von einer Hand, und zwar der eines Bildhauers.

Durchaus nicht alle entsprechen den Beschreibungen, die viele Verfasser von ihnen gegeben haben. Manche angeblich religiöse Themen enthüllen sich dem aufmerksamen Betrachter als alchimistisches Gedankengut. Wir wollen dafür nur ein Beispiel zitieren: das Flachrelief, das jedermann für Sankt Georg hielt, der den Drachen tötet. Unseres Wissens wurde das von Sankt Georg erlegte Ungeheuer nicht von einer Dame gezügelt wie das auf dem Flachrelief. Der einzige Drache, der jemals erst unschädlich gemacht und dann seinem Besieger ausgeliefert wurde, war jener der Argonautensage. Dort geschah es mit Hilfe des Steines, den Me-

dea besaß und den sie Jason gab. Das Bild bezieht sich also auf die Argonautensage, was sein Vorhandensein in Gisors weit besser erklärt. Ein Sankt Christophorus und ein Sankt Nikolaus in der Nähe dieser Abbildung ließen sich entsprechend interpretieren. Noch vor Nodier hat uns der Bildhauer selber aufgefordert, die Schlüssel für sein Werk zu suchen: am Anfang und am Ende seiner Reliefs. Er hat nämlich Beschläge ausgehauen, als wolle er dadurch auf die hermetische Bedeutung seiner Arbeit hinweisen. Dieser Gedanke wird auch durch die Legende nahegelegt, der Gefangene habe mit einem Nagel gearbeitet, denn auf lateinisch bietet sich der Nagel (*clavus*) zu einem Wortspiel mit dem Schlüssel (*clavis*) an.

Die Flachreliefs, die der Führer großzügig dem sagenhaften Geliebten der Blanka von Evreux zuschreibt, werden von Charles Nodier mit Recht zwischen die Regierungszeiten von Ludwig XII. und Heinrich III. eingeordnet. Die Gewänder und die Rüstungen der Figuren bewiesen eindeutig, daß sie nicht vor Ende des 15. Jahrhunderts entstanden sein können. Grundsätzlich würde also der Annahme, der hermetische Bildhauer sei Wolfgang de Polham gewesen, nichts entgegenstehen, wenn nicht eine entscheidende Beobachtung diese Hypothese zunichte machte. Die Themen mancher Flachreliefs finden sich nämlich in der Kirche von Gisors wieder, wo sie erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts angebracht wurden.

Nach dieser Feststellung wollen wir den Kommentar von Nodier noch einmal lesen. Er lenkt unsere Aufmerksamkeit auf eine der Heiligen Jungfrau gewidmete Inschrift. Die dafür gewählte Stelle — so sagt der Autor — »erinnerte ihn an das Bedürfnis zu beten«, da der Gefangene von dort aus »die aufgehende Sonne vor ihm sein begonnenes Werk beleuchten sah«. Man möchte glauben, dieser Satz sei von einem Blatt aus dem *Liber Mutus* inspiriert worden, das den Alchimisten im Gebet vor seinem Athanor zeigt. Dieser wird durch einen Turm dargestellt. Durch vier Lucken fallen die ersten Strahlen der Morgensonne auf das Werk. Das *Liber Mutus* enthält zwei Wahlsprüche; zu Anfang: *Orate, lege, lege, relege et invenies* — Bete, lies, lies, lies nochmals, und du

wirst finden. Und am Schluß: *Oculatus abis* — Du gehst von hier und siehst klar.

Die Anrufung der Jungfrau findet sich in dem Relief gegenüber der Tür. Wenn man sich frühmorgens mit dem Rücken zur Wand vor die Inschrift stellt, erkennt man, daß die Sonnenstrahlen tatsächlich durch eine der vier Schießscharten des Verlieses fallen, und zwar genau auf eines der Flachreliefs in der gegenüberliegenden Füllung. Auf welches? Auf das der Auferstehung, von dem Nodier der Allegorie halber behauptet, er habe dort den Isis genannten Schmetterling gefunden. Betrachtet man nun dieses Flachrelief aus der Nähe, so bemerkt man, daß das Kreuz, das der römische Soldat trägt, das Kreuz des Templerordens ist.

Es geht jedoch noch weiter. Der Plan der Burg (*Abb. 11*) zeigt, daß die Ost-West-Achse, die zum Zeitpunkt der Erbauung mit der Achse Jungfrau — Fische zusammenfiel, einen der Durchmesser des Turms des Gefangenen bildet. Genau am äußersten östlichen Ende dieses Durchmessers hat der Gefangene die Anrufung der Jungfrau eingeritzt, während er am äußersten westlichen Punkt das Tierkreiszeichen der Fische ausgehauen hat.

Sofort wird der rätselhafte Text von Nodier klar und dergleichen die Legende. Sie berichtet, der Gefangene sei, als er in das obere Stockwerk gebracht wurde, durch das Übermaß an Luft und Licht zu Boden geworfen worden. Die Sgraffiti der Templer, deren Kryptogramme er, erfahrener als wir, bis ins letzte entschlüsseln konnte, hatten ihm das Geheimnis der Burg offenbart. An dieser Entdeckung ließ er uns teilhaben. Er benutzte dabei die Bahn der Gestirne mit einer Erfindungsgabe, die jener der Erbauer würdig war, seiner Brüder in Hermes. Nodiers Auge mußte fehlerlos sein, um ein derart subtiles Verfahren zu erfassen. Wie konnte er dann in der Anrufung der Jungfrau nur lesen:

O MATER DEI MISERERE MEI — PONTANI.

wo doch deutlich geschrieben steht (*Tafel XVI*):

O MATER DEI MEMENTO MEI — POULAIN.

Ein so grober Irrtum seinerseits ist unbegreiflich. Nodier kann ihn nur absichtlich begangen haben, um die Aufmerksamkeit auf den Text der Inschrift zu lenken.

Die Renaissance hat zwei Jahrhunderte lang Anagramme in Mode gebracht. Oft war es nur ein Gesellschaftsspiel, aber manchmal bediente man sich ihrer, um bedeutsame Entdeckungen zu verschleiern. Das war bei Galilei der Fall. Als er 1610 zu entdecken glaubte, die Venus zeige ebensolche Phasen wie der Mond, sprach er nicht öffentlich darüber, solange er seiner Sache nicht sicher war, sondern publizierte einen lateinischen Satz mit fünf- unddreißig Buchstaben: HAEC IMMATURA A ME IAM FRUSTRA LEGUNTUR. O. Y. (Diese noch unreifen Dinge wurden bereits vergeblich von mir gelesen. O. Y.) Der Satz war das exakte Anagramm eines anderen mit viel klarerem Sinn: CYNTHIAE FIGURAS AEMULATUR MATER AMORUM, das heißt: »Die Mutter der Liebenden (Venus) eifert den Gestalten der Cynthia nach (Diana, Mond).« Mit diesem Verfahren sicherte sich Galilei, den seine Zwigigkeiten mit der Inquisition Vorsicht gelehrt hatten, die Urheberchaft der Entdeckung.

Nun beruht die Inschrift im Turm des Gefangenen auf einem identischen Vorgehen.

O MATER DEI MEMENTO MEI

(O Mutter Gottes, gedenke meiner)

ist das genaue Anagramm von

AMO DEMETER ENIM TIMEO

(Ich liebe Demeter, weil ich sie fürchte)

Bekanntlich ist Demeter der griechische Name der Isis. Der geheime Sinn der Inschrift paßt völlig zu der Unterschrift: Poulain ist der Liebhaber der Königin Blanka, der Isis, der Ritter vom Goldenen Vlies, der Argonaut. Dadurch, daß er diesen legendären Namen verwandte, hat der Gefangene (falls er wirklich, und nicht nur im allegorischen Sinn, ein Gefangener war; da durch nichts bewiesen ist, daß er sich nicht durchaus freiwillig [106] im Turm aufhielt) sich lediglich als Hermetiker zu erkennen gegeben, und auch das hatte Nodier begriffen. [107]

Doch das hieße, viel Geheimnis um eine sehr geringfügige Angelegenheit zu machen. Müssen wir nicht weiter suchen?

Neben der Inschrift hat der Gefangene eine liegende Grabfigur ausgehauen, die auch in der Kirche zu sehen ist. Und in der Kirche wie im Turm befindet sich neben der Grabfigur die doppelsinnige Inschrift (*Tafel IV oben*).

Im 17. Jahrhundert machte der intelligente Töpfer Antoine Dorival in seinem »Tableau poétique de l'Eglise de Gisors« durch rätselhafte Verse auf diesen Marmorleichen aufmerksam:

*Ein Skelett sehr schauderbar oder vollkommener Meister gar
und über dessen Lage an einem Ort,*

*wo Säulen, eckig und kanneliert,
dem Betrachter Sorge schaffen und Neugierd.*

Tatsächlich wirkt vom Schiff aus gesehen die Anordnung des Ganzen einzigartig. Sie wurde zu Beginn des 16. Jahrhunderts auf Kosten der Gilden und Bruderschaften errichtet [108] und entspricht genau der einer Freimaurerloge bei der Aufnahme in den Grad des Meisters: rechts eine gerade, links eine Rumpfsäule, die beiden Säulen der Loge, Jachin und Boas, denen des Salomonischen Tempels nachgebildet. [109] Im Hintergrund zwischen den beiden Säulen (oder, wie die Freimaurer sagen, in der »Kammer der Mitte«) »das schauderbare Skelett«, vor dem der Aufzunehmende zur Meditation aufgefordert wird. Es symbolisiert den Leichnam des Hiram — Erbauer des Tempels, »der vollkommenste Maurer, den es je gab«, [110] der »vollkommene Meister«.

Die Bedeutung des Ganzen ist Nodier nicht entgangen. Zwar ist der Text, den er ihm widmet, gewollt dunkel. Der Stich dagegen, der ihn illustriert, beweist, daß er dieses Stück Architektur nicht anders gedeutet hat als wir. Auf dem Stich sieht man zwischen zwei Säulen einen Schweizer in Galauniform. Er trägt einen Stockdegen. Seine Füße sind rechtwinklig gespreizt. Die traditionellen Riten schreiben den Mitgliedern der Gesellenverbindungen dergestalt Kleidung, Bewaffnung und Schritt vor. In derselben Haltung und zwischen zwei Säulen der Loge stellt sich auch der Freimaurer auf, wenn er vom Lehrling zum Gesellen befördert wird. Schließlich soll die Prozession zu Mariä Lichtmeß, die der Schweizer anführt, den hermetischen Charakter dieses Gebäude-

teils hervorheben und den Besucher sicher darauf bringen. Sie weist auf eine der ersten Unternehmungen hin, die zur Entdeckung des Steines der Weisen führen. [111] Der Leser könnte sich fragen, ob wir Nodier nicht willkürlich Absichten unterschrieben, die er niemals gehabt hat. Dazu sei gesagt, daß er der Sohn eines Freimaurers der Strikten Observanz war und daß eines seiner Werke («La fée aux miettes») mit Recht als »Brevier der Gesellenverbindungen« qualifiziert wurde.

Nach Nodier entdeckte ein Geschichtsschreiber von Gisors, Victor Patte, ebenfalls »eine dritte sechskantige Säule. Ihr oberer Teil ist mit Flachreliefs und Inschriften verziert, deren Bedeutung und Sinn man nicht begreifen kann, ohne mehrmals um sie herum zu gehen« (*Tafel X rechts*). [112]

Hierbei handelt es sich um die sogenannte Säule der Lohgerber. Sie wurde auf Kosten dieser Zunft errichtet, und die Bilder gelten als Darstellungen der Gerberarbeit. Doch wieder einmal halten die Beschreibungen in den Büchern einer Prüfung nicht stand. Zum Beispiel zeigt das Flachrelief, auf dem Sankt Claudius, der Schutzpatron der Lohgerber, zu sehen sein soll, in Wirklichkeit Sankt Nikolaus. Sein Name CLAVS ist voll ausgeschrieben. Das dürfte uns genug darüber sagen, welche Art von Fell die Gedanken der »Gerber« beschäftigte, um die es sich hier handelt. Denn Sankt Nikolaus, der Wundertäter, der gute Geist der Erzmienen, der Hüter der Schätze, der Weihnachtsmann, ist der Schutzpatron der Gelehrten, der Argonauten und der Gefangenen. [113] Die Inschrift, die das Datum der Aufstellung bezeichnet:

IE FVS ICI ACIS L'AN ISZσ

zeigt mehrere Unstimmigkeiten. Zunächst ist »acis« für »assis« (gesetzt) ein so deutlicher Rechtschreibfehler, daß er auf Absicht zu beruhen scheint, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Dann ist die Jahreszahl 1526 sehr eigentümlich gebildet aus einem normalen I, einem S, einem Z, das ebenso das griechische N sein könnte und sich dann I aussprechen würde, und schließlich einem griechischen σ. Durch diesen Kunstgriff ergibt sich, wenn man das

Datum phonetisch liest, das Wort Isis. Da es auf derselben Seite der Säule steht, auf der auch »Maria« zu lesen ist (*Tafel X rechts*), wird ein diskreter, aber deutlicher Hinweis auf den Doppelsinn der Inschrift im Turm gegeben.

Nun zu dem Toten. Die Kapelle, in der er liegt, ist dem heiligen Clarus geweiht. Neben dem heiligen Hermes, der den Teufel bezwang wie Medea den Drachen [114], galt Clarus einst als der verehrungswürdigste Heilige des Vexin. In Gisors machte ihn die 1514 gegründete Bruderschaft der Maurer und Steinmetze zu ihrem Schutzpatron. Der Eremit von den Ufern der Epte [115] und des Réveillon »gab den Toten Leben und den Blinden das Augenlicht«, wie im 12. Jahrhundert Robert Denyau, Pfarrer und Historiker von Gisors, schrieb. Der heilige Clarus hat wirklich die Gabe, das Augenlicht wiederzuschicken. Deshalb wird er auf den Bannern der Bruderschaften mit einer dreieckigen Mitra dargestellt, in deren Mitte sich ein Auge befindet. Denyau versichert, er sei selber blind gewesen, habe sich zum Grab des Heiligen begeben und sei von dort sehend zurückgekehrt. Doch nicht jeder muß an Wunder glauben, und Metaphern sind anspruchsvoll. [116]

Die Grabfigur ist das in jeder Hinsicht beachtliche Werk eines unbekanntes Bildhauers, Schüler von Jean Goujon. Entgegen dem Brauch ist sie nicht bekleidet, sondern halb nackt. Das ist um so erstaunlicher, als sie keine Phantasiegestalt darstellt, sondern — wenn man der Grabinschrift glaubt — einen gewissen Geoffroy le Barbier, »Kaplan der Sainte-Chapelle«. Über ebendieser Grabinschrift steht nun: O MATER DEI MEMENTO MEI. Das Rechteck, das die Figur einrahmt, trägt noch drei weitere Inschriften.

Die erste ist beinahe identisch mit jener an der Gerbersäule. Sie lautet:

IE FUS EN CE LIEV MIS L'AN ISZσ

Das hier wiederholte ISZσ ist um so bemerkenswerter, als das Datum wahrscheinlich falsch ist. Auf der Grabinschrift wird als Todesjahr 1507 angegeben.

Die zweite ist eine lateinische Inschrift:

QVISQVIS ADES TU MORTE CADES
STA, RESPICE, FLORA.
SUM QVOD ERIS, MODICVM CINERIS
PRO ME, PRECOR, ORA.

(Wer du auch seist, Wanderer, du wirst sterben. Bleibe stehen, blicke zurück, weine. Ich bin, was du sein wirst — ein Häuflein Asche. Bitte, bete für mich.)

Die dritte schließlich gibt dem Besucher auf französisch einen an diesem Ort seltsam anmutenden Rat:

FAY MAINTENANT CE QVE VOVLDRAS
AVOIR FAIT QVAND TV TE MOVRRAS

(Tue jetzt, was du wünschen wirst,
getan zu haben, wenn du stirbst.)

Und auch hier stellt man wieder Rechtschreibfehler fest.

Durch einen Hinweis Nodiers haben wir den Namen Demeter-Isis in der Anrufung der Jungfrau entdeckt. Auf der Säule der Lohgerber wurden von einem geschickten Kalligraphen ebenfalls Isis und Maria in nahe Beziehung zueinander gesetzt. Und schließlich hat, wenn nicht er, so doch sein Bruder dieselbe Hieroglyphe bei der Grabfigur angebracht. Somit ist es sehr wahrscheinlich, daß die Inschriften in diesem merkwürdigen Winkel der Kirche von Gisors ebenso wie die im Turm, die uns zu ihnen geführt hat, verschlüsselt sind.

Sie sind es tatsächlich. Durch Umstellung der Buchstaben ist es gelungen, sie zu entschlüsseln. Die Technik des Entschlüsselns ist ziemlich vielfältig. Der Leser kann jedoch die Dechiffrierung auf ihre Exaktheit schnell überprüfen, wenn er nacheinander jeden Buchstaben des gegebenen und den entsprechenden des verschlüsselten Textes durchstreicht. [117] Die Länge der entschlüsselten Texte schaltet jeden möglichen Irrtum aus. Die Ergebnisse sind erstaunlich.

Die beiden Inschriften:

IE FVS ICI ACIS L'AN ISIS
IE FVS EN CE LIEV MIS L'AN ISIS

ergeben

ISIS IACES IN VVLCANI SINV
FELICE EMISSA ES FILIIS

das heißt:

Isis, du liegst verborgen im Vexin,
glücklicherweise von deinen Söhnen entsandt.

Die lateinische Inschrift

QVISQVIS ADES, TV MORTE CADES: STA, RESPICE,
FLORA; SVM QVOD ERIS, MODICVM CINERIS: PRO
ME, PRECOR, ORA.

ergibt

QVO SIDERE TEMPLVM OR TVM ESSE, QVAM ROSAM
SPIRARE, QVA DOCTE PROCEDIS IN CORPORE
ISIDIS. S. C.

das heißt:

Welches Gestirn den Tempel gebar, an welcher Rose man
riecht; wenn du darüber nachdenkst, wirst du wissend in den
Leib der Isis gelangen. S. C. [118]

Noch genauer ist schließlich die Inschrift

FAY MAINTENANT CE QVE VOVLDRAS
AVOIR FAIT QVANT TV TE MOVRRAS,

da sie ergibt

VIDIT ARAM NAVEMQVE ANNO VLTRA QVO
TER VI EFFRACTA SVNT OSTIA

das heißt:

Er sah den Altar und das Schiff ein Jahr, nachdem die Türen
dreimal gewaltsam aufgebrochen wurden.

Der Sinn dieses letzten Satzes ist fraglos dunkel. Zumindest ergibt sich aber eine Gewißheit: der Altar und das Schiff, von dem er mit einem solchen Aufwand an kryptographischen Vorichtsmaßnahmen spricht, können keinesfalls die der Kirche sein. Jeder kann sie sehen, ohne irgendeine Tür zu zertrümmern. Die Geschichte dieser Isis, die von ihren Adepten im Vexin verborgen wird und zu der man nur mit Hilfe astronomischer Anhaltspunkte eines geheimen Plans vordringen kann, läßt vielmehr vermuten, daß ein unterirdisches Heiligtum gemeint ist. Dessen sorgfältig verriegelte Zugänge wurden wohl eines Tages von Geoffroy le Barbier, »Kaplan der Sainte-Chapelle«, entdeckt, der sein Geheimnis nur wenigen Eingeweihten anvertraute.

Zunächst ist das natürlich nicht mehr als eine Hypothese. Doch ein eigenartiges Dokument hindert uns, sie einfach abzutun. Es ist eine Tafel mit Stichen, die aus einem Werk des 18. Jahrhunderts stammen. Dieses Werk ist allerdings nicht in öffentlichen Bibliotheken zu finden. Wir haben ein Exemplar bei einem Sammler, Herrn Rouët, entdeckt. Dank seinem freundlichen Entgegenkommen können wir die fragliche Tafel veröffentlichen (*Tafel III*). Als dieses Exemplar erworben wurde, fehlten wie durch Zufall die ersten Seiten, so daß es unmöglich zu identifizieren ist.

Dadurch, daß er seine Figuren numeriert, scheint uns der Illustriator den Weg anzugeben, der zu verfolgen ist: 1. das alchimistische Portal der Kirche; 2. die Grabfigur mit den Hieroglyphen; mit 3. bezeichnet er genau den Wehrturm, an dessen Fuß Roger Lhomoy den Brunnen ausgrub, der ihn bis zu der Kapelle führen sollte — der unterirdischen Kapelle mit den dreizehn Statuen, den neunzehn Sarkophagen und den dreißig Truhen.

UND JETZT DIE BEWEISE

Hat etwa Lhomoy geträumt in jener phantastischen Nacht, für die es nur ihn als Zeugen gibt? Ein Gewebe aus Geschichte und Legende, ein unentwirrbares Netz von Indizien mag wohl bestechend wirken. Um zu überzeugen, reicht es nicht aus. Und so bleibt der Leser am Schluß gewiß unbefriedigt, selbst wenn er an dem Zauber, der die Geheimnisse von Gisors umhüllt, Gefallen gefunden haben sollte. Bisher haben wir ihn nur mit Vermutungen abgespeist. Deshalb verabschieden wir uns jetzt von der Königin Blanka und ihrem Liebhaber, von den Alchimisten mit ihren magischen Büchern. Am Ende des Weges, den sie uns eröffnet haben, liegen die Beweise dafür, daß sie die Wahrheit sprachen. Der Stallknecht Lhomoy ist nicht der einzige, der die Kapelle, die Sarkophage, die Truhen kennt. Wir können ihr Geheimnis mit Händen greifen. In Gisors, keine Stunde von Paris entfernt, sind die Templer unter uns.

Hier sind die Tatsachen, die Dokumente:

1. *Es gibt einen unterirdischen Bau unter dem Wehrturm.*

Beim ersten Blick auf die Lage und das Mauerwerk des Wehrturms von Gisors ergibt sich eine wichtige Frage. Wie kann eine einfache Aufschüttung einen derart gewichtigen Bau tragen? Die Fachleute beschäftigen sich schon seit langem mit diesem Problem, sind jedoch zu verschiedenen Lösungen gekommen.

Im Jahre 1868 schrieb A. de Dion: »Es ist nicht anzunehmen, daß die Ringmauer zum ursprünglichen Bau gehört, da eine Aufschüttung eine so schwere Mauer nicht sofort, sondern erst viel später tragen könnte.« E. de Clérambault ging dreißig Jahre danach von derselben Feststellung aus, kam jedoch zu einer anderen Hypothese. »Am Wehrturm ist keinerlei Anzeichen für eine Senkung noch irgendein Riß vorhanden«, schrieb er. »Daraus läßt sich vermuten, daß der Bau nicht zur selben Zeit entstanden ist wie die Aufschüttung, es sei denn, daß die Fundamente bis zum

Hof herunterreichen, was unwahrscheinlich ist.« Die letzte Annahme mochte ihm gewagt vorkommen. Falls sie zutreffen sollte, schließt sie allerdings eine Schlußfolgerung ein, die er auch sofort zog: »Wenn die Grundmauern bis zum Hof herabreichen, dürfte vermutlich ein unterirdisches Stockwerk vorhanden sein.« [119]

Dieses architektonische Problem ist nun inzwischen durch die Grabungen von Roger Lhomoy gelöst worden. Wir haben uns selber davon überzeugt, als wir in Lhomoy's Stollen heruntergestiegen sind. Lhomoy hat in der Aufschüttung Mauerstücke freigelegt, die bis unter die Erdoberfläche reichen.

2. *In diesem unterirdischen Gebäudeteil befindet sich eine Kapelle.*

In den Staatsarchiven existiert das Original eines Berichtes, den der Burgvogt von Gisors im Jahre 1375 über die Flucht eines unbekanntenen Häftlings aus dem Turm des Gefangenen abgegeben hat. Darin steht, daß der Mann »ein Stück Holz brach und gewaltsam ein Loch machte, durch das er kletterte, und abermals brach und ein weiteres Loch machte und einen Raum neben dem Käfig betrat, von dort eine Mauer emporkletterte, die Decke durchbrach und einen Raum neben der Kapelle der heiligen Katharina betrat« [120] (*Tafel V unten*).

Von diesem Text haben wir erst nach unserer Entschlüsselungsarbeit Kenntnis bekommen. Er beweist, daß man vom Verlies des Turmes aus zumindest in vier angrenzende Gebäudeteile gelangen konnte: einen »Käfig«, zwei Räume und eine Kapelle der heiligen Katharina. Bei dieser Kapelle konnte es sich nicht um die des heiligen Thomas handeln, die sich oben auf der Aufschüttung in der Ringmauer des Wehrturms befand. Das Verlies liegt nun zwölf Meter unterhalb des Hofes. Demnach können der Käfig, die beiden Räume und die Kapelle nur unterirdisch sein.

3. *Diese Kapelle entspricht genau Lhomoy's Beschreibung von den Statuen und den Truhen.*

Ein sorgfältig geheimgehaltenes Dokument zeigt sie uns. Es ist ein Manuskript von rund hundert Seiten, aus dem Jahre 1696

datiert und betitelt »Anmerkungen über die Geschichte von Gisors«. Der Verfasser heißt Alexandre Bourdet. Er war Priester, wurde im Februar 1660 in den Basses-Pyrénées geboren und starb im September 1728 in Gisors. Von dem Manuskript existieren mindestens zwei Exemplare. Sie werden in Privatarchiven aufbewahrt. Das erste Exemplar fiel einem Abbé Lefebvre in die Hände, Vikar von Gisors im Jahre 1873, *der die Seiten 82 bis 91 herausgerissen hat*. [121] Diese Seiten sind jedoch im zweiten Exemplar vorhanden (es gehört der Gräfin de la Tour du Pin). Ein Sammler hat uns liebenswürdigerweise Einblick nehmen lassen. *Auf den fraglichen Seiten wird nun das Vorhandensein von unterirdischen Gebäudeteilen unter dem Wehrturm erwähnt*. Der Verfasser erklärt, ein Manuskript aus dem 14. Jahrhundert habe ihm den Weg zu deren Entdeckung gewiesen. Es war geschrieben und unterzeichnet von einem unserer alten Bekannten: Nicole de Rueil, Schloßkaplan der Königin Blanka von Evreux. *Auf Seite 86 hat Alexandre Bourdet sogar den Plan der berühmten Kapelle abgebildet, mitsamt den Statuen und den Truhen. Wir zeigen dieses aufsehenerregende Dokument auf Tafel VI oben.*

Bei Betrachtung des Planes stellt man fest:

- daß darauf die »unterirdische Kapelle Sainte-Catherine« erwähnt wird. Es handelt sich also genau um die Kapelle, zu welcher der Gefangene Zugang hatte;
- daß neben der Tür ein abgebrochenes Mauerstück zu sehen ist. Es handelt sich also genau um die Kapelle, deren »Türen dreimal gewaltsam aufgebrochen wurden«, wie es in dem Kryptogramm der Kirche heißt;
- daß diese Kapelle unter dem Wehrturm und in der Nähe des Brunnens liegt. *Es handelt sich also genau um die von Roger Lhomoy entdeckte Kapelle.*

4. *Ein Dokument beweist die Existenz der dreißig Schatztruhen.*

Im Jahre 1938 schrieb Abbé Vaillant, damals Dekan von Gisors, an einen Pariser Architekten, dem er Papiere aus den

alten Kirchenarchiven zur Inventarisierung übergeben hatte. Wir haben diesen Brief gesehen. Der Abbé bittet darin seinen Freund, ihm »ein lateinisches Manuskript aus dem Jahre 1500, in dem von dreißig eisernen Truhen die Rede ist, zurückzuschicken, da dieses Dokument baldigst den Archiven des Departements Eure übergeben werden soll«.

Wir sind nach Evreux gefahren, wo die Archive vom Krieg verschont wurden. Das fragliche Manuskript ist nicht dort und scheint auch niemals dort gewesen zu sein.

5. *Es gibt eine unterirdische Verbindung zwischen der Kirche und der Burg.*

Die Kirche von Gisors wird von der Burg durch die Hauptstraße getrennt, die rue de Vienne, die in Ost-West-Richtung verläuft. Nun sind die Keller mehrerer Häuser in dieser Straße Überreste von unterirdischen Gewölben aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Sie liegen in Süd-Nord-Richtung, das heißt von der Kirche zur Burg, oder genauer, von der Kapelle des Toten zum Hügel des Wehrturms. Im März 1947 — zehn Monate nach der Entdeckung Lhomoy's — war eine Gruppe von Erdarbeitern damit beschäftigt, die Gasse, die das Nordportal der Kirche mit der rue de Vienne verbindet, zu verbreitern. Dabei stießen sie in sechs Meter Tiefe auf den Kreuzgang eines unterirdischen Rundgewölbes. Die von diesem ausgehenden Gänge waren infolge von Bombenschäden blockiert. Daraus läßt sich vermuten, daß dies vor dem Krieg nicht der Fall war. Die Arbeiter stießen auf vier Sarkophage mit Skeletten. In unbegreiflicher Nachlässigkeit wurden die Knochen weggeworfen, ohne daß man sich die Mühe machte, die zuständige regionale Stelle der »Monuments Historiques« zu informieren. Die Särge waren bereits leer, aber noch nicht zerstört, als sie der Archäologe Eugène Anne untersuchte. Er nahm die Maße, die genau denen der Sarkophage in der unterirdischen Kapelle entsprachen, Lhomoy's Entdeckung zehn Monate zuvor. [122]



Tafel XI: Die acht Steine des bedeutendsten der symbolischen Sgraffitti der Templer im Wehrturm von Coudray in Chinon



Tafel XVI: Gisors, Turm des Gefangenen. »O Mater Dei memento mei Poulain«

Dies sind die Gewisheiten, die sich auf Dokumente und Tatsachen gründen. Wir übergeben sie kommentarlos den berufsmäßigen Archäologen, der Gemeinde von Gisors, dem Staatssekretariat der Schönen Künste, dem Kultusminister André Malraux, jenem Konquistador der Archäologie, der einst im Glauben an eine Legende das Flugzeug bestieg und die Stadt der »Schwarzen Königin« entdeckte — Geliebte des Erbauers des Tempels.

Vielleicht dürfen wir den Gewisheiten noch einige Wahrscheinlichkeiten hinzufügen:

1. Bekanntlich wurde die Burg von Gisors auf der Stelle der ursprünglichen Kirche erbaut. Es wäre keineswegs erstaunlich, wenn sich dort zuvor ein heidnisches Heiligtum befunden hätte, seinerseits wiederum Nachfolger einer megalithischen Kultstätte. Dergleichen geschah häufig. Isis-Statuen, die in alten Krypten standen, wurden in Schwarze Madonna umgetauft, beispielsweise in Chartres, Le Puy, Saint-Germain-des-Prés. [123]

2. Sollte das zutreffen, so kann man annehmen, daß dieses Heiligtum entweder von den Erbauern der Kirche bewahrt oder von den Erbauern der Burg entdeckt, identifiziert und ihrem hermetischen Bauplan eingefügt worden ist. Seine Existenz wurde zweifellos deshalb geheimgehalten, weil sich hier irgendwelche Gruppen mit Geheimriten versammelten, für die es sich seiner Herkunft nach besonders eignete.

3. In dieser Eigenschaft können es viele für ihre okkulten Praktiken benutzt und dort ihre Adepten begraben haben. Jedenfalls wurde anscheinend hier ein wichtiger Schatz verborgen, vielleicht Geld, bestimmt Archive, nachdem man zuvor alle Zugänge zugemauert und getarnt hatte.

4. Das Geheimnis der unterirdischen Kapelle war esoterischen Legenden anvertraut und offenbar an gewisse Korporationen weitergegeben worden. Im 16. Jahrhundert wurde es aufgedeckt. Man sieht, wie sich zu jener Zeit die Hinweise auf seine Existenz in der Architektur wie in der Epigraphik vervielfachen. Von da ab bis zu einem unbekanntem, vielleicht gar nicht weit zurück-

liegenden Zeitpunkt kann die Kapelle von bestimmten Geheimgesellschaften für die Aufnahme in die hohen Grade benutzt und dementsprechend symbolisch eingerichtet worden sein. Es wäre durchaus möglich, daß sich hier manche aus der Kirche stammende Bilder wiederfinden, die seit der Revolution verschwunden sind.

Feststehende Tatsachen und Wahrscheinlichkeiten rechtfertigen es vollauf, offizielle Ausgrabungen einzuleiten. Dadurch könnte eines der erregendsten Geheimnisse aus Frankreichs Geschichte erhellt werden. Unserer Meinung nach verursacht das nur geringe Kosten. Nach den Angaben Lhomoy's ist die Kapelle dreißig Meter lang. Ihre Lage, vom Brunnen aus, ist bekannt, ebenso der innere Durchmesser der Aufschüttung (70 Meter). Die dem Altar gegenüberliegende Seite muß sich in einer Tiefe zwischen 4 Meter 50 und 9 Meter befinden. Auch hier bestätigt der Plan Bourdets die Angaben von Lhomoy. Zwei Erdarbeiter würden also achtundvierzig Stunden brauchen, bis sie die Kapelle erreichen. Außerdem ist es durch die modernen Schallmessungen möglich, einwandfrei zu bestimmen, wo gegraben werden muß. Es nimmt wirklich wunder, daß dies bisher noch nicht geschehen ist.

Doch in dieser Angelegenheit ist alles verwunderlich. Daß für die verfolgten Templer und danach für bestimmte heterodoxe Gruppen zwingende Gründe bestanden, die Kapelle geheimzuhalten, als draußen noch Scheiterhaufen brannten, begreift man sofort. Wie aber lassen sich die anspielungsreiche Vorsicht Nodiers, das Verschwinden von Dokumenten aus öffentlichen Bibliotheken, die aus einem Exemplar des Manuskripts von Bourdet herausgerissenen zwölf wichtigsten Seiten, die Hast, mit der man den von Lhomoy freigelegten Brunnen wieder zuschüttete, die Erpressungen und Drohungen, denen er ausgesetzt war, erklären?

Zum Schluß sei berichtet, daß zwei uns sehr gut bekannte Journalisten eines Abends nach Gisors fuhren, um Nachforschungen in dieser Sache anzustellen. Sie hatten über ihre Absicht vorher in der Öffentlichkeit gesprochen. Unterwegs erlebten sie die Überraschung, daß ihnen eine Kugel in den Wagen geschossen

wurde. Woher sie kam, ist unbekannt. Das geschah im Frühjahr 1960. Die beiden sind keineswegs abergläubisch und glauben auch nicht an Gespenster. Deshalb beschlossen sie, das Ergebnis dem Zufall zuzuschreiben und darüber zu lächeln.

Sollte der Leser argwöhnischer sein, so könnte er daraus schließen, daß der Schatz von Gisors recht beträchtlich sein muß, wenn ihn heute noch derart rachsüchtige Drachen bewachen.

Paris, Oktober 1960 — November 1961

ANHANG, BIBLIOGRAPHIE
UND ANMERKUNGEN

ANSICHT EINES HERMETIKERS

Einige wenige Archäologen üben heute noch eine besondere Kunst aus — sie entschlüsseln hermetische Baudenkmäler. Oft, als man denkt, wenden sich zivile oder kirchliche Stellen, sogar Geheimdienste an sie. Wir haben einem von ihnen, Pierre Plantard, acht Fragen über Gisors vorgelegt. Hier sind seine Antworten, für die wir ihm selbstverständlich die volle Verantwortung überlassen.

ERSTE FRAGE: Bietet die Stadt Gisors für einen Hermetiker [124] irgendwelche Besonderheiten?

ANTWORT: Frankreich bildet mit seinen natürlichen Grenzen einen sechseckigen Kristall, bei dem fünf von sechs Eckpunkten geographischer Natur sind (*Abb. 12*). Schon in der Antike schrieb Strabon über Gallien: »Wenn er dieses Werk der Vorsehung betrachtet, vermag niemand daran zu zweifeln, daß sie dieses Land absichtlich und nicht zufällig so geschaffen hat.«

Bourges, dessen nordischer Name »Gipfel« bedeutet, war die Heimat berühmter Hermetiker und einst auch die Hauptstadt Frankreichs. Erinnern wir uns, daß Johanna den König von Bourges zum König von Frankreich machte.

Nimmt man Bourges als Zentrum eines Tierkreises für den Westen, so läßt sich eine merkwürdige Ausstreuung der dreizehn symbolischen Rosen des Rosenkranzes beobachten. Man stellt fest, daß drei Punkte in gleicher Entfernung von Bourges liegen und das hermetische Dreieck der »drei Köpfe« bilden: Jarnac, das Tor des heiligen Jakob (lateinisch *Jacobus*); Montrevel, die Höhle des Todes, bei Ars; schließlich Gisors, das Tor zum Reich

der Königin Blanka (Abb. 12). Diese drei Türen zu »bezingen«, bedeutet, daß man den silbernen Doppelschlüssel der Arche erlangt hat.

Manche werden die Burg von Gisors baulich weniger attraktiv finden als unsere majestätischen Kathedralen. Doch vielleicht birgt sie in ihrer abstrakten Konstruktion ein in Frankreich einzigartiges Kunstwerk. Sie hat durch die Jahrhunderte hindurch eine seltsame Atmosphäre von Geheimnis verbreitet, ähnlich wie die rätselhafte Kassiopäa, die Königin von Äthiopien, die Pärstin des Tarot. Wer die Wendeltreppe des Wehrturms hinaufsteigt und von oben über die Landschaft blickt, beginnt zweifellos über das Rätsel, das zu seinen Füßen liegt, nachzudenken. Die alte Hauptstadt des Vexin, das seinen Namen dem Stamm der Velio-casses verdankt, war eines der sieben großen Lehen der Normandie und ein auserwählter Ort. Der Name Gisors setzt sich zusammen aus Gi (Zuflucht) und Sor (Strom), was etymologisch am einleuchtendsten zu sein scheint. Um den Besitz der Festung entbrannte zwischen Ludwig VI. und Heinrich I. ein Krieg, der die lange Fehde Frankreichs mit England einleitete. Die bedauerliche Abstumpfung von Zeit und ... Menschen, ferner eine relative, sogar gewollte Gleichgültigkeit haben diese erstaunliche Vergangenheit zu Unrecht in Vergessenheit geraten lassen.

ZWEITE FRAGE: Falls die Burg von Gisors ein Rätsel verbirgt, in welcher Form wäre es wohl verhüllt?

ANTWORT: Die Eingeweihten des Mittelalters drückten sich in einer komplexen Sprache aus, die in verschiedene Symbole gekleidet wurde. Wie nun die Struktur eines Gebäudes die Eigenschaften einer *prima materia* offenbart, so ist der Stein in einem Kunstwerk niemals unbehauen. Er nimmt seinen bestimmten Platz ein, äußert sich stumm und doch beredt. Betrachten wir den behauenen Stein, um zu entdecken, wie er sich im Bau übersetzt; darin wird das Geheimnis der Architekten bewahrt.

DRITTE FRAGE: Also wäre die Festung von Gisors auf geheimen Fundamenten errichtet worden? Von wem?

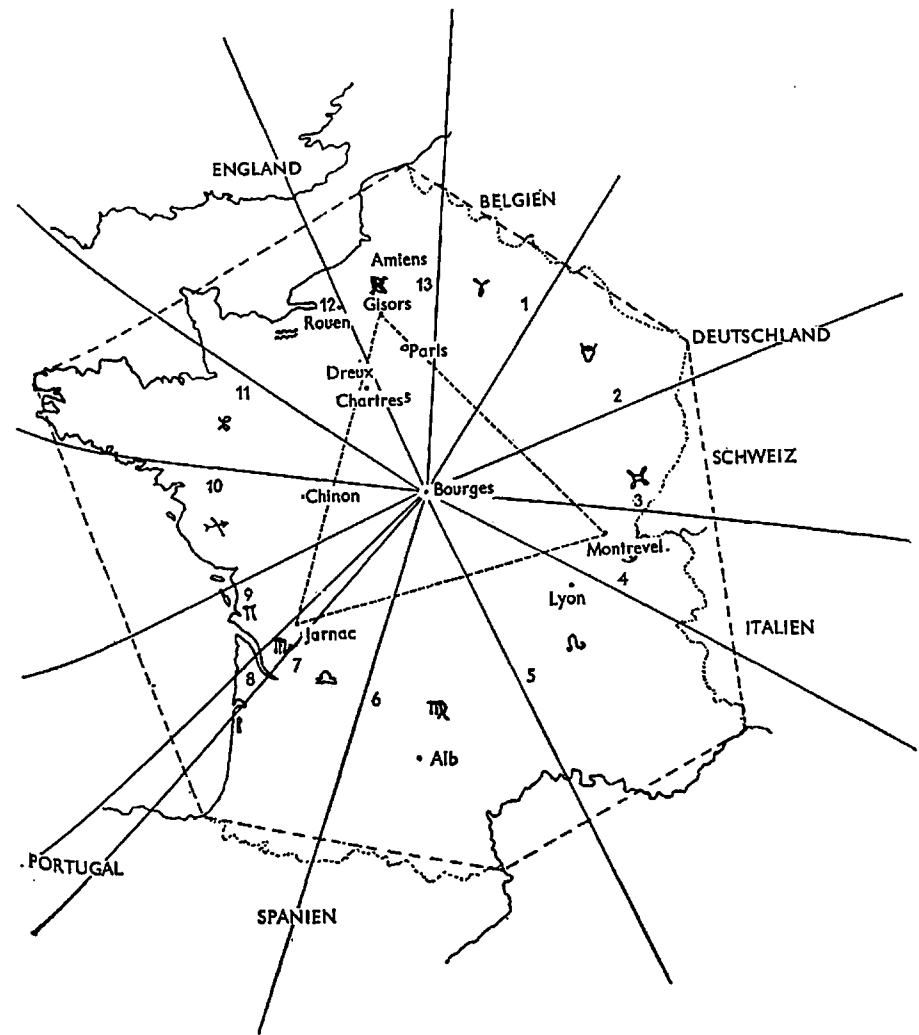


Abbildung 12: Das in dreizehn symbolische Zonen aufgeteilte »hermetische« Frankreich, mit Bourges als Hauptstadt.

ANTWORT: Man mag gläubig sein oder nicht, jedenfalls muß man die philosophischen und religiösen Auffassungen in Betracht ziehen, die das Mittelalter zutiefst prägten. Außerdem muß man durch graphische Darstellungen (bei einigen Gesellschaften bekannt) die verschiedenen Proportionen der Baukunst zusammenfügen, die ein Vordringen bis zum symbolischen Schatz des Gebäudes ermöglichen. Nur mit Hilfe entsprechender Arbeitsinstrumente vermag man das sublimen Werk der Bruderschaften der Steinmetze und Baumeister zu begreifen. Vergewärtigen wir uns, daß ursprünglich die kleineren Geheimnisse der »Alten« durch mündliche Überlieferung weitergegeben, die größeren Geheimnisse der »Meister« unter dem Bildnis des »Goldenen Vlieses« aufbewahrt wurden. Die Mitglieder richteten sich nach alten Bräuchen und praktizierten Einweihungsriten, welche die Legenden der Korporationen bis in die früheste Antike zurückverlegten.

Die Baumeister reisten häufig zu Schiff über Meer und Flüsse. Einer ihrer bekanntesten Sitze in Frankreich war Paris, die am meisten befahrenen Flüsse waren die Seine und die Rhône. Die Nauten führten zu ihrer Kunst gehörende Instrumente mit sich, unter anderem einen »Kopf mit doppeltem oder dreifachem Gesicht«, die mathematische Regel der Proportionen. Das Bild wurde unter Einhaltung strikter Vorschriften in einem Würfel aus »Mars-Holz« geschnitzt, oft in Form eines Widderkopfes. Der bedeutende Einfluß ihrer Kunst zeigte sich in allen großen Bauwerken.

Vom 8. Jahrhundert ab erfuhren die Lehren der Korporationen durch verschiedenartige Strömungen Veränderungen. Allmählich setzten sie sich in sämtlichen Ländern durch, wurden den nationalen Überlieferungen einverleibt und brachten zahlreiche Sekten hervor, die der Staatskirche häufig als ketzerisch galten. Dennoch waren auch die Mönche ursprünglich oft Baumeister im Ordenskleid.

Die ersten Benediktiner verstanden sich hervorragend auf Entschlüsselung und waren zudem große Baumeister. Im Jahre 529 gründete Benedikt von Nursia auf dem Monte Cassino den Benediktinerorden. Das erste französische Kloster, das dieser Regel unterstand, wurde zwischen 620 und 630 bei Albi errichtet, an

einem Ort namens Al-Taripa. Robert de Molesme stellte eine neue Regel auf, die von Cîteaux in Burgund, die später Sankt Bernhard berühmt machen sollte. Als 1128 der Templerorden gegründet wurde, rekrutierten sich viele seiner Mitglieder aus den Laiengilden sowie aus dem regulären Klerus. Von seinem Kreuzzug hatte Ludwig VII. mehrere im Orient geweihte Mönche, Mitglieder der Abtei von Notre-Dame von Jerusalem, mitgebracht. Manche blieben in der Priorei Saint-Samson von Orléans, andere traten dem Templerorden bei. Um 1161 zeigten sich Unstimmigkeiten innerhalb des Ordens. Die Souveränität des Großmeisters wurde nicht mehr einhellig anerkannt. Eine Spaltung bereitete sich vor. Die englischen Templer spürten die Zersplitterung des Ordens herannahen. Es gibt auch heutzutage noch Geheimarchive, Eigentum bestimmter Gesellschaften. Aus ihnen geht hervor, daß 1188 »die Ulme gefällt wurde« und daß eine ihrer Wurzeln, der »Ormus«, dessen Emblem ein rotes Kreuz und eine weiße Rose war, der Ursprung des Rosenkreuzes sei. [125] Im Jahre 1188 ließen sich die Mitglieder des »Ormus« in Saint-Jean Le Blanc nieder, in der Priorei des Berges Zion, unter der Schutzherrschaft der Priorei von Saint-Samson von Orléans. Sie trieben einen besonderen Madonnenkult. Ein Klosterleben gab es dort nie. Die Tätigkeit dieser zweifelhaften, auf Einweihung basierenden geistlichen Organisation entglitt der Kontrolle der Äbte von Saint-Samson. Der letzte von ihnen wurde 1291 verfolgt und verdankte seine Rettung nur der Flucht nach Sizilien. Dasselbe Schicksal ereilte bald darauf auch den Templerorden. Im Jahre 1314 wurde er aufgehoben.

Nach der Auflösung des Templerordens behauptet eine Überlieferung, daß sich die Arche, das Schiff der Nauten, an einem geheimen Ort — vielleicht in Gisors — verborgen hielt. Jedenfalls wäre Gisors nicht der einzige Ort. Bei Dreux gibt es die Ruinen der Burg La Roberlière (oder La Robardière). Sie wurde von Robert I. erbaut. Pierre de Dreux (Johann III.) habe sie als Zufluchtstätte vorgesehen. Dreimal im Jahr, nämlich am 25. April, am 25. August und am 25. Dezember, begibt sich im Wald von Dreux, der früher Wald von Crothais (Croth, keltisch: Grotte)

hieß, jeweils einer der »Dreizehn« an eine bestimmte Stelle, legt ein Gewand aus Leinen und eine Mönchskappe an, »bewacht den Schatz und teilt das Manna mit dem Unsichtbaren...« Daraus ist die Legende vom Weißen Mann entstanden. Diese Wallfahrt ist nicht abgeschafft. Ein anderer bekannter Ort ist Vernouillet, wo man geheimnisvolle, im Wald »Clos du Seigneur« verborgene Fässer fand, vergessene Vorräte aus dem Königshaus. Die Leute glaubten, es handelte sich um Fässer voll Diamanten und Goldschmuck. Die Phantasie des Volkes neigt zum Wunderbaren. In Wirklichkeit scheint der Schatz eine hermetische Tradition zu verbergen...

VIERTE FRAGE: Die Festung von Gisors wäre also nach einem hermetischen Plan errichtet worden?

ANTWORT: Die Kunst des Großen Werkes, die das Mittelalter beseelte, bestand darin, über die Beziehungen zwischen Himmel und Erde, jener alchimistischen, chaotischen Erde, aus welcher der philosophische Himmel erwachsen kann, zu meditieren.

Bereits Strabon schildert in seinem Meisterwerk — es besteht aus siebzehn Büchern und war die erste große geographische Enzyklopädie — einen Teil der Erdkugel, der sich vom äußersten Norden (Bretagne und Gallien) bis zum äußersten Süden (Nilquellen) und vom Heiligen Kap (Gibraltar) bis zur kaspischen Meerenge erstreckte. Das Studium des Himmels durch die Priester-Astronomen war noch weiter fortgeschritten. Es steht fest, daß die Astronomie die älteste Naturwissenschaft ist und daß »sich die Konzeption vom Mond um das Jahr 1000 vor unserer Zeitrechnung in sämtlichen großen Reichen ungefähr gleicht« (Paul Couderc, »Les Etapes de l'astronomie«, Paris, 1955). In der Abhandlung des Eudoxos aus Knidos, die im 4. vordchristlichen Jahrhundert von Aratos von Soloi in Verse gesetzt wurde, werden erstmalig 360 nördliche, 349 zodiakale und 317 südliche Sterne aufgezählt, das sind insgesamt 1026 Sterne, die sich in achtundvierzig Sternbilder gliedern. Sämtliche Kunstbauten wurden nach dem Studium des Himmels errichtet, verbunden mit mathematischen (Verwendung der Zahlenquadrate, der sogenann-

ten »magischen«) sowie hermetischen (symbolische Interpretation von biblischen und mythologischen Erzählungen) Gegebenheiten. Da wichtige Bauten nicht das Werk von einzelnen Personen sein konnten und da die Praxis der Baukunst eine berufliche Einweihung erforderte, arbeiteten die Meister im geheimen. Schon das römische Gesetz hatte Baumeisterkollegien, die Bauhütten, geschaffen. Sie waren damit beauftragt, sämtliche öffentlichen Arbeiten auszuführen, und »die Architekten sämtlicher religiöser Bauten der römisch-katholischen Kirche bezogen ihre Kenntnisse aus einer gleichen Schule, gehorchten den Gesetzen einer gleichen Hierarchie« (M. Hope, »Histoire de l'architecture«).

Zu Anfang war alles religiös geprägt. Die Baumeister übten ein heiliges Amt aus, wenn sie die Steine behauten und zu sakralen Monumenten zusammenfügten. Bald versuchten sie, mit Hilfe ihrer Kunst eine Lehre zum Schutz gegen Zerstörung zu schaffen. Sie betrachteten das Universum als gewaltigen Bauplatz. Die zu Konstellationen gruppierten Sterne waren nicht mehr einfache Anhaltspunkte, nach denen ihre Vorfahren Menhire errichtet hatten, sondern vielmehr ein Band, durch das sie Gott mit dem Werk der Menschen »vereinen« konnten. Den idealen Tempel mit der Himmelsleiter zu verwirklichen, hieß, die Sternbilder untereinander im geometrischen Verhältnis zu verbinden, und zwar mit Hilfe von Lineal, Zirkel und Winkelmaß. Wunderbarer Traum Jakobs auf dem Stein: »Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels«, oder auch die Inschrift auf dem Sockel des Standbilds von Sankt Petrus in der Abtei von Solesmes:

*Denkt nach über das Gotteswort
Der Stein
Auf ihm erbaut
Bin ich unerschütterlich.*

Nach dem alten heidnischen Glauben kreisten die Sternengötter in Wagen unter dem Himmelsgewölbe. Drei Wagen wurden als heilig angesehen:

1. Der Große Wagen, von den Christen Wagen Davids, von

den Galliern Artos (Bär) genannt, der Große Bär, der aus sieben Hauptsternen bestand. Die Römer erblickten darin sieben Ochsen, deren Hüter der Bootes war. *Septem triones*, daher der Name Septentrion, Norden, auch unter dem Namen *Helix* [126] bekannt. Das ist das Brett, auf dem die Bauteile aufzuzeichnen sind, das Quadrat von drei, auf dem die Toskana sitzt.

2. Der Kleine Wagen, an den sich ebenfalls eine reiche Symbolik knüpft. Er war der Karren des Bauern, dessen »Arbeit die Räder dreht«, der Phönix, der sich selbst verbrennt und aus der Asche wiederaufsteigt; der flache Stein oder Quadrat von fünf; der Kleine Bär der Neuzeit; die Aloe, die das Leben schenken kann, wenn man sie zum Opfer darbringt; der »Triumphwagen des Antimons« des Alchimisten Basilius Valentinus. Der Rumpf dieses Wagens war unsichtbare Stütze für das, was auf dem Schild Vulcans sichtbar war, wie ihn die »Ilias« beschreibt (Gesang XVIII).

3. Der Wagen der Meere war das Weiße Schiff der Juno mit dreiundsechzig Lichtern, von denen Canopus, das erhabene Auge des Architekten, sich alle siebenzig Jahre öffnet, um das Universum zu betrachten; das Schiff Argo, auf dem sich das Goldene Vlies befindet; im Christentum der bescheidene Nachen Petri. Es ist die symbolische Arche, in die kein Profaner ungestraft gelangen kann: »Dem Heiligtumsschänder die Erniedrigung, dem Dieb der Tod in einem Jahr.« Gefahrlos kann hier nur derjenige eintreten, der zu arbeiten und den Würfel aus Mars-Holz zu vollenden vermag, diesen magischen »Würfel«, welcher der Obhut von zwei Kindern anvertraut ist: Castor und Pollux.

Das Rätsel von Gisors ist also sehr wohl dieser »dreimal erneuerte Zufall«, diese Dreieinigkeit, die das Wunder des Nikolaus ermöglicht. Zwei Kinder sind bereits da, ein drittes wird einmal im Jahr wiedergeboren, am 25. Dezember...

FÜNFTE FRAGE: Den Alchimisten zufolge war das Große Werk nur zu bestimmten Zeiten, an bestimmten Orten, unter Berücksichtigung eines bestimmten Himmelsstandes zu verwirklichen. Wenn man annimmt, daß alchemistische Theorien den Bau der

Burg von Gisors beeinflusst haben, was läßt sich daraus schließen?

ANTWORT: Einst war der 25. Dezember der Tag, an dem die Adepten des Mithras das »Sol Invictis«, die Wiedergeburt der unbesiegt Sonne, feierten, der Augenblick, da die Druiden die Mistel pflückten, den goldenen Zweig. Vom 4. Jahrhundert ab führte die christliche Kirche allgemein den Brauch ein, die Rückkehr des Königskindes zu verherrlichen, wenn die Sonne nach ihrer größten Entfernung vom Äquator wieder höher zu steigen scheint: zur Wintersonnenwende.

Das Vorrücken der Tagundnachtgleichen oder das Große Jahr des Platon ist seit der Antike bekannt. Hundertachtundzwanzig Jahre vor unserer Zeitrechnung hatte bereits Hipparch den Punkt auf der Ekliptik mit 174° von der Spitze der Jungfrau festgelegt. 1862 fand ihn Maskelyne bei $201^{\circ} 4'$ wieder. Hierzu schrieb Virgil in einem IV. Hirtengedicht: »Nun da die Jungfrau wiederkehrt, wird die große Ordnung der Jahrhunderte wiederbeginnen, und die großen Monde werden ihre Bahn wiederaufnehmen.« Durch das Vorrücken der Tagundnachtgleichen fallen die Sternbilder und die entsprechenden Tierkreiszeichen seit langem nicht mehr zusammen. Wir treten heute am 20./21. März nicht mehr in das Zeichen des Widders, wie die Astrologen behaupten, auch nicht in das der Fische, sondern in das des Wassermanns.

Für einen Beobachter des Himmels, der sich an einem 24. Dezember um Mitternacht zwischen den Jahren 1100 und 1170 in Gisors befand, war Norden im Schützen, Süden in den Zwillingen, Westen 0° vom Widder und Osten in der Jungfrau, die Fische also 347° westlich und die Jungfrau östlich. Es ergibt sich also ein verblüffendes Resultat, wenn man den Himmelsstand auf die Burg von Gisors überträgt. Ein zufälliges Zusammentreffen ist höchst unwahrscheinlich.

SECHSTE FRAGE: Gibt es eine hermetische »Signatur« in dem Bau?

ANTWORT: Eine Signatur ist individuellen Arbeiten vorbehalten. Gisors war aber das Werk einer Schule. Das Gebäude trägt keine Signatur, sondern vielmehr ein Siegel — das »Siegel der Arche« —

und erscheint als seltsame Karavelle, die sich aus der graphischen Darstellung des Kleinen und des Großen Wagens zusammensetzt.

Bereits die Chaldäer wußten mit Zahlen viele Operationen durchzuführen. Sie lösten algebraische Aufgaben ersten und zweiten Grades (vgl. H. G. Leuthen, »Histoire des Mathématiques«). Seit Ende des 8. Jahrhunderts befaßten sich die Araber mit »magischen Quadraten«, bei denen die Summen der waagerechten und senkrechten Reihen sowie der Diagonalen gleich sind. In Gisors finden wir diese Quadrate in der Himmelsgeometrie wieder.

Darüber hinaus aber kann man auch den unsichtbaren Teil entdecken, das heißt »den Augen der Profanen verborgen«, und zwar dank dem »magischen Würfel« aus 7. Er besteht aus 343 Zahlen, 147 Seiten und 46 Diagonalen, davon 4 kubische. Die Lösung dieses Würfels ergibt in sämtlichen Richtungen stets 1204. Die Meister (Alchimisten oder Baumeister) des Mittelalters kannten das Geheimnis dieses »Sonnenwürfels« — wahrhaft ein mathematischer Stein der Weisen.

Das Zahlenspiel der Quadrate erlaubt, diesen Würfel aus 7 genau zu placieren. Nur in einer einzigen Position läßt sich der geheime Eingang wiederfinden, das unterirdische Ganze wiederherstellen. Eine einzige Position erlaubt, den Weg zu verfolgen, der dann »den Auserwählten nach Westen« führt, jenseits von Gisors, zu einem weiteren Geheimnis . . . Ja, der dreimal erneuerte *Zufall* verwandelt die Raupe in einen Schmetterling.

Unter der Aufschüttung läßt sich mit Sicherheit das Vorhandensein eines Heiligtums und verschiedener Bauten errechnen. Übrigens wies Basilius Valentinus, Benediktiner und Alchimist, wenn er vom »Pilger« oder »Reisenden« spricht, darauf hin: »Er muß sechs himmlische Städte durchwandern, ehe er in der siebenten seinen Wohnsitz nimmt.« Wer zu meditieren weiß, für den ist diese Formel deutlich.

SIEBENTE FRAGE: Gibt es in der Kirche von Gisors, in der Burg, in der Umgebung keine Hinweise, welche die Schritte des »Pilgers« lenken könnten? Ist der Weg niemals offen gewesen?

ANTWORT: Die Lösung findet sich in der Lehre, hinter dem Schleier,

neben der Toskana, die den Verlust ihrer Tochter und des geliebten Wesens beklagt. Jede wichtige Gestalt der Bibel, die zum Stammbaum Christi gehört, stellt keinen Menschen dar, sondern von Abraham bis David einen religiösen Zeitabschnitt. Und von David ab — dem Meister des Wagens — eine kurze Periode der Teilung. Abram, Sohn des Widders, wird Abraham der Jude, der über die Menge erhobene Stammvater; Isaak, das Sühneopfer, symbolisiert den Stier; Jakob und Esau die Zwillinge. Erinnern wir uns, daß Rahel (hebräisch: Weibchen des Widders) auf Lea folgte (hebräisch: Weibchen des Stiers). Jakob sollte sich später Israel nennen. Das Emblem seines Volkes war das Hexagramm. Esau sollte Ismael werden, legendärer Stammvater der Mohammedaner, die als Emblem das Pentagramm nahmen.

So tut sich das Tor zum Haus Gottes auf. Wir bemerken bereits auf der Fassade der Kirche Saint-Gervais et Saint-Protais von Gisors die Jakobsleiter, dann zwei Türme, auf jeder Seite einen.

Im ersten, den Dorival als »vollkommen und ohne Tadel« bezeichnet, befanden sich 1536 »zwölf Bilder in Gestalt der Apostel, dazu ein Bild Unseres Herrn« (Rechnungsbücher der Kirche für das Jahr 1536) — also dreizehn Statuen. Der andere Turm, genannt »Tour du Rosaire, de la Rose« — Turm des Rosenkranzes, der Rose — (der Ausdruck ist für den Eingeweihten klar) »ist unvollendet geblieben«, sagt ebenfalls Dorival.

Um die Schritte besser zu lenken, schrieb Dorival folgende Zeilen zu dem Quadrat von 3 (dem »Brett«):

» . . . ist überall geschmückt
von einem End zum andern mit feinem Schlangenzierat.
Auf der viereckigen Säulenplatte sitzt Toskana,
die, dem Bauherrn zufolge, sich in neun Teile teilt.«

Selbstverständlich entspricht das nicht einer Beschreibung des Turmes, denn das würde unerklärliche Irrtümer geben. Der Widerspruch zur Wirklichkeit ist vielmehr gewollt und beweist die Absicht des Verfassers, den Reisenden zu führen. Der esoterische Sinn mancher Verse ist sogar bestechend:

»... vom Rosenkranz, woher sein Name stammt,
von Mittag her der lichtbringende Wagen
zieht geflügelten Schrittes seine gewohnte Bahn,
läßt das Innere leuchten, daß ich jetzt schweigen will.«

Im Innern des Gebäudes hütet eine in die Mauern eingelassene Kapelle einen Marmorleichen. Er stellt den esoterischen Verzicht dar, Symbol der philosophischen Einweihung dritten Grades. Das eine Bein des Toten bildet mit einem Schleier ein liegendes IS (die verborgene Mutter), die Arme bilden das Andreaskreuz, den griechischen Buchstaben χ , Symbol der Taube, die stets im Flug mit ausgebreiteten Flügeln dargestellt wird. Geist, Atem, Alchemist, Aus- und Einatmen, die beiden Augen des Octopus... So spricht der Tote, den Kopf zu Boden gesenkt, zu dem Eingeweihten, vertraut ihm das Geheimnis des heiligen Ortes an. Eine Inschrift und ein Datum vervollständigen die Hinweise.

Der Reisende kann einen Augenblick vor dem Nordportal der Kirche verweilen, wo einst eine Madonna stand. »Tue, was du wünschen wirst«, wurde ihm geraten. Doch er weiß, daß dort nicht der richtige Weg liegt. Der Anblick von Jesus, dem Gefangenen des Kreuzes, unweit von dem Toten ruft ihm ins Gedächtnis, daß die 40 des Stammbaums Christi *Mem* ist, der dreizehnte Buchstabe des hebräischen Alphabets. Er wird sich zum Turm des Gefangenen begeben. An den Wänden des Verlieses wird er die Darstellung des Toten mit derselben Inschrift finden, dazu noch drei weitere Steine: der Weg ist bereits offen gewesen.

Neuerlich auf sich selbst gestellt, hat der Reisende die Wahl: entweder in dieses Mysterium einzudringen oder eine letzte Reise neben dem Wehrturm zu unternehmen. Zweifellos wird der Pilger an einem 24. Dezember um Mitternacht im Innern des Wehrturms nachdenken. Vielleicht sitzt er dabei im Schnee, der mit seinem königlich weißen Mantel Gisors bedeckt. Durch die Schießscharten wird er die Teile des Sternenhimmels deutend zu erforschen suchen, und seine Augen werden am Sternbild der Zwillinge stehenbleiben...

Nun erfüllt sich vielleicht das Wunder. Wie Jakob wird der Reisende einen sonderbaren Traum haben: »Zweifach wird ihm Johannes erscheinen, der eine Menschensohn — Cernunnos; der andere Gottessohn — Smertullos. Beide erwarten die Ankunft des dritten. Denn während er das Innere leuchten läßt, sieht er wieder Johannes mit der Muschel, der Jesus tauft. Die Taube ist dabei, und dann noch Johannes, der Evangelist des Kreuzes, der Lieblingsjünger Jesu.« [127] Nun ist der Pilger sicher, daß »hier die Himmelspforte, das Haus Gottes ist«.

ACHTE FRAGE: Kann man aus allen zuvor erwähnten Faktoren mit Sicherheit schließen, daß Gisors einen seit Jahrhunderten verlorenen Schatz besitzt?

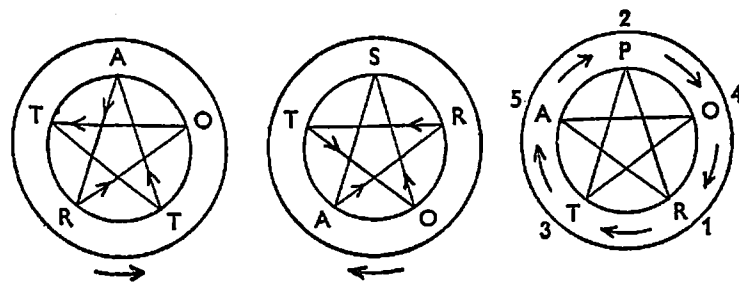
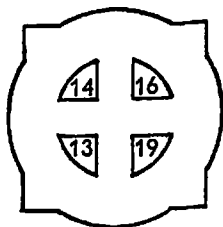
ANTWORT: Oben vom Wachturm des Wehrturms hat der Besucher Aussicht auf ein Panorama, das die Vergangenheit besonders lebhaft heraufbeschwört: Im Norden der Mont de l'Aigle (Adler des Himmels), im Süden die Kirche Saint-Gervais et Saint-Protais, hinter ihren beiden Türmen Montjavoult (Berg des Jupiter) und in der Ferne, immer in Verlängerung der Kirchtürme, Montmartre, darüber die weiße Kuppel von Sacré-Cœur. Im Westen Neaufles, und in einer Wiese, in die Erde gerammt wie ein Mahnmal, ein Kreuz aus durchbrochenem Stein: das Templerkreuz. Im Osten das historische Feld der 1188 gefällten Ulme... Der Reisende begreift nun, welche seltsame Transfiguration der Pläne diese einmalige Situation gestattet. Er bemerkt die den Templern teure Form des Wehrturms sowie seiner Innenwand. Der Weg zur Nachforschung steht offen. Man spürt das Verlangen, die merkwürdigen Gitter zu entschlüsseln, die durch die Schießscharten gebildet werden.

Da er seinen Besuch bei den heiligen Stätten begonnen hat, ruft er sich den Spruch »O MATER DEI MEMENTO MEI« ins Gedächtnis: 19 Buchstaben. Für den Hermetiker ist nun 19 die Zahl, die von jeher der Sonne zugeordnet wird.

Von den vielen Lösungen des Quadrates aus fünf Zahlenreihen ist nur eine als hermetisch zu bezeichnen, nämlich diejenige, in der die Zahl 19 nicht den Platz wechselt.

1	2	3	4	5
6	7	8	9	10
11	12	13	14	15
16	17	18	19	20
21	22	23	24	25

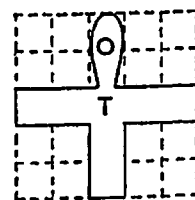
17	23	6	4	15
20	14	10	16	5
9	7	3	24	22
1	13	21	19	11
18	8	25	2	12



Die erste Arbeit der Kunst besteht in folgendem: man muß es verstehen, den Faden so in 25 Felder abrollen zu lassen, ohne jemals an die Sonne zu rühren, daß man in allen Reihen die Summe 65 erhält, und dann das Doppelkreuz als Gitter zur Entschlüsselung benutzen.

Darauf ist eine Arbeit der Vervollkommnung vorgeschrieben: man muß das entsprechende Quadrat ROTAS richtig anpassen, das bei einem Besuch in Jarnac entdeckt wurde und dessen griechische Übersetzung (bibliothèque nationale, griechisches Manuskript 2511) lautet: »Der Sämann ist auf dem Karren; die Arbeit beschäftigt die Räder.«

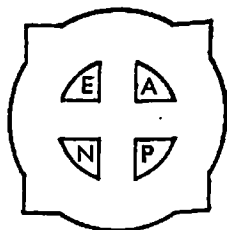
R	T	O	A	T
	A			
R	P	T	O	A
	S			
	R			



Sämtliche Bauten erfordern außerdem die Anwendung des »Brettes«, des Quadrats aus 3, und der Reisende weiß das ebenfalls. So bestimmt man die Lage der »Türen« (PORTA).

R	O	T	A	S
O	P	E	R	A
T	E	N	E	T
A	R	E	P	O
S	A	T	O	R

R	T	O	A	T
O	E	A	A	S
R	P	T	O	A
R	N	S	P	T
E	E	R	O	E



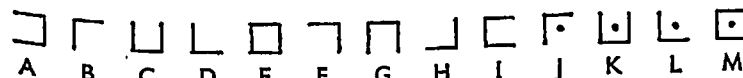
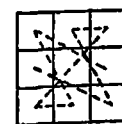
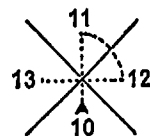
In den Ausschnitten des Kreuzes erscheinen nun:

- die Zahlen 13, 14, 16 und 19,
- die Buchstaben N, E, A und P.

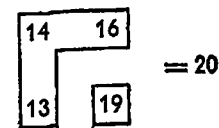
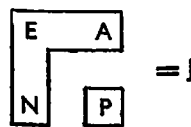
Wenn man drei Pentagramme zeichnet (wobei die Zahl 3 in der Mitte steht und das Quadrat aus 5 gebildet wird), kann man in dem Doppelkreuz die Worte lesen: TAROT, ARTOS, PORTA und die Unterschrift des Templers: O.T.

Es ist festzuhalten, daß dieser Doppelschlüssel in allen hermetischen Bauwerken verwandt wurde.

8	3	4
1	5	9
6	7	2



Man entdeckt nun:



Drei bildet den Winkel und P (oder 19) den Punkt. Damit vermag man das königliche Stück, »das die Bohne enthält«, zu lesen, nämlich

die Buchstaben A (Abraham), E (Esrom), N (Noasson) und P (Phares) führen zu J (Jesus), das heißt vier astronomische Anhaltspunkte von ARTOS, dem Wagen Davids oder Hauptstammbaum Christi, der am 24. Dezember in der Mitternachtsmette verlesen wird. (Man beachte die Übereinstimmung mit der auf den Schatz bezüglichen Legende.) Die Zahlen 16, 14, 13 und 19 sind nach dem Symbolismus des TAROT zu verwenden. (Man beachte das Zusammentreffen von $16 + 14 = 30$ Truhen, 13 Statuen und 19 Sarkophage.)

Die Templer (O. T.) haben in Gisors ihr Siegel hinterlassen. Und da ARTOS den Reisenden auffordert, den Himmel zu betrachten, dessen PORTA durch den Anhaltspunkt des Stammbaums Christi das Datum auf den 24. Dezember um Mitternacht festlegt, braucht er nur noch den Himmelsstand zu diesem Zeitpunkt während der Bauperiode des Schlosses zu rekonstruieren. Man kann feststellen, daß dessen astronomische Orientierung vollkommen ist, sogar einschließlich der Einsetzung des Orients. Somit bestätigt sich im nachhinein die Exaktheit der Entschlüsselungsmethode, mochte diese auch seltsam erscheinen.

Man sieht, daß zwei Quadrate, eines aus 5 und das andere aus 3 (die Gitter), jeweils dem Großen und dem Kleinen Bären entsprechen. Der Wagen der Meere oder das Schiff, das unter der Erde verborgen ist, korrespondiert mit keinem Quadrat, sondern mit einem Würfel aus 7, da er den Goldenen Kopf enthält (Abb. 13).

Die Zahl 7 des Quadrats aus 5 stimmt genau mit der Innenwand des Wehrturms überein und legt die Stellung des Würfels fest, dessen Seiten 7 mal 3,20 messen = 22 Meter 40.

Dieser Würfel ergibt in allen Richtungen die Lösung 1204. Seltsamerweise muß man nun feststellen, daß die dritte senkrechte Reihe auf der Südseite (Abb. 13) folgendes ergibt:

51	(das heißt zerlegt)	$5 + 1 = 6$	oder N
312	„ „ „	$3 + 1 + 2 = 6$	„ N
100	„ „ „	$1 + 0 + 0 = 1$	„ A
130	„ „ „	$1 + 3 + 0 = 4$	„ L
263	„ „ „	$2 + 6 + 3 = 11$	„ U
304	„ „ „	$3 + 0 + 4 = 7$	„ O
44	„ „ „	$4 + 4 = 8$	„ P
1204			

POULANN [128]

Nun befindet sich im Turm des Gefangenen ein N. POULAIN. Der hinzugefügte Buchstabe I entspricht der Zahl 9.

Jemand, der im Verlies des Turmes eingeschlossen war, wußte von der Existenz des Geheimnisses und vielleicht noch von einem anderen, außerhalb von Gisors. Wie dem auch sei, der Buchstabe I hat seine Bedeutung. Das ist der Weg, die Säule, die Leiter, der letzte Schlüssel, um den Gefangenen zu befreien. »Nur Mut! Noch ein paar Stöße, und der Schatz, mit so viel Tränen und Blut erkaufte, gehört dir.« [129]

Der Reisende findet beim Besuch im Turm des Gefangenen ebenfalls in Stein gehauen einen Sankt Nikolaus und ein Datum (andere Seite des Würfels): 1575. Nikolaus heißt auf griechisch Sucher des Steines. Er ist es, der die drei Kinder wieder erweckt. Wo sind die drei Kinder? Am 24. Dezember halten Kastor und Pollux pünktlich die Verabredung mit dem Dritten ein. Sie stehen oben an der Würfelreihe, die POULANN ergibt. Dort befand sich einst der Burgbrunnen.

Wie läßt sich der Bau einer Kapelle unter dem Wehrturm erklären? Die Wahrheit ist schnell gefunden — die Kapelle war vor dem Wehrturm vorhanden. Sie hatte einen normalen Eingang nach Westen und einen im Süden, neben dem Chor. Der Wehrturm ist später entstanden, ebenso die Aufschüttung.

Der Westeingang ist zugemauert worden, und der südliche führt in unterirdische Gewölbe, die einmal in Richtung auf den Turm des Gefangenen und einmal in Richtung auf die Kirche von Gisors und auf Neaufles verlaufen.

Der Reisende kann nun das Geheimnis sehr christlich in folgen-

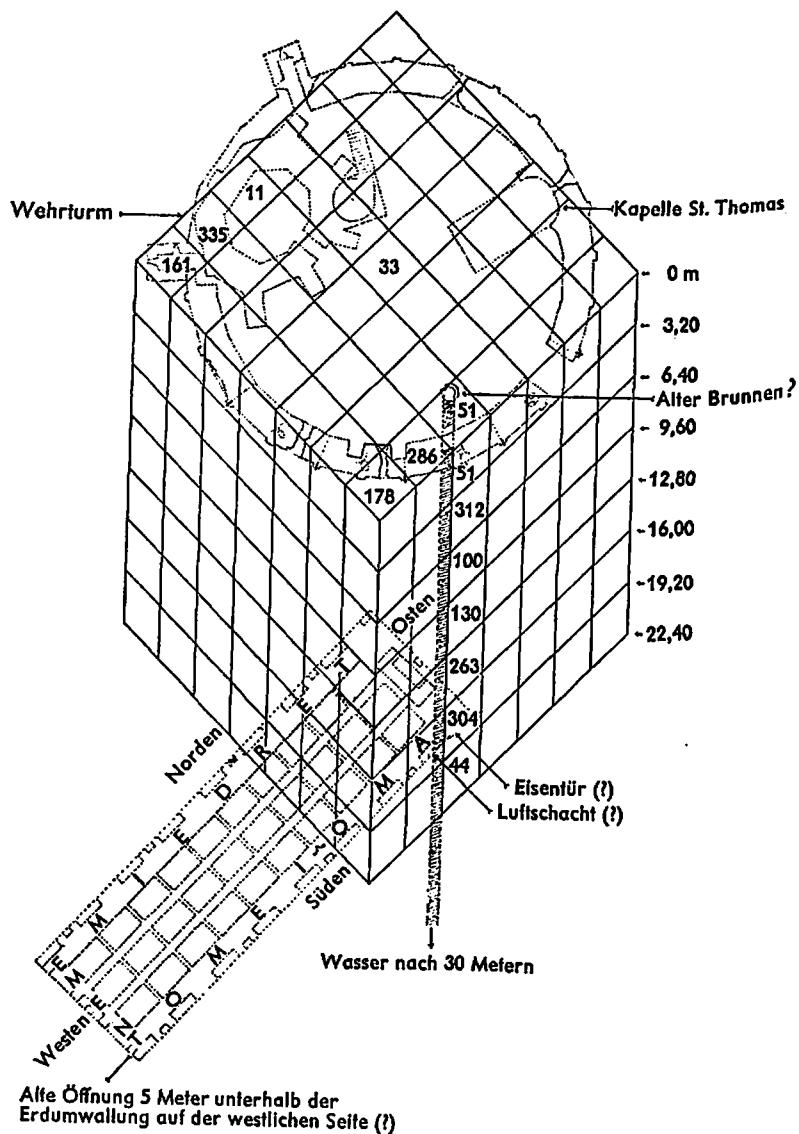


Abbildung 13

der einfacher Legende zusammenfassen: »Der Schatz gehört demjenigen, der ihn in den wenigen Augenblicken entdeckt, die das Verlesen des Stammbaumes Jesu während der Christmette dauert. Er fürchtet sich nicht vor dem Drachen, der die Gitter und die Eisentür bewacht.«

Hier ist die Zahl der 3 mal 14 Generationen, aus denen der Stammbaum Christi besteht.

Hauptlinie:	13
Nebenlinie:	13
	13
	39
Jesus:	<u>1</u>
	40

Man kann sich fragen, welche Bedeutung der Schatz haben mag, wenn er einem derart furchtbaren Geheimnis anvertraut wurde, das den Jahrhunderten und den Menschen getrotzt hat.

*

Der rätselhafte Charakter dieser acht Antworten fügt sich gut in die seltsamen Texte ein, die das jahrhundertealte Mysterium von Gisors dem Pfarrer Denyau, dem Töpfer Dorival, dem Akademiker Nodier eingegeben hat. Wie jene werden sie manchen zum Träumen, andere zum Nachdenken anregen. Und schon aus diesem Grund erscheinen sie uns wert, dem Leser vorgelegt worden zu sein.

Anhang II

ZEITTADEL

- 1066 Roger Montgomery, Großmeister der englischen Freimaurer.
- 1090 Thibaud Payen, Herr von Gisors, entwirft die Befestigung der Stadt.
- 1096 Erster Kreuzzug.
- 1097 Robert de Bellême, Sohn von Roger Montgomery, beginnt mit dem Bau der Burg von Gisors.
- 1099 Die Kreuzfahrer erobern Jerusalem.
- 1100 Heinrich I., Beau Clerc, wird König von England. Er wird zum Großmeister der englischen Freimaurer gewählt.
- 1106 Heinrich I. setzt den Bau der Burg von Gisors fort.
- 1110 Krieg zwischen Frankreich und England um den Besitz von Gisors.
- 1113 Kurzer englisch-französischer Friede in Gisors.
- 1118 Hugues de Payen und Bisol de Saint-Omer gründen in Jerusalem den Tempelritterorden.
- 1135 Heinrich I. stirbt auf der Jagd bei Gisors.
- 1144 Gisors wird König Ludwig VII. von Frankreich abgetreten.
- 1154 Heinrich II. Plantagenet König von England.
- 1155 Bertrand de Blanquefort, Großmeister der Templer, wird zum Großmeister der englischen Freimaurer gewählt.
- 1158 Drei hohen Würdenträgern des Templerordens wird die Obhut über die Burg von Gisors übergeben.
- 1161 Die Templer von Gisors werden *in effigie* gehenkt.
- 1169 Jean de Gisors trifft Thomas Becket in Gisors.

- 1180 Beginn des Kreuzzuges gegen die albigensischen Katharer. Graf Raymond V. von Toulouse leistet Heinrich Plantagenet den Lehnseid.
- 1184 Heinrich II. Plantagenet vollendet den Bau der Burg von Gisors.
- 1187 Saladin erobert Jerusalem von den Kreuzfahrern zurück.
- 1188 Der Dritte Kreuzzug wird in Gisors gepredigt. Heinrich II. Plantagenet und Philipp II. August treffen sich hier. Die »Eiserne Ulme« wird gefällt. Errichtung eines Kreuzes.
- 1189 Tod Heinrichs II. Plantagenet. Richard Löwenherz König von England.
- 1193 Philipp II. August erobert Gisors zurück.
- 1198 Schlacht von Gisors zwischen Richard Löwenherz und Philipp II. August. Die Stadt wird wieder englisch. Innozenz III. Papst.
- 1199 Richard Löwenherz wird in Chalus getötet. Heinrich III. wurde 1216 König von England.
- 1200 Johann ohne Land überläßt Gisors dem König von Frankreich.
- 1204 Die Kreuzfahrer erobern Konstantinopel.
- 1239 183 Katharer bei lebendigem Leib in Montwimer in der Champagne verbrannt.
- 1244 Fall von Montségur. 200 Katharer lebendig verbrannt.
- 1247 Guillaume de Sonnac, Großmeister der Templer, schickt unter starker Eskorte eine geheimnisvolle Fracht an den König von England.
- 1272 Tod Heinrichs III. von England.
- 1285 Philipp der Schöne König von Frankreich.
- 1291 Katastrophe von Akkon. Die Kreuzfahrer verlieren ihre sämtlichen eroberten Gebiete an den Sultan von Ägypten. Die Templer ziehen sich nach Zypern und nach Europa zurück.
- 1305 Bertrand de Got wird als Clemens V. zum Papst gewählt.
- 1307 13. Oktober: Philipp der Schöne läßt alle Templer in Frankreich verhaften. Am Vorabend haben sich zwölf Templer aus Paris mit einem Teil des Ordensschatzes in Richtung

- auf die Küste geflüchtet. Die Templer von Gisors entgehen der Verhaftung.
27. Oktober: Protest Clemens' V.
30. Oktober: Protest des Königs von England.
17. November: Clemens V. schwenkt um und ordnet die Verhaftung aller Templer in Europa an.
21. Dezember: Philipp der Schöne sequestriert das Eigentum der französischen Templer.
- 1308 Der König von Frankreich und der Papst streiten sich um die Führung des Prozesses gegen die Templer.
27. November: Philipp der Schöne befiehlt die Verhaftung der Templer von Gisors. Der Ausgang dieses Unternehmens ist unbekannt.
- 1311 Die Bulle »Vox in excelso« hebt den Templerorden auf.
- 1314 18. März: der Großmeister Jacques de Molay wird lebendig verbrannt.
- April: Der Templer Simon de Macy, der einzige, der nicht vor Gericht stand, wird durch Philipp den Schönen in der Burg von Gisors gefangengesetzt.
20. April: Tod Clemens' V.
29. November: Tod Philipps des Schönen.
- 1318 54 Templer lebendig in Vincennes verbrannt.
- 1359 Blanka von Evreux, Burgherrin von Gisors.
- 1419 Der Herzog von Clarence nimmt Gisors, das wieder englisch wird.
- 1449 Gisors wird endgültig französisch.
- 1946 Roger Lhomoy erklärt, er habe unter dem Wehrturm von Gisors eine Krypta entdeckt, die 30 Truhen, 19 Sarkophage und 30 Statuen enthielte.

BIBLIOGRAPHIE

Allgemeine Werke

- Chevallier, Ulysse: »Répertoire des sources historiques du moyen âge« — Register der historischen Quellen des Mittelalters — Paris, 1910, 5 Bände.
- Dom Félibien und Dom Lobineau: »Histoire de Paris« — Geschichte von Paris — Paris, 1714, 5 Bände.
- Ghyka, Matila: »Le Nombre d'or: rites et rythmes pythagoriciens dans le développement de la civilisation occidentale« — Die Goldene Zahl: pythagoreische Riten und Verse in der Entwicklung der abendländischen Zivilisation — Paris, 1952, 2 Bände. (Hervorragendes Werk mit reichhaltiger Dokumentation.)
- Grousset, René: »Histoire des croisades«, Paris, 1935 — Geschichte der Kreuzzüge.
- Michelet, Jules: »Documents pour servir à l'histoire de France: le procès des Templiers« — Dokumente zur Geschichte Frankreichs: der Prozeß der Templer — Paris, 1841—1851, 2 Bände.
- Migne: »Encyclopédie théologique« — Theologische Enzyklopädie.

Templer

- Bolle, J. H.: »Le Temple, ordre initiatique du Moyen Age« — Der Temple, mittelalterlicher Orden mit Einweihungsriten — Genf, 1931.
- Carrière, V.: »Les Templiers de Provins et les débuts de l'Ordre du Temple en France« — Die Templer von Provins und die Anfänge des Templerordens in Frankreich — Paris, 1919.
- Guery, Abbé Charles: »Les commanderies des Templiers dans le département de l'Eure« — Die Komtureien der Templer im Département Eure — Evreux, 1903.
- Heckethorn: »The Secret Societies of All Ages« — Die Geheimgesellschaften aller Zeiten — London, 1875, 2 Bände.
- Lambert, Elie: »L'architecture des Templiers« — Die Architektur der Templer — Paris, 1955.

- Lizerand, G.: »Clément V et Philippe le Bel« — Clemens V. und Philipp der Schöne — Paris, 1910.
 »Le dossier de l'affaire des Templiers« — Das Dossier des Templerralles — Paris, 1923.
- Maillard de Chambure, Ch.: »Règle et statuts secrets des Templiers« — Regel und Geheimstatuten der Templer — Dijon, 1840.
- Melville, Marion: »La vie des Templiers« — Das Leben der Templer — Paris, 1951. (Vollständige, objektive Arbeit, angenehm zu lesen, Dokumentation nach dem neuesten Stand.)
- Naudon, Paul: »Les origines religieuses et corporatives de la francmaçonnerie« — Die religiösen und korporativen Ursprünge der Freimaurerei — Paris, 1953. (Eine der seltenen seriösen Arbeiten über dieses sehr umstrittene Thema.)
- Ollivier, Albert: »Les Templiers« — Paris, 1958.
- Piquet, Jules: »Des banquiers au Moyen Age: les Templiers« — Bankiers im Mittelalter: die Templer — Paris, 1939.

Gisors

Es ist keinerlei Bibliographie über die Werke vorhanden, die sich mit der Stadt Gisors beschäftigen. Wir hoffen, manchem Leser des vorliegenden Buches einen Gefallen zu erweisen, wenn wir diese Lücke schließen. Die Werke oder Dokumente, die verschwunden oder in den Bibliotheken oder öffentlichen Archiven verstümmelt worden sind, haben wir mit folgendem Zeichen (O) versehen.

- Anne, Eugène: »Gisors, son histoire, ses monuments« — Gisors, seine Geschichte und seine Baudenkmäler — Gisors, 1938.
- Bernard, F. C.: »Notice sur le château de Gisors« — Beschreibung der Burg von Gisors — Paris, 1884.
- Blangis, L. N.: »Le prisonnier de la tour de Gisors« — Der Gefangene im Turm von Gisors — Elbeuf, 1873.
- Bosquet, Amélie: »La Normandie romanesque et merveilleuse« — Die wunderbare Normandie — Rouen, 1845.
- Bourdet, Alexandre: »Remarques sur l'histoire de Gisors« — Anmerkungen zur Geschichte von Gisors — aus dem Jahre 1696 datiertes Manuskript, Privatarhive (O).
- Canel, André: »Armorial des villes de Normandie« — Wappenbuch der Städte der Normandie — Caen, 1885.
- Caresme und Charpillon: »Itinéraire de Gisors à Pont-de-l'Arche« — Weg von Gisors nach Pont-de-l'Arche — Gisors, 1869.
- Charpillon: »Gisors et son canton: statistique, histoire« — Gisors und sein Landkreis, Statistik, Geschichte — Les Andelys, 1867.
- Chapôtin, Le R. P.: »Etudes historiques sur la province dominicaine de France: un curé dominicain de Gisors« — Historische Studie über das Gebiet der Dominikaner in Frankreich: ein Dominikaner-Pfarrer von Gisors — Paris, 1890.
- Clérambault, E. de: »Les enceintes fortifiées: le donjon de Gisors« — Die Festungsgürtel: der Wehrturm von Gisors — Beauvais, 1900.
- Delisle, L.: »Le testament de Blanche d'Evreux« — Das Testament der Blanka von Evreux, Paris.
- Denyau, Robert: »Histoire polytique de Gisors« — Politische Geschichte von Gisors — Aus dem Jahre 1629 datiertes Manuskript, Archives de la Seine-Maritime (O).
- Déville, Achille: »Notice historique sur le château des Gisors pendant la domination normande«, Mémoires de la société des antiquaires — Historischer Bericht über die Burg von Gisors während der normannischen Herrschaft. Abhandlung der Gesellschaft der Altertumsforscher — Band IX, Caen, 1835.
- Dion, A. de: »Notice sur le château de Gisors« — Bericht über die Burg von Gisors — Pontoise, 1868.
- Dorival, Antoine: »Tableau poétique de l'église de Gisors« — Poetisches Bild der Kirche von Gisors — aus dem Jahre 1629 datiertes Manuskript, Archives de l'Eure (O).
- Dubreuil, Gédéon: »Gisors et ses environs: histoire, légendes« — Gisors und seine Umgebung: Geschichte, Legenden — Paris, 1857 (O).
- Goineau, Françoise: »Gisors: la ville et le baillage jusqu'à la fin du 15e siècle« — Gisors, Stadt und Regentschaft bis zum Ende des 15. Jahrhunderts — Pontoise, 1939.
- Hersan: »Histoire de Gisors«, Gisors, 1857 (O).
- »Journal d'un bourgeois de Gisors: La Ligue dans le Vexin normand« — Tagebuch eines Bürgers von Gisors: die Liga im normannischen Vexin — Herausgegeben von H. Le Charpentier und A. Fitain, Paris, 1878.
- Laborde, Léon de: »Gisors: documents inédits tirés des archives de l'église Saint-Gervais« — Gisors: unveröffentlichte Dokumente aus den Archiven der Kirche Saint-Gervais — Archäologische Jahrbücher, Band IX, 1845.
- Lasteyrie, R. de: »Quelques notes sur le château de Gisors« — Einige Anmerkungen über die Burg von Gisors — Caen, 1901.
- »Mémoire adressé par l'architecte de Gisors aux membres du corps législatif pour justifier sa gestion« — Denkschrift des Architekten von Gisors an die Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaft, um seine Amtsführung zu rechtfertigen — Paris, Jahr X.
- Motey, Vicomte du: »Robert II de Bellesme«, Alençon, 1923.
- Nodier, Charles, Taylor H. und De Cailleux, A.: »Voyages pittoresques et romantiques dans l'ancienne France« — Malerische und romantische Reisen durch das alte Frankreich — Normandie, Band II, Paris, 1815—1830 (O).
- Patte, Victor: »Histoire de Gisors«, Gisors, 1896.
- Pepin, Eugène: »Gisors et la vallée de l'Epte« — Gisors und das Tal der Epte — Paris, 1939.
- Regnier, Louis: »Les historiens de Gisors«, Pontoise, 1912. »Quelques notes sur les monuments de Gisors« — Einige Anmerkungen über die Baudenkmäler von Gisors — Gisors, 1909.

Einige klassische Werke über den Okkultismus

(Der Leser, der sich eine allgemeine Vorstellung über die Denkweise der alten Okkultisten bilden möchte, um darin gemeinsame Züge zu finden, kann leicht auf überaus phantasievolle Werke stoßen, die ihn von weiteren Studien abhalten könnten. Um ihm die Arbeit zu erleichtern, führen wir nachstehend eine sehr kurze Liste derjenigen Werke auf, die eine wertvolle Einführung in die Sprache, die Symbole und die Verfahren der klassischen Okkultisten geben.)

- Abellio, Raymond: »La Bible, document chiffré« — Die Bibel, verschlüsseltes Dokument — Paris, 1952, 2 Bände (sehr wichtiges Werk).
- Boucher, Jules: »Symbolique maçonnique« — Symbolik der Freimaurer — Paris, 1949.
- Cadet de Gassicourt und Du Roure de Paulin: »L'hermétisme dans l'art héraldique« — Die Hermetik in der heraldischen Kunst — Paris, 1929.
- Fulcanelli: »Demeures philosophales« — Alchimistische Stätten — Paris, 1959. »Le mystère des cathédrales« — Das Mysterium der Kathedralen, Paris, 1930.
- Marques-Rivière, Jean: »Histoire des doctrines ésotériques« — Geschichte der esoterischen Lehren — Paris, 1940. (Allgemein verständliches Werk.)
- Piobb, P.: »Clef universelle des sciences secrètes« — Allgemeiner Schlüssel der Geheimwissenschaften — Paris, 1951. (Wesentliches Lexikon, kurz, bündig und wissenschaftlich, unentbehrlich zum Verständnis der alten Texte.)
- Wirth, Oswald: »Le tarot des ymagiers du Moyen Age« — Das Tarot der Maler und Bildhauer des Mittelalters — Paris, 1927.

Dokumente

- Archives Nationales: Manuskript JJ 106, Blatt 402.
- Archives départementales de l'Eure: Manuskript G 701.
- Archives départementales de la Seine-Maritime: Manuskript Y 14 (2).
- Archives privées.
- Geheimarchive des Vatikans: Regist. Aven. No 48. Benedicti XX, Band I, Blätter 448—451.
- Bibliothèque Nationale: Griechische Manuskripte 1505 und 2511. Lateinisches Manuskript 10 919, Blatt 84 und Rückseite.
- Britisches Museum: Manuskript M. 33. Caligula, D. 111, Blatt 4.
- Public Record Office »Exchequer's Accounts« — Rechnungslegung des Schatzamtes — (E 101). Rechnungsbericht von William Allington, Oberschatzmeister der Normandie (1419 und 1422).
- Norman Rolls (Aktzeichen C 64). (Zahlreiche Unterlagen über die Organisation der englischen Herrschaft in Gisors.)
- Additional Charters (sechzig Urkunden, die Geschichte von Gisors betreffend).
- Thory: *Acta latomorum* (Chronologie der Freimaurerei).

ANMERKUNGEN

Erster Teil

- 1a Exorzismus ist die Austreibung des Teufels oder bösen Geistes unter Anrufung Gottes. In der katholischen Kirche empfängt jeder Geistliche die Weihe als Exorzist.

Zweiter Teil

- 1b Hiermit ist der dritte der großen geistlichen und militärischen Orden gemeint: die Deutschen Ordensritter, die auch in Polen saßen.
- 2 Der heilige Hieronymus verlegt die Verklärung Christi auf den Berg Tabor. Wie Jakob in Bethel, sahen dort die auserwählten Apostel den Himmel sich öffnen und Christus mit Moses und Elias sprechen.
- 3 Der heilige Cyrill verlegt die Bergpredigt auf den Hattin: »Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde vergehe, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüpfelchen vom Gesetz, bis daß es alles geschehe.« (Matthäus 5, 17—18)
- 4 In Sepphoris war der Stuhl erhalten, auf dem die Jungfrau Maria bei der Verkündigung gesessen haben soll.
- 5 Die Sprüche Salomos, 11, 1.
- 6 Es gab auch die Schreibweise Gout oder Goth.
- 7 In Saint-Bertrand-de-Comminges kann man heute noch diesen seltsamen Gegenstand sehen. Es ist der drei Meter lange Stoßzahn des Narwals, auch Meereseinhorn genannt.
- 8 Manche behaupten, es habe sich um Guy, den Bruder des Dauphins der Auvergne, gehandelt.
- 9 Masini, *Il Sacro Arsenale, Overo pratico de Santo Officio*. Wohlgemerkt stellt dieses Werk keine Ausnahme dar. Sämtliche Handbücher der Inquisition sind in der gleichen Tonart gehalten.
- 10 »Die Mißgeschicke, die das Auge des Horus erlitten hat, beschäftigten die alten Ägypter sehr. Seine Wiedereinsetzung ist Gegenstand des Rituals auf Grund zahlreicher Kommentare: bald wird er unter dem Namen 'Oudjat' ('der Geheilte') zum eigentlichen Symbol des Opfers. Deshalb übernimmt der Priester ganz natürlich die Rolle des jungen Horus.« Jean Sainte-Fare Garnot, »La vie religieuse dans l'ancienne Egypte.« Paris, 1948.

11 Osiris wird von seinem Bruder Seth angegriffen und fällt sterbend zu Boden. Seth schließt den Leichnam in eine Kiste ein und wirft sie in den Nil. Die Kiste wird von der Strömung fortgetragen und in Byblos neben einem Tamariskenbaum an Land geschwemmt, in dessen Wurzeln sie sich verfängt. Zusammen mit dem Baum, der um ihn herumgewachsen ist, wird der Sarg in den königlichen Palast gebracht und fällt in die Hände der Isis, die ihn in den Nilsümpfen birgt. Doch Seth entdeckt bei einer nächtlichen Jagd den Leichnam des Osiris, zerstückelt ihn und zerstreut seine Teile überallhin. Isis zieht nun aus, um sie zu suchen, und findet sie auch. Sie läßt sich auf übernatürliche Weise von ihrem toten Gatten befruchten und beerdigt diesen, unterstützt von ihrer Schwägerin Nephthys. Die thebanischen Grabmäler zeigen die zwei Frauen wehklagend zu beiden Seiten des Sarges. Isis bringt einen Gottessohn, Horus, zur Welt, den sie mit liebevoller Sorge umgibt. Doch die Witwe und der Waisenknabe werden getötet, denn Osiris erhebt wieder auf. Er wird zum Gott des Totenreiches und im weiteren Sinne des Maßes: die Waage der Rechtschaffenheit wiegt die Herzen der Toten. Isis wird dargestellt in weiße Schleier gekleidet, denn sie hat die Menschen den Anbau von Flachs gelehrt und ihnen zugleich die Segel der Schifffahrt gebracht. Auf dem Kopf trägt sie den Halbmond. Man stellt sie auf einem Stuhl mit hoher Lehne sitzend dar (Kathedr), denn das Wort »Isis« bedeutet zugleich »Stuhl«. (J. Sainte-Fare Garnot, »La vie religieuse dans l'ancienne Egypte«. Paris, 1948.)

Es ist festzuhalten, daß der Begriff des Stuhles sich für uns mit religiösen Vorstellungen verbindet. Er gehört in die Begriffswelt der Kirche, vom Heiligen Stuhl angefangen, auf dem der Papst »ex cathedra« spricht, über die Kathedralen bis zu den primitivsten Kultstätten, die man auf altfranzösisch »Stühle« nannte (Beispiel: die »Chaise-Dieu«, Haute-Loire, bemerkenswerter Totentanz).

12 »Der Tempel ist nicht, wie die mohammedanische Moschee; ein Versammlungsort zum allgemeinen Gebet, sondern wirklich das Haus Gottes, um den Ausdruck der Heiligen Schrift zu gebrauchen... Ursprünglich existierte zwischen den Kultstätten und den Wohnsitzen der Großen kein baulicher Unterschied. Doch bald wird die Anordnung der Kultbauten komplizierter und unterschiedlicher... Man braucht weitgehend unzerstörbare Gebäude. Große Bedeutung wird den Himmelsrichtungen beigemessen. Im Bauplan zeigt sich das Bestreben, die strenge Symmetrie der Mittellinie zu wahren. Die priesterliche Interpretation des Bauplans verleiht den Tempeln kosmischen Charakter... Ein von zwei hohen Türmen flankiertes Portal führt auf einen offenen Vorhof, der von Säulengängen umgeben ist. Daran schließen sich die Säulenhallen an. Man betritt nun das Heiligtum der Barke, angestammtes Fahrzeug des Gottes oder der Göttin — in Ägypten, wo Transporte auf dem Wasserweg stattfinden, nicht anders zu erwarten. Häufig enthält ein zweites Heiligtum den Schrein (naos), in dem das Bild des Gottes oder der Göttin eingeschlossen ist.« (J. Sainte-Fare Garnot, »La vie religieuse dans l'ancienne Egypte«. Paris, 1948.)

13 Schadius, *De Dictis Germanis*.

14 In sämtlichen alten Sprachen werden tatsächlich die Zahlen durch Buchstaben bezeichnet (Beispiel: die römischen Ziffern); die eigentlichen Ziffern, mit denen Dezimalstellen auszudrücken sind, wurden von den Arabern eingeführt, sind also relativ neuen Datums. Die eigentliche Algebra, das heißt das Wort wie der Begriff, stammt von dem arabischen Mathematiker Al Chwarasmi, der im 10. Jahrhundert die Abhandlung »Al Djebr za Mukabbala« schrieb.

15 Zum Beispiel bedeutet der 13. Buchstabe Mem die Zahl 40 und den Begriff »Schuld«.

16 Die mittelalterlichen Kabbalisten waren sehr beeindruckt, als sie feststellten, daß dies auf sämtliche zu ihrer Zeit bekannten Sprachen zutraf (Griechisch: th-é-o-s, lateinisch: d-e-u-s, arabisch: A-l-l-ah, französisch: d-i-e-u, deutsch: G-o-t-t, spanisch: d-i-o-s usw.).

17 Der ägyptische Ursprung der kabbalistischen Zahlenmystik unterliegt keinem Zweifel. Die Inschrift von Padamion, während der XXII. Dynastie (10. Jahrhundert v. Chr.), ist so zu verstehen: »Ich bin 1, die 2 wird, 2, die 4 wird, 4, die 8 wird, und 1 danach.« Auch Pythagoras hat diesen Denkprozeß vollzogen.

18 Beispiel: der geheime Wert GW von 5 ist $5 + (1 + 2 + 3 + 4) = 15$
das heißt, verallgemeinert: $GW_n = \frac{n(n+1)}{2}$

Über die Gesamtheit dieser Methode vgl. Raymond Abellio: *La Bible, document chiffré*, Paris 1950, 2 Bände.

19 Die Kabbalisten behaupten, daß sich allein durch ihre Methode gewisse Merkwürdigkeiten der Bibel erklären lassen, wie die Irrtümer bei Namen und Zahlen. Zum Beispiel heißt im »Exodus« (2. Buch Moses, 3) der Schwiegervater von Moses einmal Jethros, einmal Reguel. Im Evangelium des Matthäus (1, 1—18) liest man, daß der Stammbaum Christi 3mal 14 Glieder umfaßt, das heißt 42 Generationen seit Abraham. Der aufmerksame Leser jedoch stellt bei Zusammenzählung nur 40 ohne Jesus und 41 mit ihm fest. Man könnte noch zahlreiche weitere Beispiele anführen.

20 »Nun sind die Stimme und der Name Sonne und Mond«, heißt es in der »Genesis« des Simon Magus. Vgl. Hippolytos: *Elenchos*, édition Wendland, VI, 13.

21 Serge Hutin, *Les Gnostiques*, Paris, Presses Universitaires de France.

22 Zwischen die vollkommene Welt der Gedanken und die sichtbare Welt der Materie, die den Makel des Bösen und der Sünde trägt, schalten die Gnostiker eine Reihe von ineinandergeschachtelten Zwischenwelten ein. Diesen steht eine ganze Hierarchie von höheren geistigen Wesen vor: Erzengel, Archonten, Gottheiten, unsichtbare Kräfte, Erzväter usw., die eine Art Brücke zwischen dem Demiurg und dem Menschen bilden.

23 Ägypten wurde Al Chemia genannt: die schwarze Erde. Das ist der Ursprung des Wortes Alchimie, später kurz Chemie. Man stellte Ägypten in Gestalt eines flammenden Herzens dar.

24 Matila Ghyka, *Le Nombre d'Or*. Paris, Gallimard, 1950, Band II.

25 Assas, Wächter, *Plural Assacine*. Es ist festzuhalten, daß die Nach-

- kommen der Ismaeliten, die Wahhabiten, noch heute die Wächter für die heilige Stadt Mekka stellen.
- 26 Die Papyri in den Museen von Leyden und Stockholm. Amon Re, der Hauptgott von Theben, wurde in Gestalt eines Widders oder eines blau bemalten Menschen dargestellt. Als Herzog Philipp der Gute von Burgund im Jahre 1429 den Orden vom Goldenen Vlies stiftete, wurde ein lebendiger, blau bemalter Widder mit vergoldeten Hörnern vor ihm her getragen (vgl. Baron de Reiffenberg, »Histoire de l'Ordre de la Toison d'Or« — Geschichte des Ordens vom Goldenen Vlies — Brüssel, 1830).
- 27 Siehe 1. Buch Moses, 6, 4: »Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes zu den Töchtern der Menschen eingingen, und sie ihnen Kinder gebaren, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Männer.«
- 28 Zum Beispiel die Herstellung von Purpurfarbe aus Muscheln, die den Phöniziern bekannt war, oder in neuerer Zeit die Kunst der Glasmalerei (Bourges).
- 29 Schwefel, Salz und Quecksilber bezeichnen hier nicht einfache chemische Stoffe, sondern vielmehr die »der Weisen« oder »der Philosophen«. Sie stellen Seele, Körper und Geist dar.
- 30 Dieser Auffassung ist noch Leibniz im 18. Jahrhundert.
- 31 Griechisch: Bapheus mete.
- 32 Buch Daniel, 6, 11—14.
- 33 Von dem griechischen *argos*, das heißt weiß.
- 34 Vgl. hierzu die zwei Werke von Fulcanelli »Le mystère des cathédrales« — Das Mysterium der Kathedralen — und »Demeures philosophales« — Alchimistische Stätten.
- 35 Nicolas Flamel, geboren 1345 in Pontoise, heiratete 1368 Dame Perennella. Er starb am 22. März 1417 in Paris und wurde in der Kirche Saint-Jacques-la-Boucherie beigesetzt. Sein Grabstein steht jetzt im Cluny-Museum. Zwei Pariser Straßen sind nach Nicolas und Perennella Flamel benannt.
- 36 Aus dem Arabischen: Al Tannur.
- 37 Vgl. Dom Antoine Joseph Pernety »Dictionnaire mytho-hermétique« — Mythisch-hermetisches Wörterbuch — Paris, 1787. Durch eines der bei den Okkultisten beliebten Wortspiele wird diese Jagd manchmal auch zur Jagd auf den fliehenden Leibeigenen, den Menschen (französisch »cerf« = Hirsch, »serf« = Leibeigener). Ein »La chasse du cerf des cerfs« — Die Jagd auf den Hirsch der Hirsche — betitelter mittelalterlicher Text war eine durchsichtige Schmähchrift gegen den Papst, den »Diener der Diener Gottes« (*servus servorum*).
- 38 Der berühmte Wandteppich »Die Dame mit dem Einhorn« (Cluny-Museum) war Gegenstand ausführlicher alchimistischer Kommentare, besonders von Fulcanelli.
- 39 Gran, altes Gewichtsmaß. 72 Gran = 4,32 Gramm.
- 40 Saint Vincent de Paul hat in einem Brief berichtet, wie er während seiner Gefangenschaft die Öfen eines Alchimisten in Tunis heizte.
- 41 Das Halsband des Ordens zum Goldenen Vlies war aus »Feuerstahl und Feuerstein« gemacht. Bereits bei Hesekiel, 28, steht: »Du bist ein reinliches Siegel, voller Weisheit und aus der Massen schön. Du bist im Lustgarten Gottes. . . Du bist wie ein Cherub, der sich weit ausbreitet und deckt; und ich habe dich auf den heiligen Berg Gottes gesetzt, daß du unter den feurigen Steinen wandelst.« (Gemeint ist der König von Tyrus, der Nachfolger Hiram, des Verbündeten Salomons, der beim Bau des Tempels von Jerusalem mitwirkte.)
- 42 »Dein Vater, König Nebukadnezar, setzte ihn über die Sternseher, Weisen, Chaldäer und Wahrsager. . . : nämlich Daniel, den der König ließ Beltsazar nennen.« (Daniel, 5, 11—12).
- 43 Der Berg Nebo trägt den Namen eines chaldäischen Gottes, Erfinder der Wissenschaften und der Schrift, Schutzherr der Schriftgelehrten, analog dem ägyptischen Thot-Hermes, dem »Götterboten«.
- 44 Beth-El, das heißt Gotteshaus. Nach dem 1. Buch Moses (28, 10—22) hat hier der Traum Jakobs von der Himmelsleiter stattgefunden. Nach der Spaltung zwischen Israel und Juda wurde Beth-El zum Sitz des »Götzendienstes« um das »Goldene Kalb« (1. Buch der Könige, 13, 11—32). Darauf wurde es von den Propheten verflucht (Hosea, 10, 5 ff.). Sie nennen es mitunter zum Hohn Beth-Aven, das heißt Haus des Nichts.
- 45 In Les Baux in der Provence findet am Heiligabend die Zeremonie der sogenannten »pastrage« statt. Die Hirten gehen in die Mitternachtsmette hinter einem Wagen, der von einem behärderten Widder gezogen wird. Darin ruht das neugeborene Lamm auf einem Teppich. Die Herren von Les Baux behaupteten, von König Balthasar, einem der drei Weisen aus dem Morgenland, abzustammen. Das Bauxit erhielt seinen Namen nach den Steinbrüchen von Les Baux.
- 46 Entgegen der Behauptung mehrerer Historiker, er stamme aus Payns in der Champagne, wurde Hugues de Payen (oder Pagan = Heide) am 9. Februar 1070 im Schloß von Mahun, Gemeinde Saint-Symphorien de Mahun, Ardèche, geboren. Die Urkunde wurde 1897 wiederaufgefunden (vgl. Esquieu, »Les Templiers de Cahors«, in *Bulletin de la Société littéraire, scientifique et artistique du Lot*, 1898). Sein Vater trug den Beinamen »der Maure« und stammte aus dem Quellgebiet des Allier.
- 47 Postume Werke des Grafen de Pagan: »Vie d'Hugues de Pagan, fondateur de l'Ordre du Temple« — Das Leben von Hugues de Pagan, Begründer des Templerordens — Paris, 1691.
- 48 Etwas steht jedenfalls außer Zweifel: bis zur Renaissance hat die katholische Kirche niemals die Wahrheit dieser Episode in Frage gestellt. Ein Zeitgenosse der Päpstin, Anastasius, Bibliothekar im Vatikan, trug sie als erster im »Liber pontificalis« ein. Vom 11. bis 13. Jahrhundert wird sie in allen kirchlichen Chroniken erwähnt, so in Metz, Erfurt, bei Martin von Polen usw. Im 14. und 15. Jahrhundert berichteten zwei Historiker, die auf Anweisung des Papstes schrieben — Amaury d'Augier, Hauskaplan Urbans V., und Barthélémy Sacchi, Bibliothekar von Sixtus IV. — die Geschichte der Päpstin in allen Einzelheiten. Der heilige Antonius von Florenz, die Päpste Pius II. und Hadrian IV., der Inquisitor Torquemada usw. bestätigen sie ebenfalls. Alle hatten in Rom ein Standbild der Päpstin gesehen, die ihre Tochter

- auf dem Arm trug. Es hatte die Inschrift: P P P P P. Sixtus V. ließ es abreißen und in den Tiber werfen. Launoi und der berühmte Mönch Mabillon haben im Dom von Siena die Büste der Pöpstin mit der Inschrift »Johannes VIII., femina« gesehen. Clemens VIII. ließ sie durch ein Porträt des Papstes Zacharias ersetzen. Schließlich wird die Pöpstin in den offiziellen Urkunden des Konzils von Konstanz erwähnt. Johanna sei eine in Mainz geborene Engländerin gewesen. Sie soll in Griechenland studiert und dann in Rom im Kloster des heiligen Martin unterrichtet haben, wo der heilige Augustinus persönlich die sieben freien Künste gelehrt hatte.
- 49 Etymologisch: derjenige, der vorneweg tanzt.
- 50 Dupuy »Histoire de la condamnation des Templiers« — Geschichte der Verurteilung der Templer — Brüssel, 1713, S. 361.
- 51 Jules Michelet »Documents pour servir à l'histoire de France: le procès des Templiers« — Dokumente zur Geschichte Frankreichs: der Prozeß der Templer — Paris, 1841—1851, 2 Bände, Aussage vom 11. April 1208.
- 52 »Les Templiers«, Paris, éditions du Seuil, 1958, S. 57.
- 53 Michelet, s. Anm. 51, Aussage von Guido Delphini. Siehe auch die auf Roncelin du Fos bezüglichen Urkunden in Abbé Galabert, »Les coutumes de Lacapelle«, Bulletin historique et philologique du Lot, 1897.
- 54 Merkwürdigerweise muß man feststellen, daß die von den Historikern aufgestellten Listen der Großmeister des Templerordens nicht miteinander übereinstimmen und daß manche darauf vorkommende Namen fiktiv wirken.
- 55 »Histoire générale de l'Art« — Allgemeine Kunstgeschichte — Band I, S. 308.
- 56 Matila Ghyka »Le Nombre d'or: rites et rythmes pythagoriciens dans le développement de la civilisation occidentale« — Die Goldene Zahl: pythagoreische Riten und Verse in der Entwicklung der abendländischen Zivilisation — Paris, 1952, 2 Bände.
- 57 »L'ésotérisme de quelques symboles géométriques« — Die Esoterik einiger geometrischer Symbole — Paris, 1960.
- 58 »Dictionnaire d'architecture« — Lexikon der Architektur.
- 59 »Les origines religieuses et coopératives de la franc-maçonnerie« — Die religiösen und kooperativen Ursprünge der Freimaurerei — Paris, 1953.
- 60 Diese Mitteilung gab Guillaume de Jerphanion am 19. März 1937 an die »Académie des inscriptions et belles-lettres«.
- 61 Griechisches Manuskript 2511.
- 62 Siehe Anhang I. Ein magisches Zahlenquadrat befindet sich auch auf dem berühmten Kupferstich von Albrecht Dürer »Melancholie«.
- 63 Teil CXXXIX.
- 64 »Le Courrier français«, 15. Januar 1833.
- 65 »C'est-à-dire«, Dezember 1960.
- 66 De Cabilone (Châlons-sur-Marne). Nicht zu verwechseln mit dem Namen des Zeugen: Cathalaunensis (Chalons-sur-Saône).
- 67 Bibliothèque nationale, lateinisches Manuskript 10 919, Blatt 84 und Rückseite.

Dritter Teil

- 68 Die korrekte Schreibweise ist MAXIMO und POSVERVNT.
- 69 Aus dem Gallischen *Bel*, Widder, und dem Lateinischen *sinus*, das Innere einer Sache, das Geheimnis. *Abelio* soll ein gallischer Gott gewesen sein. In seiner 1760 erschienenen »Description historique et géographique de la Haute Normandie« — Historische und geographische Beschreibung der Haute Normandie — schrieb der Benediktiner Dom Du Plessis über das Wort Vexin: »In der Sprache der alten Gallier bedeutete das Wort *Bel* Widder. Es ist bekannt, daß die Alten oft den Gott *Bel* mit Jupiter Ammon verwechselten, den sie mit Widderhörnern darstellten.« Bereits ein Jahrhundert zuvor hatte der Pfarrer Denyau in seiner »Histoire polytique de Gisors« auf die Namen der benachbarten Städte Montagny (Mons Agni, Lämmerberg), Mont Ouen (Mons Ovium — Berg der Mutterschafe) usw. hingewiesen.
- 70 Und auch durch Wortspiel mit *vexillum* — Fahne.
- 71 Das gälische Wort *Ullw* — Feuer — ist die einzige bekannte Wurzel sämtlicher Namen für Ulme, die auf Lateinisch *ulmus*, auf Skandinavisch *ulmr*, auf Angelsächsisch und Altdeutsch *elm*, auf Irisch *ailm* heißt usw.
- 72 Colin du Plessy »Légendes de l'Histoire de France. La Journée de Gisors« — Legenden aus der Geschichte Frankreichs.
- 73 Er heißt übrigens heute noch Place Baudoyer, abgeleitet von dem alten Verb *baudoyer*, *baudroyer*, d. h. Leder bearbeiten, gerben (Domherr Brochard »Saint-Gervais, Histoire de la paroisse d'après des documents inédits« — Saint-Gervais, Geschichte der Gemeinde nach unveröffentlichten Dokumenten — Paris, 1954).
- 74 Die Kapelle Saint-Eutrope. Bei aufmerksamer Beobachtung der Dachtraufenhöhle stellt man fest, daß eines umgekehrt angebracht ist und dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es weist genau auf den Eingang zu diesem unterirdischen Gewölbe hin. Im 17. Jahrhundert bildete die Lage dieser Kapelle Gegenstand eines Prozesses zwischen dem Klerus von Saint-Gervais und dem Großprior des Temple« (Urteilsbeschuß des Parlaments vom 6. und 24. Februar 1618, Archives Nationales, 5070). Nun war aber der Templerorden offiziell seit über dreihundert Jahren aufgehoben...
- 75 Diese Liste erscheint in den »Acta Latomorum« von Thory, Paris, 1814.
- 76 Ulyse Robert »Vie du pape Calixte II.«, S. 197.
- 77 La ferme de Brémule, Gemeinde Gaillardbois (Eure) bei Ecouis.
- 78 Brochard, s. Anm. 73.
- 79 Im »Rolandslied« ist dieser Gottfried von Anjou Bannertträger Karls des Großen.
- 80 Ober die Geschichte der Burg von Woodstock vgl. E. Marshall »Early History of Woodstock Manor«, Oxford 1876.
- 81 *Hic iacet in terra — Rosa Mundi non rosa munda — non redolet sed olet — quod redolere solet.*

- Der Geschichtsschreiber der Burg von Woodstock, E. Marshall, vermutet, diese Inschrift beziehe sich auf alle Frauen namens Rosamond. Warum findet sie sich dann ebenfalls auf dem Grab eines Domherrn im Kloster Saint-Bertrand-de-Comminges, im Bistum des Einhorn, das Clemens V. unterstand?
- 82 Siehe unter anderem den Panther auf der Grabsäule Tut-ench-Amuns im Louvre, Paris.
- 83 Robert Viel »Les origines normandes du Blason« — Die normannischen Ursprünge der Heraldik — 1958.
- 84 Siehe deren Abbildung in Fr. Sandford »Genealogical History of Kings of England« — Genealogische Geschichte der Könige von England — London 1677.
- 85 Michelet, siehe Anm. 51, Aussage vom 27. November 1309.
- 86 Michelet, s. o.
- 87 G. Lizerand »Le dossier de l'affaire des Templiers« — Das Dossier des Templerfalles — Paris, 1923.
- 88 »Etude sur les historiens du Vexin«, Mémoires de la Société historique de Pontoise et du Vexin, Band VII, Jahrgang 1885, Seite 79.
- 89 Der Befehl ist im Britischen Museum in London unter der Bezeichnung M 33, Caligula D 111, Blatt 4, zu besichtigen.
- 90 Catherine Bearle »Times and Lives of the Early Valois Queens« — Zeit und Leben der ersten Königinnen aus dem Haus Valois — London, 1899.
- 91 Blanka von Navarra wurde im August 1350 Witwe. Sie hatte tatsächlich eine Tochter — Johanna, genannt Blanka, die im Mai 1351 geboren wurde und im September 1371 starb.
- 92 »Les douze clefs de la philosophie« — Die zwölf Schlüssel der Philosophie — édition de E. Canselier, Paris, 1960. Basilius Valentinus, Benediktinermönch der Abtei St. Peter zu Erfurt, Erzbischof und Kurfürstentum Mainz, lebte noch 1413. Es wird erzählt, man habe seine Manuskripte ein Jahrhundert später in einer vom Blitz getroffenen Säule der Abtei wiedergefunden.
- 93 L. N. Blangis »Le prisonnier de la tour de Gisors« — Der Gefangene im Turm von Gisors — Elbeuf, 1873.
- 94 René Alleau »De la nature des symboles« — Über die Natur der Symbole — Paris, 1958, S. 103.
- 95 Vgl. Baron de Reiffenberg »Histoire de l'Ordre de la Toison d'Or« — Geschichte des Ordens vom Goldenen Vlies — Brüssel, 1840. Am Tag der Ordensgründung in Brügge wurde unter den Gästen »ein völlig lebendiger, blau bemalter Widder mit fein vergoldeten Hörnern« verteilt. Der Orden berief 22 Generalkapitel ein und beendete dann seine offizielle Existenz.
- 96 Ein englisches Manuskript aus dem 12. Jahrhundert, das in Oxford aufbewahrt wird, zeigt Baumeister, die einen Astrolab benutzen. Im Museum für Geschichte der Wissenschaften in Oxford ist ein Astrolab zu besichtigen.
- In dem Werk von A. C. Crombie »Medieval and Early Modern Science« — Wissenschaft des Mittelalters und der frühen Neuzeit — Band I, 5. bis 13. Jahrhundert (New York, 1959) finden sich sämtliche tech-

- nische Daten über den Mechanismus des Astrolabs sowie über die Angaben, die man mit ihm ermitteln konnte.
- 97 Blaiseau ist durch seinen Namen l'Ardent (der Feurige) als Feuer gekennzeichnet und als verrückt, da er keinen Kopf hat. Ebenso wie er tanzen die Irrlichter im Moor, um die Reisenden irrezuführen. Früher wurden sie auch »Ardents« oder Gobelins genannt. Doch die Bezeichnung Blaiseau für das Irrlicht konnten nur sehr gute Lateiner ersinnen, denn Blaiseau bedeutet Feuer (*blaserius* — Brand) und zugleich verrückt (*blesus*, von *blatere* — Dummheiten sagen). Es handelte sich also ursprünglich nicht um eine Volkssage, sondern um eine von Gelehrten in Umlauf gesetzte »Schlüssellegende«.
- König Karl VI. verlor den Verstand beim sogenannten »Bal des Ardents«, der — wie bekannt ist — im Schloß der Königin Blanka stattfand. Es liegt in der Ebene »des Gobelins«, die an die Bièvre angrenzte. Nach dieser Ebene hatte sich die berühmte Färberfamilie Gobelin genannt, die dort wohnte.
- Im Mittelalter gab es in Italien, in Neapel und Viterbo, eine Gelehrten-gesellschaft namens »Académie des Ardents«. Sie stand unter der Schutzherrschaft der heiligen Rosa und hatte als Emblem einen roten Schmelzriegel auf glühenden Kohlen.
- 98 Pierre Larousse »Grand dictionnaire universel«.
- 99 Diodoros von Sizilien berichtet, nachdem das Schiff Argo in einen Sturm geraten war, sah man in den Haaren von Castor und Pollux Flammen erscheinen, ein Zeichen für den Schutz der Götter. Danach legte sich der Sturm.
- Tatsächlich tauchen bei Gewitter häufig Irrlichter, Produkte der Reibungselektrizität, auf Schiffsmasten auf. Die Seeleute nennen sie Castor und Pollux.
- Das »castor« genannte Tier, der Biber, hieß im Altfranzösischen »bièvre« (skandinavisch *bifr*, englisch *bever*) aus dem Sanskrit *bohbru* — der Rote. Aus dem Namen des Flusses Bièvre leitet sich die alte gal-lische Stadt Bibracte ab, heute Mont-Beuvray, Morvan. Bibracte war der Sitz des bedeutendsten Druidenkollegiums. Ausgrabungen haben hier einen Schwan aus Bronze zutage gefördert, der aus der Zeit vor dem Römereinfall stammt.
- 100 Das ist bei den Kirchen von Torpo und Al in Norwegen der Fall, über die A. de Pennendreff schreibt: »Ihr Äußeres ist von den Schiffsbauten inspiriert worden. Sie tauchen in den Ländern der Wikinger nach der wundersamen Bekehrung des Piratenkönigs Olaf im 11. Jahrhundert auf. Ihre reiche Ornamentik bringt uns das Wesen beinahe unbekannter Glaubensformen nahe. Die Christianisierung der nordischen Stämme ging so zögernd vor sich, daß diese christlichen Kirchen noch lange Zeit mit den heidnischsten Skulpturen Europas verziert wurden.« (»Peintures murales de Norvège« — Wandmalereien Norwegens — Jardin des Arts, Oktober 1959).
- 101 »Sur le navire de Sutton Hoo« — Über das Schiff von Sutton Hoo — vgl. Lady Wheeler »Les grandes aventures de l'archéologie« — Die großen Abenteuer der Archäologie — Paris, Laffont, 1960.

- 102 Als Geometrie wurde damals die Architektur bezeichnet. Der Ausdruck findet sich in dem Skizzenbuch des Baumeisters Villard de Honnecourt (13. Jahrhundert).
- 103 In der Heraldik heißt dieser Stern Strahl des Karfunkels. Nun ist Karfunkel (von *carbunculus* — glühende Kohle) der alte Name für Granat. Er erinnert durch seine rote Farbe an den Stein der Weisen. Ferner bezeichnet der Strahl des Karfunkels einen Teil des Wappens, *gironné* genannt, das heißt geheim, eine weitere Analogie zum Stein der Weisen. Aus diesem Grund wird er auch hermetischer Stern genannt.
- 104 »Sur la fontaine de Vert-Bois« — Über den Brunnen Vert-Bois — vgl. Fulcanelli »Demeures philosophales«.
- 105 Auf griechisch sind die Initialen Jesu Christi I und X auch die Anfangsbuchstaben des Wortes *ἰχθῦς* Fisch. Außerdem trat die Frühlingsnachtgleiche ungefähr bei Christi Geburt vom Zeichen des Widders, in das sie zur Zeit Abrahams getreten war, in das der Fische. In den römischen Katakomben wird auf einem symbolischen Sgraffito ein Widderkopf dargestellt, den eine Fischgräte verlängert.
- 106 Der Turm des Gefangenen, der Kerker Poulains, ist das genaue Äquivalent des alchemistischen Ofens, des Turms, der das »Gefängnis des Kükens« enthält. Die beiden französischen Worte »poulain« (Füllen) und »poulet« (Küken) gehen auf das lateinische *pullus* (Junges) zurück, ebenso *puellus*, das Knäblein, das Neugeborene.
- 107 Deshalb unterschiebt Nodier dem Gefangenen die Unterschrift *Pontani*. *Pontanus* bedeutet nämlich Seemann. In seinem »Lettre d'un philosophe sur le secret du Grand Œuvre« — Brief eines Philosophen über das Geheimnis des Großen Werkes — (La Haye, 1686) zitiert René Pierret einen Pontanus neben Nicolas Flamel und Arnold von Villanova. Der Verfasser der Inschrift in Gisors hat übrigens seine Buchstaben so gezeichnet, daß man sowohl Poulain als auch Pontani lesen kann, um dadurch seine Eigenschaft deutlicher kenntlich zu machen. Man sieht, daß die U und die N mit demselben Zeichen II und die I und die T mit demselben I gebildet sind.
- 108 Vor der Revolution gab es nicht weniger als einunddreißig Bruderschaften in Gisors. Die älteste, Notre-Dame de la mi-août, stammt aus dem Jahre 1360. In die Bruderschaft der Pèlerins de saint Jacques — sie wurde im 15. Jahrhundert gegründet und ließ eine der Säulen errichten — wurde man erst aufgenommen, wenn man die Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela gemacht hatte.
- 109 Siehe II. Buch der Chronik, 3, 15—17.
- 110 Verfassung von Anderson »Die alten Pflichten«. Zur Legende der Freimaurer von Hiram sowie zum Ritual bei der Aufnahme in den Grad des Meisters siehe J. Boucher »Le symbolisme maçonnique« — Der Symbolismus der Freimaurerei — Paris, 1939.
- 111 Mariä Lichtmeß, auch Reinigung der Jungfrau genannt. In seinem »Dictionnaire mytho-hermétique« (Paris 1787) belehrt uns der Benediktiner und Alchimist Dom Antoine-Joseph Pernety, »daß die Jungfrau der Mond oder quecksilberhaltiges Wasser der Philosophen ist, nachdem es von unreinem und arsenhaltigem Schwefel gereinigt wurde«.
- 112 »Histoire de Gisors«, 1896, Seite 203. Heute ist es unmöglich, die Runde um diese interessante Säule auch nur einmal, geschweige denn mehrmals zu machen, da eine Mauer errichtet wurde, die sie in ganzer Länge teilt.
- 113 Der heilige Nikolaus wird »Wundertäter« genannt, in England, Rußland und Deutschland ebenfalls. In Deutschland gab man seinen Namen (Nickel) dem Schutzpatron der Erzminen, daher auch die Bezeichnung Nickel. Im Mittelalter griff der Minnesänger Jehan Bodel d'Arras in seinem »Spiel von Sankt Nikolaus« auf die Überlieferung zurück, wonach er die ihm anvertrauten Schätze hütet. Der Heilige wird auch häufig mit drei goldenen Geldbeuteln (oder drei goldenen Äpfeln), die auf einem Buch liegen, dargestellt, zur Erinnerung an die drei Geldbörsen, die er einer jungen Prostituierten schenkte, um ihr die Hochzeit zu ermöglichen. Sankt Nikolaus ist der Schutzpatron der Studenten und Schüler, da er drei junge Studenten, die ein Fleischer mit dem Küchenmesser zerstückelt und eingepökelt hatte, wieder auferweckte. Hierbei handelt es sich um eine normannische Legende aus dem 13. Jahrhundert. Ursprünglich waren es jedoch drei zu Unrecht verurteilte Offiziere, die der Heilige dem Henker entriß, daher ist er auch Schutzpatron der Gefangenen. Nach L. Réau »Iconographie de l'Art chrétien« wurde die ursprüngliche Legende aus folgendem Grund abgewandelt: »Im Mittelalter werden die Gefangenen immer in einem in der Mitte geteilten Turm dargestellt. Die drei gefangenen Offiziere, deren Kopf aus einem kleinen Turm hervorsah, wurden für die drei in einen Zuber getauchten Jungen gehalten, woraus dann die Phantasie des Volkes ein Pökelfaß machte.« Schließlich ist Sankt Nikolaus Schutzpatron der Seefahrer. Er schaffte auf wunderbare Weise eine Fracht von ägyptischem Getreide, welche die Seeleute bei einem Schiffbruch verloren hatten, wieder herbei (Glasfenster in Saint-Merri, Paris). Im Mittelalter gab es einen Orden der Argonauten von Sankt Nikolaus. Andererseits wird er häufig dargestellt, wie er einen Baum fällt (Museum in Wien, Kirchen in Bulgarien und in der Bukowina, Kathedrale von Manresa in Spanien).
- Der heilige Claudius, Schutzpatron der Gerber, wurde im 7. Jahrhundert in Salins geboren. Er hat etwas mit Sankt Nikolaus gemeinsam — auch er erweckte drei Kinder wieder. Man sieht, wie gelehrt der Bildhauer war, der die Säule der Lohgerber geschaffen hat. Er hieß Nicolas Coulle.
- 114 Der heilige Hermes ist auch der Schutzpatron von Salzburg. Er ist dort auf einer Hausorgel zu sehen, die der Komponist der »Zauberflöte« betrachten konnte.
- 115 In mehreren alten Texten findet sich die Schreibweise Ethe.
- 116 Robert Denyau schrieb im Jahre 1629 eine »Histoire polytique de Gisors«, die unveröffentlicht blieb. Nach seinem Tode wurde sie auf seinen Wunsch dem Kloster der heiligen Dreieinigkeit der Stadt übergeben. Es ist unbekannt, durch welche mysteriösen Umstände die Arbeit zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts bei einem Orientalisten in Hamburg landete, der sie den Archiven von Rouen hinterließ. Ebenso wenig weiß man, wieso der zweite Band, der sich mit der Kirche be-

faßte, aus diesen Archiven verschwunden ist. Ein Resümee dieses Bandes, das sich »Histoire de la ville et de l'antiquité de Gisors« betitelte, wurde 1912 von dem Archäologen und Historiker Louis Passy gefunden. Zur Zeit gehört er Privatleuten in Gisors, deren reichhaltige Bibliothek jedoch den Forschern hartnäckig verschlossen bleibt. Das Wappen des Pfarrers Denyau ist auf einem Glasfenster der Kirche abgebildet.

117 So wird beispielsweise durch Umstellung

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19
O M A T E R D E I M E M E N T O M E I
zu

3 2 1 7 8 10 11 4 5 6 13 14 19 17 15 9 12 18 16
A M O D E M E T E R E N I M T I M E O

- 118 S. C. — Wahrscheinlich *Sanctus Clarus* (Heiliger Clarus).
- 119 E. de Clérambault »Les enceintes fortifiées: le donjon de Gisors« — Die Festungsgürtel: der Wehrturm von Gisors — Beauvais, 1900.
- 120 Manuskript J. J. 106, Seite 406 und folgende.
- 121 Der Abt hat den Titel dieses Exemplars folgendermaßen bezeichnet: »Anciennes remarques faites sur l'histoire de Gisors par le Sr. Denyau, curé en l'an 1660« — Alte Anmerkungen zur Geschichte von Gisors von Herrn Denyau, Pfarrer im Jahre 1660. Das beweist, daß er die verschwundene Arbeit Denyaus in Händen hatte und daß Alexandre Bourdet bestimmte Auskünfte daraus bezog.
- 122 Hierzu vgl. »Paris-Normandie«, 25. März 1947.
- 123 Im Wald von Tronçais (Allier) wurde eine dieser Schwarzen Madonnen in einer hohlen Eiche gefunden. Eine »Madonna zur Eiche« gibt es auch in Dangu bei Gisors.
- 124 *Hermetik*. Von Hermes Trismegistos abgeleiteter Name der Alchimie. Diese entstand auf dem Boden der Gnosis in Ägypten. Nach dem Verfall Alexandriens wurde sie von den Arabern übernommen und weiter entwickelt. Aus arabischen Quellen lernte sie das Abendland im 11. bis 12. Jahrhundert kennen. Ihre Hochblüte erlebte die Alchimie am Ausgang des Mittelalters, wobei ihr ursprüngliches Wesen bereits vielfach zugunsten einer magischen Ausdeutung zurücktrat. In dieser Zeit des Niedergangs entstanden Hermetische Gesellschaften und Geheimbünde.
- 125 Sein Emblem war ein Rotes Kreuz, in dessen Mitte sich eine weiße Rose befand. Seit dem Jahre 1188 soll der Orden dreizehn Mitglieder gehabt haben, entsprechend der Zahl der Tierkreiszeichen. Der oberste Meister, Nautonier genannt, nahm stets den Namen Johannes an. Der erste habe sich Johannes II. genannt. Heute würden wir uns in der XXI. Regierung des Johannes befinden.
- 126 Helix, Helis (aus dem Indogermanischen Wel), griechisch: Spirale, Wendeltreppe.
- 127 Vorschriften für die Geistlichen, Grad des Komturs. Priorei von Zion.
- 128 Die Buchstaben wurden durch Benutzung des Quadrats aus drei erhalten.
- 129 Gédéon Dubreuil »Essai historique sur Gisors et ses environs« — Historischer Essay über Gisors und seine Umgebung — Gisors, 1856.

INHALTSVERZEICHNIS

Erster Teil

DER ALTE MANN UND DIE ERDE

Ein Exorzist im Stall	11
Ein ruhiger Gärtner	14
Die sagenhafte Krypta	18
Wehe den Siegern!	21
Zwei Mäzene und ein Maulwurf	24
Eine »Ariadne«, ein Labyrinth — und ein Ariadnefaden	28

Zweiter Teil

DAS DOPPELLEBEN DER TEMPLER

Neun Ritter bewachten ein Feld	40
Das Schwert und der Schild	44
Der Bruch	48
Das Füllhorn	54
Der Sturz	57
Der Prozeß	65
Der Schatten eines Zweifels	76
Geologie der Götter	80
Und auf diesen Felsen	91
Die wunderbaren Geheimnisse von Meister Roncelin	102
Der Baphomet	113
Das Erbe	120
Der Schwank	124
Und der Schatz?	132

Dritter Teil

DAS RÄTSEL VON GISORS

Verwandschaft in Bild und Stein	146
Die Baumeister	158
Die Liebhaber der Königin Blanka	175
Die Burg der drei Wagen	180
Isis, du bist verborgen im Vexin	191
Und jetzt die Beweise	205

ANHANG,

BIBLIOGRAPHIE UND ANMERKUNGEN

Anhang I · Ansicht eines Hermetikers	215
Anhang II · Zeittafel	234
Bibliographie	237
Anmerkungen	241

TAFELVERZEICHNIS

Tafel I	gegenüber Seite 32
Tafel II	33
Tafel III	48
Tafel IV	49
Tafel V	96
Tafel VI	97
Tafel VII	112
Tafel VIII	113
Tafel IX	148
Tafel X	149
Tafel XI	156
Tafel XII	157
Tafel XIII	192
Tafel XIV	193
Tafel XV	208
Tafel XVI	209



Gérard de Sède ist 1921 geboren; er entstammt einer gascognischen Familie, die mit Papst Clemens V., der im Jahr 1312 den Templerorden aufhob, verwandt ist. Studium in Paris und Toulouse. Mit zwanzig Jahren versucht er sich ein wenig in allen Berufen, im Krieg war er Widerstandskämpfer, kam ins Gefängnis, flüchtete und wurde Maquis. Er erhielt zwei Auszeichnungen für die Befreiung von Paris. Gérard de Sède ist seit 1946 Journalist. Er reist und nimmt an verschiedenen internationalen Konferenzen als diplomatischer Korrespondent einer großen Presseagentur teil. Im Jahr 1956 ließ er sich als Landwirt nieder. Auf diese Weise machte er die Bekanntschaft von Roger Lhomoy, dem Schloßwart von Gisors, dessen außergewöhnliches Abenteuer Gegenstand dieses Buches ist.

